

## DIE LISTEN DER EVIDENZ

**Mediologie**

Band 15

Eine Schriftenreihe des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs

»Medien und kulturelle Kommunikation«

Herausgegeben von Ludwig Jäger

# **DIE LISTEN DER EVIDENZ**

**Herausgegeben von Michael Cuntz,  
Barbara Nitsche,  
Isabell Otto und Marc Spaniol**

**DuMont**

Diese Publikation ist im Sonderforschungsbereich/Kulturwissenschaftlichen  
Forschungskolleg 427 »Medien und kulturelle Kommunikation«, Köln, entstanden  
und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen  
Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

Erste Auflage 2006  
© 2006 DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten  
Ausstattung und Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten (Hamburg)  
Gesetzt aus der DTL Documenta und der DIN  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Satz: Fagott, Ffm  
Druck und Verarbeitung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 10: 3-8321-7979-8  
ISBN 13: 978-8321-7979-3

## INHALTSVERZEICHNIS

**Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol**

Die Listen der Evidenz.

Einleitende Überlegungen 9

### SEKTION 1: EVIDENZ. SYSTEMATISCHE ERWÄGUNGEN

**Ludwig Jäger**

Schauplätze der Evidenz: Evidenzverfahren und  
kulturelle Semantik. Eine Skizze

37

**Irmela Schneider**

Die Liste siegt

53

**Helmut Lethen**

Der Stoff der Evidenz

65

**Bill Nichols**

*Evidence* – Fragen nach dem Beweis

86

### SEKTION 2: BEWEIS UND ZEUGENSCHAFT. VOR ORT

**Jürgen Fohrmann**

Einleitung: Beweis und Zeugenschaft. Vor Ort

103

**Barbara Nitsche**

Augenzeugenschaft als Authentisierungsstrategie  
in mittelalterlichen illuminierten *Roman de Troie*-Handschriften

106

**Tal Golan**

Aus der Seele sprechen: Recht, Psychologie  
und das Beweismaterial vom Schauplatz der Psyche um 1900 123

**Sirka Laass**

»Poverty viewed at a distance«:  
Zur Störung des dokumentarischen Blicks  
in James Agees und Walker Evans' *Let Us Now Praise Famous Men* 141

**Gabriele Schabacher**

Die Evidenz des Faktischen.  
Autobiographie, Verifikation und der Fall Wilkomirski 159

**Joanna Barck**

Fragile Evidenzkörper und wirksame Gemälde:  
Wie Spielfilme Historizität simulieren 178

**SEKTION 3: ÜBERSICHT. AUFLISTEN UND ABKÜRZEN**

**Petra Löffler**

Einleitung: Übersicht. Auflisten und Abkürzen 199

**Felix Keller**

Die Evidenz der Gesellschaft.  
Die Genealogie visueller Objekte im *American Journal of Sociology* 203

**Isabell Otto**

Massenmedien wirken. Zur Aporie einer Evidenzlist 221

**Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke**

Selbstbeobachtungswerkzeuge zur cross-medialen,  
sozialen Netzwerkanalyse kulturwissenschaftlicher Communities 239

**Barbara Ventarola**

Die Abkürzung auf Umwegen.  
Überlegungen zum historisch-epistemologischen Standort  
des *Cannocchiale Aristotelico* Emanuele Tesauro (1654) 255

#### SEKTION 4: GESTEN DER GRENZZIEHUNG. EIN-/AUSSCHLUSS

##### **Friedrich Balke**

Einleitung: Gesetz der Grenzziehung. Ein-/Ausschluss 277

##### **Leander Scholz**

Anrufung und Ausschließung.  
Zur Politik der Adressierung bei Heidegger und Althusser 283

##### **Jörn Ahrens**

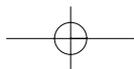
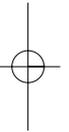
Mensch oder Embryo? Frühembryonale Lebensformen  
und Probleme einer Bestimmung des Menschen 298

##### **Michael Cuntz**

Das gebannte Staunen. *Admiratio* und *evidentia*  
in Jean de Lérys *Histoire d'un voyage faict en la terre du Brésil* 314

**AUTORENANGABEN** 336

**ABBILDUNGSNACHWEISE** 340



**Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol**  
**DIE LISTEN DER EVIDENZ. EINLEITENDE ÜBERLEGUNGEN**

Was *Evidenz* für sich beansprucht, bleibt unhinterfragt, ist beweiskräftig, steht klar vor Augen, leuchtet unmittelbar und auf direktem Wege ein. Evidenz spricht für sich selbst oder bürgt für anderes. Sprachliche wie bildliche Ordnungen stützen sich auf interne Evidenzen, die selbst nicht zur Disposition stehen und nicht in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Gleichzeitig verweisen diese Ordnungen auf Evidenzen und Beweise, die außerhalb und unabhängig von ihnen gegeben zu sein scheinen. Doch in welchem Verhältnis stehen das Offenkundige und das Selbstverständliche, das Grundlegende und das Augenfällige, Autonomie und Verweis zueinander? Jede der soeben aufgezählten Charakterisierungen von Evidenz mag zutreffend sein – aber sind sie auch alle miteinander vereinbar? Gibt es *eine* Evidenz, die gleichzeitig all dies auf sich vereint? Viel eher verweist diese heterogene Aufzählung auf eine Vielzahl von Spielarten und Formen der Evidenz. Und diese Liste der Evidenzen birgt Widersprüche und Probleme, die noch deutlicher werden, wenn man nach ihrer Historizität, der raumzeitlichen Beschränktheit ihrer Geltungsbereiche fragt. Evidenzen sind nicht so zeitlos, festgefügt und unbegrenzt haltbar, wie es zunächst den Anschein hat. Schließlich wird die vermeintlich so selbstverständliche Einheit des Archipels der Evidenzen nicht nur von innen, sondern auch von außen bedroht, denn die Evidenzen unterhalten gefährliche Verwandtschaften. Nicht nur gefährlich, sondern nachgerade notwendig ist ihre Verwandtschaft mit der *List*. Und dies, obwohl die *List* in vielerlei Hinsicht das Gegenteil der Evidenz zu sein scheint: Sie wirkt im Verborgenen und auf Umwegen, reagiert spontan und situativ auf das Bestehende, Beständige und Allgemeingültige, also genau auf das, wozu sich Dinge, Sachverhalte etc. zählen lassen müssen, um als evident zu erscheinen. Dennoch kann Evidenz sich nur behaupten, wenn sie sich mit der *List* verbündet. Sie bedarf immer deren Mitwirkung und Vermittlung.

Marcel Détienne und Henri Vernant haben in ihrer Studie über die altgriechische *Metis* diese als praktische wie listige Weisheit charakterisiert, die aus der systematischen Philosophie, der *episteme* und ihren ewigen Wahrheiten ausgeschlossen bleiben sollte, weil sie zu sehr in die irdischen Dinge, ihren Schmutz, ihre Kontingenz und ihre unberechenbaren Wechselfälle verstrickt war.<sup>1</sup> Obwohl sie damit ein Prinzip benannt haben, das viel mit Michel de Certeaus Charakterisierung der Taktik in Opposition zur Strategie gemein hat,<sup>2</sup>

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

10

machen sie auch darauf aufmerksam, dass die Grenzen weniger klar verlaufen, als es zunächst den Anschein hat: Anders als Platon räume Aristoteles der Metis durchaus einen Platz in seiner Philosophie ein.<sup>3</sup> Bedenkt man des Weiteren, dass auch Pallas Athene, die als die Göttin der Rationalität gilt,<sup>4</sup> eben diese Metis zur äußerst diskreten Mutter hat<sup>5</sup> und zudem in Homers *Odyssee* als die Mentorin des Odysseus *polymetis*<sup>6</sup> auftritt, dass aber Rationalität ebenso wenig wie Rhetorik ohne Evidenz(en) auskommen kann, so deutet sich an, dass der Weg von den Listen der Intelligenz zu den Listen der Evidenz nicht sehr weit ist.

Wenn wir aber nach den geheimen Beziehungen und den komplexen Wechselwirkungen zwischen Evidenzen und Listen fragen, wollen wir sogleich ein naheliegendes Missverständnis ausräumen. Wir zielen nicht in der hunderttausendsten Reiteration eines sattsam bekannten apokalyptischen Gestus auf die Enthüllung, Entlarvung und die simple Zurückweisung jeglicher Evidenz als trügerisches Konstrukt ab. Denn jeder Versuch, über die Evidenz hinaus zu gelangen oder zu einem Zustand diesseits der Evidenz vorzudringen, entzieht sich selbst den Boden. Die größte List der Evidenz besteht darin, unentbehrlich zu sein. Doch enthebt dies nicht der Nachfragen.

Der vorliegende Band geht auf ein Symposium zurück, das im Februar 2004 im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs *Medien und kulturelle Kommunikation* stattgefunden hat. Das Symposium diente innerhalb der Diskussion des Forschungskollegs zur Vorbereitung der dritten Förderphase (2005–2008), in der sich das Kolleg die Erforschung »*unterschiedliche[r] Register medialer Sichtbarmachung* im Hinblick auf ihre kommunikative und kulturelle Leistung«<sup>7</sup> zur Aufgabe macht. In diesem Zusammenhang sollte auch der Begriff der »Evidenz« als ein projektübergreifender Zentralbegriff diskutiert werden. Damit positionierte sich das Forschungskolleg in Anknüpfung, aber auch in entscheidender Differenz zu aktuellen Debatten der *Visual Culture*. Anschließend an bildwissenschaftliche Forschungen war auch dem Forschungskolleg daran gelegen, die Unhaltbarkeit einer Privilegierung eines der beiden Systeme Text und Bild herauszustellen. Allerdings legte das Kolleg besonderen Wert darauf zu betonen, dass eine gleichberechtigte visuelle Kultur nicht erst für die Gegenwart auszumachen ist, sondern dass das Nebeneinander von visuellen und sprachlich-textuellen Verfahren eine historische Dimension hat, etwa auch in Visualisierungsstrategien mittelalterlicher Handschriften zu beobachten ist.<sup>8</sup> Wichtig war dem Forschungskolleg zudem die Konturierung einer nicht auf Visualität eingeschränkten Sichtbarkeit: Über geläufige visuelle

Verfahren hinaus sollten etwa auch sprachlich-mediale Verfahren als Strategien der Sichtbarmachung beobachtet werden.<sup>9</sup> Das Symposium situierte sich demnach in einer Forschungsdiskussion, die in den letzten Jahren im deutschsprachigen Wissenschaftsbereich den Begriff der Evidenz in den Fokus von bild-, medien- und kulturwissenschaftlichen sowie wissenschaftshistorischen Beobachtungen gerückt hat und von deren Virulenz nicht zuletzt die Vielzahl rezenter Konferenzen beredtes Zeugnis ablegt.

Die Evidenz-Diskussion lässt sich einem zunehmenden Interesse in den Kulturwissenschaften und in der wissenschaftshistorischen Forschung an Fragen der Visualisierung zuordnen, das »auf der Einsicht [beruht], daß Bilder an der Formierung von Wissen maßgeblich beteiligt sind, daß sie Sachverhalte nicht einfach reproduzieren, sondern diese verändern, organisieren oder sogar zuallererst hervorbringen.«<sup>10</sup> Zu dieser Frageperspektive haben in den vergangenen Jahren Konferenzen wie »Medien des Lebens« (Weimar 2003), »Fotografie als Quelle der Medizingeschichte« (Stuttgart 2003) oder »Screening Science« (Linz 2005) stattgefunden.

Im Zusammenhang dieser Diskussion von Visualisierungsfragen stehen auch Tagungen, die sich explizit mit der durch den etymologischen Wortsinn verbürgten Komponente des Visuellen im Begriff der Evidenz beschäftigt haben. So fragte Ende des Jahres 2003 etwa eine Sektionsveranstaltung der Konferenz »Das Verbindende der Kulturen« in Wien: »Was bedeutet visuelle Evidenz?« Die Sektion rückte dabei die technisch-digitalen Bilder in den Mittelpunkt ihrer Diskussion, knüpfte also an gegenwärtige Verfahren der »argumentativen Funktion«<sup>11</sup> von Bildern an. Dass visuelle Evidenzproduktion kein auf die Gegenwart beschränktes Verfahren ist, haben zwei Konferenzen in den Folgejahren deutlich gemacht: Im November 2004 wurden im Rahmen des Berliner Sonderforschungsbereichs *Kulturen des Performativen* »Spektakuläre Experimente – Praktiken der Evidenzproduktion im 17. Jahrhundert« verhandelt. Unter dem titelgebenden Begriff des Spektakulären ging es der Konferenz um den »Anteil der Theatralität in den experimentellen Praktiken der Wissensproduktion«, um den »Schauwert« der Herstellung von Evidenz.<sup>12</sup> Für denselben Zeitraum untersuchte dann die Tagung »Evidentia. Reichweiten visueller Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit« des Münchener SFB *Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit* zu Beginn des Jahres 2005 Evidenz hinsichtlich ihrer visuellen Implikationen. Im Zentrum der Diskussion stand hier die Frage, inwiefern sich Visualität in den in der Frühen Neuzeit sich verändernden Feldern des Glaubens, des Wissens und der Erfahrung als wahrheitsfähig erweist.<sup>13</sup>

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

12

Im Rahmen der Diskussionen einer bildlichen Evidenz bzw. der Evidenzproduktion durch Visualisierung wurde auch der Stellenwert des Visuellen in diesem Konzept problematisiert. Insbesondere die Vortragsreihe »Evidenz – das sieht man doch« (2003/2004) in Braunschweig und die Konferenz am IFK Wien »Bild und Evidenz« (2003) haben nach Verfahren gefragt, die Evidenz über Visualisierung hinausgehend herstellen. Rolf Nohr beschreibt in einem in Anschluss an die Braunschweiger Vortragsreihe entstandenen Sammelband mit dem Begriff der »Evidenzstiftungsgeste« Strategien, die das Augenscheinliche überhaupt erst zum unmittelbar einsichtig Wahren werden lassen. Nicht-visuelle Verfahren sind also bei der Evidenzproduktion mit am Werk: »Die Herstellung (man könnte auch sagen: der Sprechakt) eines analytisch-theoretischen Sprechens über Objekte des Visuellen erzeugt immer auch den Effekt der Beglaubigung [...]«. <sup>14</sup> Obwohl Nohrs Konzeption die visuelle Evidenz in den Vordergrund stellt und es ihm vorrangig um das »Medial-Evidente«, um die »Verbindung des [...] Augenscheinlichkeitsbildes mit dem technischen Bildmedium« geht, <sup>15</sup> macht er – und damit folgt er letztlich auch den vertrauten Bahnen von Roland Barthes' Rhetorik des Bildes, die die Text-Bild-Relation auch nur von der Frage aus denkt, was der Text mit dem Bild macht, nicht umgekehrt – ein Primat des Sprachlichen als Ordnungsprinzip und eine Nachrangigkeit des Sichtbaren in der visuellen Evidenz geltend. Ausgangspunkt ist hierbei die an Michel Foucaults diskurshistorische Analysen anschließende Überlegung, »dass die Ordnung über die Sprache ins Denken kommt; und dass sich somit jede Sichtbarkeitsstiftung als diskursive Wahrheitsfunktion erst in einem zweiten Schritt über den Mechanisierungsbegriff materialisiert.« <sup>16</sup> Das Sichtbare ist in dieser Auffassung nicht »an sich« evident, sondern es wird »zum Evidenten überformt.« <sup>17</sup> Problematisch daran ist eine bereits bei Barthes angelegte Korrelation, die im »französischen Denken« aber vor allem auf Lacans Auffassung des Imaginären zurückzuführen ist, das eben eine Ordnung des Bildes ist: Die Verengung von Evidenz auf das Visuelle, wobei beide gleichzeitig unter Generalverdacht gestellt werden – eine klassisch moralistische Geste der apokalyptischen Enthüllung des falschen Scheins. Dass, anders als Martin Jay meint, das »französische Denken« <sup>18</sup> dort, wo es nicht unter Lacans Einfluss steht, nicht prinzipiell dem Visuellen feindlich gegenübersteht, zeigt neben Derrida auch Foucault selbst. <sup>19</sup> Dies verdeutlicht vor allem Deleuzes Rekonstruktion des Verhältnisses von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten in dessen Denken, <sup>20</sup> wo es nicht um den Vorrang einer der beiden Ordnungen geht, sondern, wie in Foucaults frühem Aufsatz zu Magritte, um die anhaltenden Verschiebungen zwischen diesen Ordnungen, die niemals zur Deckung kommen. <sup>21</sup>

Auch den Konzepturen der Wiener Tagung »Bild und Evidenz«, Peter Geimer und Helmut Lethen, ging es vorrangig um die besondere Qualität *visueller* Evidenz, »einerseits im Bild zu sein, andererseits einer zusätzlichen Aktivierung zu bedürfen [...]. Die Evidenz hat ihren Ort im Bild, aber sie ist immer auch woanders: in der Bildlegende, die dem Blick eine Richtung vorgibt; in der Autorität einer Instanz, die das Bild produziert hat; in den Funktionen der Technik, auf der seine Herstellung beruht.«<sup>22</sup>

Evidenz ist in den letzten Jahren jedoch auch unter rhetoriktheoretischer Perspektive diskutiert worden. Rüdiger Campe etwa hat vorgeschlagen, Evidenz als kulturwissenschaftlichen Leitbegriff zu etablieren, wofür er drei Gründe nennt: Der Begriff reagiere zum Ersten auf die »in den letzten fünfzehn Jahren begonnene Institutionalisierung der Kulturwissenschaft als Fach« und die dabei leitenden Kategorien »Repräsentation« und »Anthropologie«.<sup>23</sup> Evidenz sei ein Begriff, der es möglich mache, beide Kategorien zu umfassen und als Alternativen sichtbar zu machen. Zum Zweiten macht Campe geltend, dass Evidenz-Debatten in der vor allem von Foucault herausgestellten historischen Umstellung von Repräsentation zu Anthropologie eine große Rolle spielen. Schließlich weist er auf eine Gemeinsamkeit zwischen Kultur- und Evidenzbegriff hin: Für Ersteren lasse sich eine Spannung zwischen normativem Begriff und der Kontingenz einer bestimmten Ordnung ausmachen; ebenso sei Letzterer zweigeteilt in eine metaphysisch-mathematische Evidenz, die »den Anspruch auf die Unmittelbarkeit ihrer Einlösung«<sup>24</sup> bezeichne, und eine durch rhetorische und ästhetische Verfahren hergestellte und damit uneinheitliche Evidenz. Ist allerdings der Aspekt des Medialen in den Forschungsdebatten über visuelle Evidenz zentral, so blendet ihn das Unternehmen, einen rhetoriktheoretisch informierten Evidenzbegriff in den Kulturwissenschaften zu etablieren, vollständig aus. Bei Anselm Haverkamp wird diese Ausblendung der Medien in seinem ebenfalls programmatischen Text »Evidenz. Performanz. Latenthaltung« zum Postulat: Die Tatsache, dass die Evidenz, um evident zu sein, die Verfahren ihrer Erbringung unsichtbar halten bzw. in ihnen aufgehen soll, mache »die Medien zum Liebling der Evidenzkultur, aber ungeeignet als Leitmodell für Kulturwissenschaft.«<sup>25</sup>

Dem Forschungskolleg *Medien und kulturelle Kommunikation* geht es in seiner dritten Förderphase im Unterschied zu den skizzierten Positionen gerade darum, die Leistung von Medien in der »Kommunikation der Evidenz« auszuloten. Diese Forschungsperspektive schließt einerseits an die Debatte um die Evidenzproduktion mittels medialer Visualisierungsverfahren an, beobachtet diese jedoch nicht in einem auf Visualität eingeschränkten Sinn. Andererseits

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

14

setzt auch das Kolleg auf eine kulturwissenschaftliche Fundierung eines rhetorischen Evidenzbegriffs und verwendet hierzu den Verfahrens begriff. Allerdings geht es in dieser Konzeption der Evidenzverfahren gerade nicht darum, den Aspekt des Medialen auszublenden, vielmehr weist der Aspekt des Verfahrens auf eine zentrale medientheoretische Grundentscheidung des Kollegs, »sich einer Theorie des Medialen *operativ* und nicht durch essentialistische Theorieprogramme zu nähern.«<sup>26</sup> Die Differenz zu Campe und Haverkamp markiert sich in der Bestimmung von Evidenzverfahren als transkriptiven Verfahren: Diese werden als mediale Prozessierungsformen verstanden, »in denen *Sichtbarmachungs-* und *Veranschaulichungseffekte* im Hinblick auf die Frage fokussiert werden, was sie zur Evidenzbildung kultureller Semantiken beitragen.«<sup>27</sup> Damit wird es möglich, die verschiedenen, aber komplementär sich zuarbeitenden Reduktionen und Exklusionen zu vermeiden, die die beiden skizzierten Hauptstränge der aktuellen Debatte um die Evidenz charakterisieren. Während der eine Strang Evidenz vornehmlich unter ihren visuellen Erscheinungsformen betrachtet und deren Geltungsanspruch hinterfragt, indem die Mitwirkung von Sprache – diese liefert dann den diskursiven Kontext, ist das verleugnete lineardiachrone gegenüber dem punktuell-synchronen Bild/Artefakt – bei ihrer Herstellung enthüllt wird, weigert sich der andere Strang, Medialität überhaupt als relevant für die Behandlung von Evidenz zu erachten – und dies läuft auf nichts anderes als die Indifferenz oder Feindlichkeit gegenüber dem Bild hinaus. Beiden Ansätzen gemeinsam scheint immer noch eine implizite Gleichsetzung von Medium und Bild, während die Medialität von Sprache nicht in den Blick rückt. Die größte List der Evidenz wäre hier gerade ihre Unsichtbarkeit.

Die erste Evidenz, die es zu hinterfragen gilt, ist die des einenden Begriffs »Evidenz« selbst. Ebenso wenig wie es DIE Evidenz gibt, lässt sich eindeutig beantworten, wie Evidenzen funktionieren. Evidenzen, die jedes Verfahren ihrer Herstellung und Behauptung kaschieren müssen, stehen neben solchen, die ausdrücklich auf die Ausstellung ihres Verfahrens setzen. Dies kann so weit gehen, dass es das Verfahren selbst ist, das als quasi-rituelles den Status unhinterfragbarer Evidenz genießt. Dabei muss man nur (aber natürlich nicht nur) an die katholische Eucharistie denken, deren Vollzug die Evidenz für die Transsubstantation liefert, die selbst keinerlei Evidenz hat. Aber auch neue Erkenntnis wird häufig unter völliger Offenlegung der Verfahren produziert. Dies kann man schon im Dritten Buch von Aristoteles' *Rhetorik* nachlesen, in der die Augenscheinlichkeit, etwa einer Metapher, auch deswegen an die Tätigkeit und Belebung geknüpft wird, weil sie den Zuhörer zu einer geistigen Tätigkeit anre-

gen soll, die darin besteht, »seine[] bisherige[] Vorstellung« zu revidieren und zu sagen: »Wie wahr! Ich habe mich geirrt!«. <sup>28</sup> Diese unstrittig erkenntnisfördernde Revision alter Evidenzen durch neue wird von Aristoteles explizit an Sprachspiele geknüpft, in denen – modern ausgedrückt – die Signifikantenebene und die poetische Funktion der Sprache explizit *sichtbar* wird. <sup>29</sup>

Doch geht es nicht nur um die Frage, ob die *Verfahren der Herstellung* sichtbar oder unsichtbar bleiben. Wir glauben, dass zwischen Evidenz einerseits und Sichtbarmachung und Sichtbarkeit andererseits unterschieden werden kann und muss. Auch wenn für Evidenz schon etymologisch der Nexus zu Sehen und Sichtbarkeit (*evideri*), zu Strahlkraft und Leuchten postuliert wird (*enárgeia*): Evidenzen sind häufig offenkundig und unhinterfragt, weil sie ebenso unsichtbar bleiben wie ihr vermeintliches Gegenteil, die Listen. Im Fall der Evidenzen ist diese Unsichtbarkeit paradoxerweise gegeben, *obwohl* sie allen vor Augen stehen. Niemand wusste das vielleicht besser als Edgar Allan Poe und sein Detektiv Auguste Dupin, der sich bei der Suche nach dem entwendeten Brief den folgenden Wortwechsel mit dem Polizeipräfekten G liefert:

»Perhaps it is the very simplicity of the thing which puts you at fault,«  
said my friend.  
»What nonsense you *do* talk!« replied the Prefect, laughing heartily.  
»Perhaps the mystery is a little *too* plain,« said Dupin.  
»Oh, good heavens! who ever heard of such an idea?«  
»A little *too* self-evident.« <sup>30</sup>

Eine Bemerkung, die den guten Präfekten in schallendes Gelächter ausbrechen lässt. Wer die Geschichte zu Ende gelesen hat, weiß aber, dass der entwendete Brief einfach – darin bestand die geniale List – zu offensichtlich vor aller Augen placiert war, um von den eifrigen Polizisten gesehen, wahrgenommen zu werden. Man kann den Ort ebenso einen blinden Fleck nennen wie das an ihm placierte Dokument: Der Brief kam so unscheinbar daher, dass niemand ihn der Untersuchung und Befragung für wert erachtete. Und doch ist er das Zentrum oder Fundament des gesamten Systems. Poe hat in seinem *conte philosophique* noch ein weiteres treffendes Bild für solche Phänomene gefunden, wenn er ein Spiel beschreibt, in dem es darum geht, ein Wort zu erraten, das der Mitspieler auf einer Landkarte ausgesucht hat:

[T]he adept selects such words as stretch, in large characters, from one end of the chart to the other. These, like over-largely lettered signs and

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

16

placards of the street, escape observation by dint of being excessively obvious; and here the physical oversight is precisely analogous with the moral inapprehension by which the intellect suffers to pass unnoticed those considerations which are too obstrusively and too palpably self-evident.<sup>31</sup>

Vielleicht noch etwas komplexer liegen die Dinge in Blaise Pascals *De l'esprit géométrique ou de l'art de persuader*, einem Traktat, der konsequent jede Grenzziehung zwischen Geometrie und Theologie unterläuft.<sup>32</sup> In diesem Text argumentiert Pascal explizit, dass die Grundbegriffe der Geometrie, Zeit, Raum, Bewegung etc. sich jeder diskursiven Definition entziehen, nichtsdestoweniger aber das gesamte Gebäude der Geometrie auf diesen als ihrem Fundament ruht.<sup>33</sup> Nun scheint Pascal zu sagen,<sup>34</sup> dass die Natur dieser Begriffe dem Menschen gar nicht bekannt sei. Vielmehr reiche es aus, dass bei der Nennung eines dieser Begriffe, etwa *temps*, alle wissen, worauf gezeigt wird, und ihre Gedanken oder ihr geistiges Auge in die Richtung des gleichen Objekts wenden. Wenn Paul de Man diese Begriffe Vektoren nennt,<sup>35</sup> dann bringt er damit auf den Punkt, dass in diesen Begriffen nichts sichtbar wird, es sei denn eine semantisch absolut leere Adresse. Die List der Evidenz dieser Grundbegriffe läge also in der Verwechslung, die pures Verweisen für positives Vor-Augen-Stellen hält. Doch Pascals Beschreibung dieser List ist selbst eine List, denn implizit ist sein Argument ein anderes: Das Zeigen in die richtige Richtung dient nur zur Beruhigung des Vulgus. Zwar gibt es in der Tat keine Definition der Begriffe wie Zeit, Raum, Bewegung (und Mensch). Aber, so Pascal, Definitionen würden ohnehin nie etwas anderes tun als bloß zu zeigen, zu verweisen (*désigner*). Der verständige Geometer (und Theologe) weiß aber auch so um den positiven Inhalt dieser Begriffe,<sup>36</sup> denn die geometrische Wissenschaft

suppose donc que l'on sait quelle est la chose qu'on entend par ces mots: mouvement, nombre, espace; et, sans s'arrêter à les définir inutilement, elle en pénètre la nature, et en découvre les merveilleuses propriétés. [Hervorhebung Verf.].<sup>37</sup>

Auch darüber hinaus ist das Beispiel gleich in zweierlei Hinsicht relevant: Erstens legt es dar, dass die radikale Selbst-Evidenz, die jedes Verfahren kategorisch zurückweist, ihre Autorität nicht selten durch eine radikale Exklusion der Unerleuchteten begründet, die natürlich mit der Behauptung einhergeht, sich auf höchste, gar göttliche Autorität berufen zu können. Zweitens ist es äußerst

belangreich, dass das *Zeigen* in Pascals Ausführung eine solch große Rolle spielt. Gerade im Rahmen unseres Bandes, der auch Texte von anglo-amerikanischen Beiträgern enthält, darf dies nicht unerwähnt bleiben. Denn das Feld der Evidenzen erstreckt sich zwischen zwei radikal gegensätzlichen Weisen des Zeigens. Einerseits haben wir es mit dem zu tun, was man im Deutschen verstärkend-präzisierend Selbst-Evidenz nennen kann und was im Englischen immer *self-evidence* heißt. Hier kann das Evidente für sich selbst stehen, sprechen und bürgen und das heißt: Es verweist und zeigt auch auf sich selbst. Ganz anders verhält es sich mit dem, was man im anglo-amerikanischen Sprachraum unter *evidence* versteht.<sup>38</sup> Diese *evidence* dient gerade nicht dazu, auf sich selbst zu verweisen, sondern ihre Evidenz ist eine der Unhinterfragbarkeit einer Relation. *Evidence* zeigt beweisend und unwiderlegbar auf ein Anderes, ein Ereignis, eine Tat etc., zu dem bzw. der sie eine indexikalische Relation unterhält. Doch zwischen diesen beiden klar zu unterscheidenden Polen spannt sich eine Zone, in der die Dinge weitaus weniger klar sind. Denn es gibt Formen von Evidenzen, die dadurch gewonnen werden, dass Verfahren nachdrücklich auf das mit Evidenz Auszustattende zeigen, aber auch solche, in denen die Evidenz auf das Verfahren ihrer Hervorbringung zeigt, die ihrerseits unhinterfragbar geworden ist und so den Status des Evidenten erlangt hat. Vollzieht man diese Zeigespiele nach, kann einem schnell schwindlig werden. Woher kommt die Evidenz? Wo ist sie gerade? Ist sie nicht immer gerade anderswo, wenn man an einem Ort nachfragt? Es kann gut sein, dass Evidenzen einer apokalyptischen Struktur unterliegen, wie Jacques Derrida sie für das prophetische Sprechen beschrieben hat, bei dem nicht mehr unterscheidbar ist, wer gerade wem seine Stimme leiht und wohin man auf der Suche nach dem ursprünglichen Absender, der ursprünglichen Autorität verwiesen wird.<sup>39</sup>

Den thematisch fokussierten Sektionen unseres Bandes steht ein Quartett systematischer Erwägungen voran, die das heterogene Feld der Evidenzen aus verschiedenen Richtungen abschreiten.

*Ludwig Jäger* unterscheidet in seinem Beitrag »Schauplätze der Evidenz: Evidenzverfahren und kulturelle Semantik. Eine Skizze«, der ausdrücklich sprachliche Formen der Evidenz behandelt, zwischen epistemischer und rhetorischer Evidenz. Dabei interessiert ihn die Funktion beider Typen für die Prozessierung und Bewahrung kultureller Semantiken. Während die erste Spielart die Form einer unmittelbaren subjektiven Gewissheit annimmt, muss die zweite Form erst diskursiv, also in einem intersubjektiven Verfahren gewonnen werden. Nur in letzterer Spielart, so Jäger, werden die Verfahren auch sicht-

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

18

bar gemacht, während ihre Sichtbarkeit im Fall der epistemischen Evidenz einer Störung gleichkommt, ihre Unsichtbarhaltung aber als genuine List der epistemischen Evidenz aufzufassen wäre.

In »Die Liste siegt« entwirft *Irmela Schneider* ein Panorama der mannigfaltigen Funktionen der Liste u.a. als Technik der Macht, Bestandteil der Archäologie der Verwaltung, Form der verknüpften Informationsdarbietung und -speicherung sowie Verfahren des Aussagens. Dabei zeigt sie die enge Verbindung zwischen Listen und Evidenz auf: Als Mittel der knappen Darstellung, die häufig den Status eines Quasi-Bilds erlangt, das »auf einen Blick« erfasst werden kann, sowie als Kontroll- und Ordnungsinstrument, das Gesellschaft und ihre Koordinatensysteme definiert und somit auch entscheidet, wer inkludiert (*in*) ist und wer exkludiert (*out*).

*Helmut Lethen* beschäftigt sich in »Der Stoff der Evidenz« vor allem mit dem Begehren nach der Präsenz einer Substanz, einer Materialität, die jeder Sinnhaftigkeit noch voraus ginge, und sieht darin eine Bewegung, mit der die Kulturwissenschaft sich gegen sprachphilosophische Errungenschaften des *linguistic turn* auf phänomenologische Positionen zurückbezieht. In seiner intensiven Auseinandersetzung mit den Positionen von Hans-Ulrich Gumbrecht und Georges Didi-Huberman zögert er, dieses Interesse an der Evidenz einer Präsenz »dem aufgeklärten Gelächter von Semiotikern und Konstruktivisten auszuliefern«. <sup>40</sup> Vielmehr bezieht er eine ähnliche Position wie der späte Borges, der in der Konventionalität und Rekurrenz bestimmter Metaphern und Gemeinplätze gerade ein Signum ihrer überindividuellen Gültigkeit sah.

Der Beitrag von *Bill Nichols* zu »Evidence – Fragen nach dem Beweis« befasst sich mit den Strategien, mittels derer in Diskursen Beweismaterial aus Tatsachen produziert wird. Die spezifische Evidenzlist besteht dabei in der Auslagerung des Beweises als externem Referenten, auf den der Diskurs dann verweisen und auf den er seine Autorität und Glaubwürdigkeit stützen kann. Dagegen argumentiert er zu Gunsten einer Rückbesinnung auf die Hierarchie der Beweise in der Aristotelischen *Rhetorik*, die über die externen, kunstlosen die in der kunstvollen rhetorischen Rede produzierten Beweise stellt, und plädiert dafür, sich auch dem im Fokus seines Interesses stehenden Dokumentarfilm in erster Linie unter dem Aspekt der Disposition des Materials zum Zweck des *movere* der Betrachter zu nähern, anstatt auf der Frage nach der objektiven, beweiskräftigen Darstellung der Fakten zu beharren.

Die Sektion *Beweis und Zeugenschaft*. *Vor Ort* trifft sich zunächst mit Jean Baudrillards Befund eines unstillbaren gesellschaftlichen Bedürfnisses nach

›Realität‹, dem eine Flut von Zeugnissen, Bild-Text-Reportagen, Dokumentarfilmen oder Direktberichterstattungen Rechnung trägt.<sup>41</sup> Insbesondere im Bereich der audiovisuellen Massenkommunikation haben Formen des Dokumentarischen allem abgeklärten Wissen um die Möglichkeiten der Fälschung zum Trotz nach wie vor Hochkonjunktur. Stellt Baudrillard weiterhin fest, die mythisch-magische Dimension der vollkommenen Gegenwärtigkeit des dokumentierten Geschehens für den Betrachter resultiere gerade daraus, dass er nicht dabei war,<sup>42</sup> lässt sich daraus nicht nur die Generierung eines ›Vor-Ort-Effektes als zentrale List der dokumentarischen Einstellung ableiten, sondern es lassen sich daran zwei Folgerungen anschließen: erstens, dass die Illusion, Unmittelbarkeit und Erfassung des Geschehens kombinieren zu können, offenbar gerade durch eine Vermittlungsarbeit zustande kommt, die auf Reduktion, Selektion und Aufbereitung des Geschehens und der an den Beobachter weitergegebenen Eindrücke beruht. Dass die Tatsache, direkt am Ort des Geschehens zu sein, keineswegs Überblick und Verständnis des Geschehens garantiert, ist vor rund einem Jahr bei der Tsunami-Katastrophe in Südostasien wieder für viele deutlich geworden. In der Literatur sind eher Schlachten als Großereignisse dargestellt worden, auf die von keiner Position aus ein privilegierter Blick geworfen werden kann. So sah es bereits Montaigne, der weder der Expertise der in der Kriegskunst Bewanderten noch den Soldaten am Kriegsschauplatz trauen wollte und deswegen für das Verfahren der vergleichenden Befragung plädierte.<sup>43</sup> Die zweite Folgerung wäre, dass das Begehren nach Partizipation mit überschaubarem Risiko vielleicht ausschlaggebender ist als das Streben nach Wahrheit. Infolgedessen ist die ideologisch-affektische Adressierung des Publikums eine ebenso wichtige Kategorie wie die Beteuerung der Wahrheit der Information. Störungen der Vor-Ort-Relation, seien sie bloße Panne oder gezielte Verweigerung, können ebenso gut hier ihren Ausgangspunkt nehmen.

Spätestens mit der Weitung der Perspektive über landläufig als ›massen-medial‹ begriffene Kontexte hinaus trennen sich unsere Wege von denen Baudrillards. Weder lässt sich in Bausch und Bogen von der Ordnung des Simulakrums sprechen, in der nur Zeichen auf Zeichen verweisen, noch kann man, was der Begriff des *Vor-Ort-Effekts* vielleicht suggeriert, jedes Rekurren auf Dokumente und Zeugenschaft einfach als rhetorisches Täuschungsmanöver suspendieren. Über eine häufig *de facto* gegebene Unentscheidbarkeit hinaus ist spätestens beim Einbezug der juridischen Institution der Entscheidungszwang hergestellt. Im Einzelfall muss natürlich stets geprüft werden, ob Zeuge und Beweis stichhaltig sind, die generelle Sinnlosigkeit dieser Kategori-

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

20

en zu unterstellen, würde allerdings die Institution sprengen. Solche Fälle der faktischen Entscheidung für den Beweis, für das Dokument und die Zeugen-schaft unterlaufen wiederum Baudrillards Diktum eines Zeitalters des Simulakrums, das sich selbst bequem darin einrichtet, sich nicht zwischen aufgeklärter Immunität gegen die Täuschung und der Nostalgie der verlorenen Authentizität und Eigentlichkeit entscheiden zu müssen. An die Stelle von Pauschalantworten müssen Fragen nach dem konkreten *Wie* der Verfahren treten: Wie werden Augenzeugen und Dokumenten Attribute wie Glaubwürdigkeit, Authentizität, Zeugnischarakter aufgrund der Annahme ihrer Anwesenheit am Ort und zum Zeitpunkt des Geschehens zugesprochen? Wie werden sie als Träger- und Speichermedien einer Autopsie autorisiert? Wie den Adressaten, abhängig von den jeweiligen medialen Bedingungen, je unterschiedliche Möglichkeiten des überprüfenden und partizipatorischen Nachvollzugs suggeriert? Was wird für wen wie sichtbar, hörbar, erlebbar, beweisbar, nachvollziehbar? Wie funktioniert die Autorisierung des Dokuments einerseits und wie das Dokument als Medium der Autorisierung andererseits? Welche institutionellen Rahmungen werden vorgenommen, um etwas als Dokument wahrnehmbar zu machen? Wem wird die Autorität zugestanden, etwas als Dokument oder als Beweismaterial zu deklarieren? Welche Eigenschaften werden dem Dokument zugeschrieben? Welche Rückkopplungseffekte gibt es zwischen institutionell-autoritativ instauriertem Dokument und der Autorisierung von Institutionen und ihren Repräsentanten durch Dokumente? Zur Erörterung verschiedener medialer und epistemologischer Konstellationen wurde der diachrone Beobachtungsrahmen über die Periode der massenmedialen Moderne hinaus erweitert.

Nicht Homer, sondern den beiden ›Augenzeugen‹ Dares und Dictys kommt in mittelalterlichen Erzählungen vom Trojanischen Krieg besondere historische Glaubwürdigkeit zu, da diese am Geschehen um Troja vermeintlich beteiligt gewesen seien und regelrechte Kriegstagebücher geführt hätten, an die geradezu abenteuerliche Textauffindungs- und -tradierungsgeschichten geknüpft sind. Barbara Nitsches Beitrag zu »Augenzeugenschaft als Authentisierungsstrategie in mittelalterlichen illuminierten *Roman de Troie*-Handschriften« zeigt auf, wie altfranzösische Handschriften dieses Textes ihre *auctoritas* und ihre Authentizität über das Zusammenspiel von Text, Rubrikatorhinweisen und Bildprogramm generieren und Augenzeugenschaft in Buchautorität transformieren.

Bestrebungen der experimentellen Psychologie des frühen 20. Jahrhunderts, Zugang zu Gerichtsverfahren zu finden, stellen im amerikanischen juris-

tischen System eine Herausforderung gegenüber traditionellen Verfahren der Zeugenbefragung dar, wie der Beitrag »Aus der Seele sprechen: Recht, Psychologie und das Beweismaterial vom Schauplatz der Psyche um 1900« von *Tal Golan* darlegt. Vertraute das Gericht auf die persönliche Integrität eines Zeugen bzw. die Glaubwürdigkeit seiner Aussage, so betont die Experimentalpsychologie die quasi »natürliche« Unzuverlässigkeit seiner Beobachtungen. Ihr geht es nicht länger ausschließlich um den Schauplatz, die Rekonstruktion des lokalen »vor Ort« eines Verbrechens durch den glaubwürdigen Augenzeugen, sondern vornehmlich um die Analyse des »innere[n] Schauplatzes der Psyche des Tatzeugen«.44

*Sirka Laass* verfolgt in »Poverty viewed at a distance«: Zur Störung des dokumentarischen Blicks in James Agees und Walker Evans' *Let Us Now Praise Famous Men*«, wie der Schriftsteller Agee und der Fotograf Evans ihre Rolle als Augenzeugen und Berichterstatter »vor Ort« in ihrer Text- und Fotodokumentation über das Leben von drei Pachtbauernfamilien in den USA der 1930er Jahre selbst in Frage stellen, wenn sie sich im Verlauf ihrer Studie mit den Authentisierungs- und Autorisierungsgesten der dokumentarischen Praxis kritisch auseinandersetzen. Laass zeichnet diese Problematisierung der Augenzeugenschaft bei Agee und Evans nach und analysiert, wie sich die im Textteil artikulierende kritische Reflexion Agees auf die Dokumentation aktueller Lebenswirklichkeit auswirkt.

*Gabriele Schabachers* Beitrag »Die Evidenz des Faktischen. Autobiographie, Verifikation und der Fall Wilkomirski« beschäftigt sich am Beispiel einer Shoah-Autobiographie mit der Frage der gattungstheoretischen Rahmung von Autobiographien. Sie untersucht dazu den Status des Autobiographen als historischem Zeugen und beschreibt die damit verbundenen Legitimationsprobleme. Dabei zeigt sie die Wechselwirkungen zwischen der Evidenz des Faktischen in der Autobiographie und der Evidenz des Faktischen für die Autobiographie als Gattung auf.

*Joanna Barcks* Beitrag »Fragile Evidenzkörper und wirksame Gemälde: Wie Spielfilme Historizität simulieren« befasst sich mit der Übertragung bildbasierter Evidenz auf den filmischen Gegenstand. In diesem Kontext analysiert sie am Beispiel des Historienfilms *THE PRIVATE LIFE OF HENRY VIII.*, wie authentische historische Gemälde eingesetzt werden, um dem Film visuelle Überzeugungskraft zu verleihen und für das historisch-biographische Werk die Legitimation eines »dokumentarischen« Zeugnisses zu suggerieren. Neben dem systematischen Zeigen bekannter Porträts der historischen Persönlichkeiten beschreibt sie mit dem *Tableau vivant* eine weitere, besondere Form der Bild-

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

22

inszenierung, die das Authentizitätsstiftende direkt in das Authentizitätsempfangende Medium überführt.

Die Sektion *Übersicht. Auflisten und Abkürzen* behandelt Darstellungen, die sich als abkürzende Verdichtungen formieren und so als zentrales Mittel der Evidenzstiftung im Bereich der Wissensordnung fungieren können. Diese Ökonomie der Abkürzung hat eine hohe Affinität zur Bildlichkeit. Offenkundig ist dies für Schemata, Icons, Symbole. Es gilt aber auch für statistische Listen zur Vermessung des Sozialen, Karten als mediale Topographien und Kurven, die Durchschnittswerte veranschaulichen, ebenso wie für die rhetorischen Verfahren des Exempels, der Metapher oder für Stilideale der *Pointe* und der *agudeza*, worauf schon das Wort selbst verweist, das die außergewöhnliche Sehschärfe angesichts blendender *enárgeia* bezeichnet. In kognitiver Hinsicht verfolgen diese Verfahren eine schnelle und eindeutige Adressierbarkeit: Sie erzeugen Evidenz im Sinne einer unmittelbaren Einsicht, wobei die Zahl der als einsehensfähig Adressierten durchaus variieren kann. Dabei spielen Abkürzungen zwei Ordnungen gegeneinander aus, wenn sie Komplexes in Einfaches transformieren und einen sequenziellen Sachverhalt auf den Punkt bringen. Doch Strategien des Abkürzens lassen sich nicht als bloße Reduktionen ihnen vorgängiger komplexer Ordnungen fassen. Sie sind immer auch anderes und mehr als Transformationen in Einfaches. Abkürzungen befinden sich in diesem Sinne gleichzeitig innerhalb und außerhalb der abgekürzten Ordnung. Sie verweisen nicht nur auf die komplexe Ordnung, die sie abkürzen, sondern stellen diese erst her. Als spezifische Verfahren, die Unsichtbares bzw. nicht Darstellbares konstituieren, indem sie es sichtbar machen, sind Abkürzungen keine sekundären Anordnungen, sondern Prozesse der Erzeugung von Wissen. Die Evidenzliste des Abkürzens besteht darin, diese Herstellungsprozesse entweder unsichtbar zu halten oder als ihrerseits fraglos notwendige Wege auszuweisen. Schematisierungen, Vermessungen oder Kartographien können nur evident und unzweifelhaft sein, wenn sie ihre Kontingenz und folglich jedes Konfliktieren mit konkurrierenden Verfahren der Sichtbarmachung ausblenden. Auf diese Weise stellen sie den Diskurs still, der sich um die unsichtbare bzw. undarstellbare Komplexität formiert.

Die Evidenz des Abkürzens besteht in der Eindeutigkeit der verknappenden Darstellung. Zentral für die List der Verknappung einer komplexen Ordnung ist das Versprechen, Zeit zu gewinnen.<sup>45</sup> Das Angebot einer Abkürzung gibt einen kurzen Weg – den unmittelbaren Zugriff auf die reduzierte Komplexität – als einem langen Weg – die komplexe Ordnung in ihrer Ganzheit –

gleichwertig aus: gerade so, wie ein Mathematiker die überflüssigen Zwischenschritte aus einem langen Lösungsweg herauskürzt. Dass der kürzere Lösungsweg auch als der elegantere gilt, zeigt, dass der ästhetische Aspekt auch in epistemologischen Kontexten weiterhin eine Rolle spielt. Doch der kurze Weg führt selten zum selben Ziel wie der lange. Da die Evidenzlist des Abkürzens gerade darin besteht, dies zu kaschieren, kann sich der Adressat hinsichtlich der postulierten Evidenz von abkürzenden Verdichtungen als getäuscht erfahren.

Die Unsichtbarkeit der Evidenzproduktion ist ebenso wie das Versprechen der Abkürzung jederzeit davon bedroht oder fordert dazu heraus, offen gelegt zu werden. Was evident war, wird dann als Betrug bezeichnet oder zum Irrtum erklärt. Statistische Daten können dann als falsche, Symbole als unzutreffende Darstellungen deklariert werden. Die abkürzende Verdichtung erzeugt eine Form von Evidenz, die sich nachträglich als vorläufige herausstellt. Eine mögliche Folge dieser ›Entlarvung‹ ist die Wiederaufnahme des Diskurses, den die Evidenz zuvor einer Stopppregel unterworfen hat; dies aber nur, wenn die Entlarvung zu einer grundsätzlichen Infragestellung der Verfahren führt. Zu behaupten, dies geschehe immer, greift zu kurz, hieße, den kritischen Wert dieser ›Entlarvung‹ und die Reichweite der ›Störung‹ zu überschätzen, die weitaus häufiger selbst Teil des Abkürzungsspiels ist, das die Produktion weiterer Hervorbringungen abkürzender Verdichtung anheizt.

In seinem Beitrag »Die Evidenz der Gesellschaft. Die Genealogie visueller Objekte im *American Journal of Sociology*« verfolgt Felix Keller den historischen Wandel der Verfahren, mittels derer die Gesellschaftswissenschaften ihrem Untersuchungsgegenstand visuellen Ausdruck verleihen. Keller konstatiert für die Gegenwart eine eigentümliche Kargheit der soziologischen Bilderwelten. Während Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend Fotografien verwendet wurden, dominieren heute statistische Graphiken in der einschlägigen Fachzeitschrift *American Journal of Sociology*. Diese Änderung lässt sich in der sozialen Sichtbarmachung mit einer spezifischen Leistung graphischer Repräsentationen in Verbindung bringen: Sie ermöglichen eine visuelle Stabilisation der heterogenen Sprache der Sozialwissenschaften.

Der Beitrag »Massenmedien wirken. Zur Aporie einer Evidenzlist« von *Isabell Otto* beschreibt, wie sich in der Frühzeit der Massenkommunikationsforschung gleichzeitige Bemühungen, einerseits Medienwirkungen sichtbar zu machen, andererseits den Mediennutzer als ›lebendiges Individuum‹ darzustellen, als unvereinbar erweisen. Es wird gezeigt, wie differente Verfahren, die einem abstrakten Medienpublikum Evidenz verleihen sollen, in eine Krise der

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

24

Wirkungsforschung führen, die sich in dem Forschungsergebnis ›Medien haben – wenn überhaupt – nur eine sehr geringe Wirkung niederschlägt. Otto argumentiert, dass im Rahmen der Lehrbuchgeschichte der Disziplin dieses Krisenereignis in eine Etappe innerhalb einer Progressgeschichte umgeschrieben wird.

*Marc Spaniol, Ralf Klamma* und *Matthias Jarke* befassen sich in ihrem Beitrag mit »Selbstbeobachtungswerkzeugen zur cross-medialen, sozialen Netzwerkanalyse kulturwissenschaftlicher Communities«. Sie beschreiben einen multidisziplinären Ansatz zur Untersuchung und Visualisierung von Netzwerk-Phänomenen mittels informatischer Methoden. Dazu werden abkürzende und abstrahierende Verfahren dargestellt und verglichen, die zur Sichtbarmachung von Störungen in Netzwerken unterschiedlichster Art eingesetzt werden können. Als Synthese der Ansätze aus verschiedenen Disziplinen präsentieren die Autoren eine neuartige Informationssystemmethodik und exemplarisch eine Analyse kulturwissenschaftlicher Forschungsnetzwerke.

Der Beitrag von *Barbara Ventarola*, »Die Abkürzung auf Umwegen. Überlegungen zum historisch-epistemologischen Standort des *Cannocchiale Aristotelico* Emanuele Tesauros (1654)«, untersucht die Evidenzlisten der Abkürzung an der doppelten Schnittstelle zwischen Vormoderne und Moderne einerseits und Wissenschaft und Ästhetik andererseits. Am Beispiel der berühmten Barockpoetik zeigt sie auf, wie der gerne als selbstreferentiell und ›umwegig‹ marginalisierte rhetorisch-ästhetische Diskurs des Barock dezidiert an der Herausbildung moderner Abkürzungsverfahren der Wissenschaften mitwirkt. Ausgehend von der These eines produktiven Dialogs Tesauros mit Descartes entwickelt sie eine neue Lesart des Traktats, die auch zum Überdenken vorherrschender Meinungen über die Pragmatik der Barockdichtung insgesamt einlädt.

Die letzte Sektion, *Gesten der Grenzziehung. Ein-/Ausschluss*, befasst sich mit der Evidenz der Grenze. Evidenz kommt nicht ohne Grenzen aus. Wenn etwas klar und prägnant vor Augen stehen soll, so muss es klar umrissen – so die Tradition, die die Linie der Farbe vorzieht<sup>46</sup> – und auch in seinen Ausmaßen begrenzt sein. Das Erhabene verträgt sich schlecht mit der Evidenz. Die Evidenz des Begriffs besteht nur so lange, wie seine Definition ihn klar abzustecken scheint – und dies gilt auch für den Begriff der Evidenz selbst. Für diese Sektion ist entscheidend, was im Titel vor dem Punkt steht. Die Aufmerksamkeit gilt nicht so sehr dem fertigen Produkt wie dem Prozess, dem Verfahren seiner Herstellung; die Hände, die die Grenzen zeichnen, sind noch nicht unsichtbar geworden. Gesucht wird nicht so sehr nach stabilisierten, einmal gezogenen

Grenzen, sondern nach Fällen und Momenten, in denen entweder ein Grenzverlauf auf Grund neuer Konstellationen gerade neu bestimmt wird, man also gewissermaßen das *making of* beobachten kann; Fälle, in denen die Position eines Subjekts zu einer Grenze in der Schwebelage gehalten oder in der das Verhältnis zwischen Innen und Außen ständig reaktualisiert wird, so dass vermeintlich ein für allemal gegebene Evidenzen als etwas erscheinen, das evident gehalten werden muss. Für letzteren Fall lässt sich argumentieren, dass sich daran nur besonders gut beschreiben lässt, was für jede Grenze wie für jedes Netzwerk gilt: Beide bleiben nicht von selbst bestehen. Für ihre Aufrechterhaltung muss ebenso Energie aufgewandt werden wie für ihre Veränderung.

Thematisiert werden Konstellationen, in denen das Ziehen einer klaren Grenze nicht möglich ist oder nicht gewünscht wird und in denen die Gesten der Inklusion und der Exklusion ambivalent bleiben. Was in der Planung zunächst auf den griffigen *double bind* »Komm rein, bleib draußen« gebracht wurde, müsste allerdings um Formeln wie »Bleib ruhig draußen, du bist trotzdem drinnen« oder »Danke, ich komme gerne rein, wenn ich draußen bleiben darf« ergänzt werden. Von besonderem Interesse waren gerade jene Fälle, in denen die Gesten der Positionierung flüchtig oder ambivalent bleiben. Dies kann das Suchen nach einer gleichsam parergonalen<sup>47</sup> Position in einer Zwischenzone sein oder die Zugehörigkeit des vermeintlich Exkludierten zum Bereich der Inklusion – wobei die Behauptung der Exzeptionalität, der Besonderheit oder Freiheit des Außen, für das die Regeln des Innen vermeintlich nicht gelten und *vice versa*, ebenso eine List ist wie die Vermittlung zwischen dem Wunsch hineinzukommen und der Furcht, nicht mehr zurück nach draußen zu gelangen.

Die Schwierigkeit, die Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Inklusion und Exklusion zu bestimmen, verdeutlicht der Beitrag von *Leander Scholz*, »Anrufung und Ausschließung. Zur Politik der Adressierung bei Heidegger und Althusser«. Scholz setzt sich mit der doppelten Adressierung der Anrufung (Althusser) auseinander, einer Struktur, die das Selbst als Unterworfenen wie als Zentrum der Initiative adressiert, das Subjekt zugleich individualisiert und rekrutiert. Diese auf den ersten Blick paradox anmutende Struktur der Anrufung lässt sich vor der Folie des »eingeschlossenen Ausschlusses« näher verstehen. Es handelt sich bei der Anrufung um einen Bann (Agamben) und nicht um eine Identifizierung. Die Selbstevidenz des Subjekts ist die Folge dieses gleichzeitig in- und exkludierenden Zugriffs.

Die Notwendigkeit einer Definition dessen, was als »Mensch« zu verstehen ist, führt zu immer neuen Versuchen, die Schwelle menschlichen Lebens in der frühembryonalen Lebensform, die Grenze zwischen Mensch und Somatik

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

26

zu bestimmen. Die gegenwärtigen Praktiken zeigen, dass sich der Mensch nicht ›biologisch‹, sondern allein kultursemiotisch definieren lässt, was allerdings – so Jörn Ahrens in »Mensch oder Embryo? Frühembryonale Lebensformen und Probleme einer Bestimmung des Menschen« – keineswegs dazu führt, dass man zu einer Evidenz des Menschen gelangt. Vielmehr entgleitet der Mensch als Zeichen kulturell-symbolischer Präsenz und Bedeutung, während seine physische Form für einen Prozess infiniter Fraktalisierung geöffnet wird.

Der Beitrag »Das gebannte Staunen. *Admiratio* und *evidentia* in Jean de Lérys *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil*« von Michael Cuntz beschreibt die Beziehungen zwischen Staunen und lebhaftem Vor-Augen-Stellen in diesem zentralen Text der Renaissance-Literatur über die Begegnung mit Amerika. Dabei verfolgt er das schwer kontrollierbare Wechselspiel der Wahrnehmung zwischen Klarheit und Prägnanz auf der einen Seite sowie der Übermacht des Eindrucks auf der anderen Seite. In diesem Zusammenhang untersucht er die Position des Beobachters, der, ohne zu partizipieren oder selbst im Mittelpunkt zu stehen, leicht marginal dem Geschehen beiwohnt. Hier offenbart sich die List eines Verfahrens, das den vollkommenen Einschluss des Beobachters ebenso wie seine Überwältigung auszuschließen versucht.

Wir waren darum bemüht, die Architektur des Bandes so zu gestalten, dass auch über die Sektionsgrenzen hinaus Verbindungen, Vernetzungen, Anknüpfungspunkte und Dialoge zwischen Beiträgen bestehen, seien sie systematischer, thematischer oder historischer Natur.<sup>48</sup> Ein besonders glücklicher Fall tritt dann ein, wenn mehrere dieser Kriterien erfüllt sind. Dies ist etwa bei den Aufsätzen von Sirka Laass und Felix Keller der Fall. Wenn Keller nach den Wandlungen in der Politik der Soziologie fragt, visuelle Medien einzusetzen, so wählt er damit nicht nur mit den USA den gleichen Ort wie Laass, sondern die in beiden Aufsätzen beschriebenen Strategien der Sichtbarmachung von Gesellschaft und gesellschaftlichen Prozessen werden als zueinander komplementäre lesbar. Auf der einen Seite steht das Setzen auf die Evidenz des Exemplarischen, das mit dem massiven Einsatz des Mediums Fotografie einhergeht. Auf der anderen Seite steht die Austreibung dieser auch in der frühen Soziologie gegebenen Evidenz des *pars pro toto* zu Gunsten eines abkürzenden Blicks und Zugriffs auf das große Ganze in Form von Graphen, Listen und Tabellen.

Einen ähnlichen thematisch-historischen Widerhall finden Bill Nichols' Überlegungen bei Tal Golan. Denn wenn dieser den Umgang der anglo-amerikanischen Juristen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit den Prozessarchiven beschreibt, so trifft sich dies mit eben jener Ausgangssituation auf dem

Feld der Historiographie, die der in Nichols' Argumentation zentrale R. G. Collingwood vorfindet und kritisiert: Juristen wie Historiker behandeln die schriftlichen Aussagen ihrer Vorgänger als *evidence*, als beweiskräftige Dokumente und Quellen, die direkten Zugang zur richtigen Gesetzgebung oder zur Wahrheit der Geschichte eröffnen.

Unterhält Irmela Schneiders Beitrag zur Evidenz der Listen über das Moment der Abkürzung enge Verbindungen zur gleichnamigen Sektion, so ist dieser Aspekt durchaus auch in Tal Golans Beitrag deutlich präsent: Das Ideal der Aussagepsychologie, mit dem sich die um ihre Autorität fürchtenden Juristen konfrontiert sahen, bestand in der Herstellung einer Werteskala, auf der die (Un-)Zuverlässigkeit jedes einzelnen Zeugen oder Angeklagten ihrerseits zuverlässig eingetragen werden konnte. Ein Blick auf diese Skala hätte jede auf mühsam erworbenem Erfahrungswissen beruhende richterliche Menschenkenntnis als ebenso langwierigen wie gefährlichen Umweg überflüssig gemacht.

Ein weiterer Zusammenhang ist historischer Natur: Auch wenn der Schwerpunkt der Beiträge auf dem 20. und 21. Jahrhundert liegt, reicht die diachrone Dimension in allen thematischen Sektionen weiter zurück als bis ins frühe 20. Jahrhundert: Barbara Nitsches Beitrag befasst sich mit einem Text des 12. und seiner Überlieferung in Handschriften des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts, Michael Cuntz führt mit seinem Beitrag in die Renaissance des späten 16. Jahrhunderts, Barbara Ventarola schließlich in den Barock des 17. Jahrhunderts. Allerdings gibt es auch weitere Gemeinsamkeiten: Die für Nitsche zentrale Rolle der *historia* als Augenzeugenschaft beschäftigt auch Cuntz, und wenn sein Beitrag nach der pädagogischen Funktion der *admiratio* im Text de Lérays fragt, so zieht auch Ventarola aus dieser Kategorie als kognitiver Leidenschaft<sup>49</sup> – hier in der Tradition von Descartes – ein Argument für ihre Relektüre des *Cannocchiale Aristotelico* als Text mit nicht nur poetischem, sondern vor allem epistemologischem Anspruch.

Die einzelnen Beiträge machen aber auch deutlich, dass Evidenz frühere zentrale Konzepte und Schwerpunkte des Forschungskollegs nicht einfach abgelöst hat, sondern eng mit diesen verbunden ist. Stellt Sichtbarmachung, wie oben ausgeführt, nur einen Teilaspekt von Evidenz dar und ist dabei keineswegs nur an Visualität und visuelle Medien geknüpft, so hat sich gleichwohl die Frage nach *Text-Bild-Verhältnissen* oder auch *Bild-Bild-Verhältnissen* als Prozessen der *Transkription* keineswegs erledigt, sondern ist in den Beiträgen von Nichols, Lethen, Nitsche, Barck, Laass, Keller, Spaniol/Klamma/Jarke, Ventarola, Ahrens und Cuntz von Belang. In Helmut Lethens Beitrag wird dieser Evi-

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

28

denzeffekt der Transkription mit einem weiteren Konzept enggeführt: Dort, wo Evidenz auf der Sichtbarmachung, auf dem Anziehen von Staunen und Aufmerksamkeit beruht, und dies geschieht im Medienwechsel, ist die Evidenz *Störung* des Gewöhnlichen, dessen, was »normal« ist und nicht in den Blick rückt. Evidenz wird hier generiert durch das *punctum*, nicht das *studium*.<sup>50</sup> Das kontingente Detail ist es, das einen Effekt generiert, der nicht nur einer der Realität, sondern auch des Realen ist, der Präsenz und Unmittelbarkeit. Dies war, wie Borges bereits lange vor Barthes schrieb,<sup>51</sup> schon immer die Strategie der detaillierenden *hypotyposis* (vgl. Schabacher, Cuntz, Laass und Otto) und generell der rhetorischen *evidentia*. Vermeintlich beliebig wird aus einem Katalog des Möglichen ausgewählt oder in einen Katalog des sinnhaft Verankerten mit eben diesem Sinn und seiner Ökonomie nicht Verrechenbares einschmuggelt, das in seinen Schauwerten häufig irritiert. Diese Facette der Störung ist wiederum zu unterscheiden von Fällen, in denen Fehlfunktionen (Spaniol/Klamma/Jarke) oder die Sichtbarwerdung von Verfahren (Jäger) die Evidenz selbst stören.

Um die Evidenz der *Adressierung* schließlich geht es in den Beiträgen von Isabell Otto und Leander Scholz. Beiden Beiträgen gemeinsam ist die Frage nach der Möglichkeit der Adressierung von Subjekten. Otto beschreibt eine Doppelung dieser Figur. In der Frage, ob die Adressierung von Massenmedien erfolgreich verläuft, müssen die statistisch arbeitenden Sozialwissenschaftler selbst nach Wegen der Adressierung der von ihnen Befragten suchen, die ihnen zuverlässig Aufschluss gewähren. Steht hier also die Konstitution des Subjekts als Mediennutzer im Zentrum, beschäftigt sich Leander Scholz mit der Konstitution des politischen Subjekts in seiner Anrufung: Nur weil das Subjekt sich in der Anrufung adressiert sieht, konstituiert es sich als solches – und glaubt dabei an seinen Freiraum, dessen Suggestion eine zentrale ideologische List wäre. Scholz zeigt demnach auch, dass es eine Scheinevidenz der Störung gibt, die ihrerseits bereits ein ideologischer Effekt ist. Die emphatische Feier der Transgression entbehrt längst jeder Grundlage.

Doch kann man auch zwischen die Fronten geraten. Nach der Position eines Beobachters und Autors, der Ethnologe ist oder Autopsie betreibt, aber auch poetisch schreibt, fragen sowohl Laass und Cuntz als auch Schabacher und Nitsche: Grenzkonflikte spielen eine entscheidende Rolle nicht nur in der Figur der Inklusion/Exklusion, sondern auch in der Form von Überschneidungen und Kollisionen von Geltungsgebieten. Die List der Evidenz, ubiquitäre Geltungsansprüche zu äußern, wird auf eine harte Probe gestellt, wo die Inkompatibilität von Ansprüchen mit lokaler Geltung sichtbar wird. Was als Gegebenes, als unhinterfragbares Fundament ausgegeben wird, erscheint, je nach termi-

nologischer Präferenz, als das Produkt einer Institution, eines Systems oder eines Netzwerks. Dies ist besonders zentral in den Beiträgen von Golan und Ahrens. Beide beschreiben einen Konflikt zwischen ausdifferenzierten Disziplinen und Institutionen. Und in beiden geht es um die Beschreibung einer Kampfzone, auf der um nicht weniger gefochten wird als um die Definition des Menschen. Geht es im einen Fall (Ahrens) um die Frage, wo das menschliche Leben beginnt, beschreibt Golan das Aufeinanderprallen verschiedener Konzeptionen des menschlichen Subjekts, die zunächst inkompatibel scheinen und deren Aushandlung zwischen Psychologie und Justiz im Einzelfall heute natürlich virulent und umstritten ist. Bei Jörn Ahrens sind die disziplinär-institutionellen Verwicklungen noch komplexer. Wo es um das Bild vom Menschen und die Grenze der individuellen menschlichen Existenz geht, sind nie nur Medizin und Biologie, sondern auch Religion, Ethik, Philosophie, aber auch eine von letzteren geprägte Bildtradition im Spiel. Beide Beiträge demonstrieren an zentralen Einsatzpunkten, dass, wer in modernen Gesellschaften nur die Bewegung zur Ausdifferenzierung und Autonomisierung von Systemen und Institutionen sieht und die Evidenz ihrer Grenzen festschreibt, in seinen Beschreibungen Entscheidendes ausblenden muss: Nur wenige der relevanten Gegenstände, mit denen wir in der gesellschaftlichen Wirklichkeit konfrontiert sind, tun uns den Gefallen, an den Grenzen von Institutionen oder Systemen Halt zu machen. Hybride, wie Bruno Latour sie zu Beginn seines Buchs *Nous n'avons jamais été modernes* beschreibt,<sup>52</sup> sind aus dem heutigen, modernen Wirklichkeitsverständnis alle kulturellen Artefakte, durch die die Grenze zwischen Fakt und Fiktion hindurch verläuft und in denen womöglich der Verlauf dieser Grenze nicht eindeutig geklärt werden kann. Dies ist im Fall einer »gefälschten« Holocaust-Biographie (Schabacher) zwar besonders brisant, gilt aber auch für andere Texte und Filme (Nichols, Barck), die auf die Wirklichkeit des Hier und Jetzt, des Hier und Dort und des Damals und Dort zugreifen, ohne Fiktionalitätssignale auszusenden oder im Verdacht der Fiktionalität (oder Lüge?) stehen. Vorneuzeitliche Verhandlungen dieser Differenz (Nitsche) entlocken dem aufgeklärten, also sich für modern haltenden, Betrachter hingegen häufig nur ein amüsiertes Lächeln, bei frühneuzeitlichen (Cuntz) behilft man sich gerne mit der Trennung des Rückständigen vom Zukunftsweisenden.

Als weiteres großes Thema durchzieht die Frage nach dem Status von Dokumenten und Beweismaterial unseren Band. Damit ist noch einmal die Deixis angesprochen, diesmal unter dem Gesichtspunkt der Wechselfälle des Index und der Indexikalität. Eine der großen Listen der Evidenz besteht heute darin, dass das Insistieren auf genaue und unwiderlegbare Angaben über die raum-

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

30

zeitliche Herkunft von Dokumenten und Beweismaterial – und die Behauptung ihres zuverlässigen Verweizens auf ein Ereignis – Seite an Seite steht mit dem Anspruch auf eine Allgemeingültigkeit, die gerade jede raumzeitliche Situierung, jede Indexikalität eines Werdens und Entstehens löscht. Darin aber manifestiert sich eine Paradoxie, die Lethen in der Lektüre Didi-Hubermans am Ende seines Beitrags auf den Punkt bringt. Es geht um die *Gleichzeitigkeit* des Begehrens nach Berührung und nach Distanz, in der jede unmittelbare Evidenz des Indexikalischen dementiert wird. Im direkten Kontakt scheint nichts auf, wird nichts deutlich und verständlich. Anders gesagt: Die Evidenz darf dem Stoff nicht zu nahe kommen, aus dem sie sich speist, ein Problem, das sich auch im Bann der ersten Begegnung (vgl. Cuntz) stellt. Stellt man diese Überlegungen aber an, ist man auch den Verweis auf jenen schuldig, der sie mit seinem Denken wie kein anderer angestoßen hat. Unverkennbar ist nämlich die Nähe dieser Figuren zu Jacques Derridas Schreiben über die Spur, die Urszene und die notwendige Nachträglichkeit jeder Sichtbarkeit: Was eingeschrieben wird, bleibt im Moment der Einschreibung stets unsichtbar.<sup>53</sup> Gleichwohl ist dies kein Plädoyer für die komplette Verwerfung jedweder Form von Indexikalität, der apokalyptischen Enthüllung des Trugs ihrer Evidenz. Dies meint Lethen, wenn er die Formelhaftigkeit der Beschreibung des Schmerzes nicht als Beweis für die Absenz eines Referenten nimmt, und es mag als generelles Fazit dienen, das für den Umgang mit Evidenzen allgemein gilt: Ihre vollständige Suspension in der Epoché der reinen Skepsis ist unlebbar.<sup>54</sup> Mag sie auch *de iure* gefordert sein, *de facto* ist sie unmöglich. Das prinzipielle Optieren für Ironie, Fiktion etc., die reflexhafte *suspension of belief* ist vielleicht nicht die intelligentere, sondern bloß die wohlfeile Geste dessen, der nichts riskieren möchte. Mit Pascal ließe sich sagen: »Oui, mais il faut parier«.<sup>55</sup> Mit Latour könnte man anmerken, dass etwas nicht deswegen weniger real ist, weil man um seine Gemachtheit weiß.<sup>56</sup> Die Geschichte der Distanznahme, darum geht es auch Didi-Huberman in *Ähnlichkeit und Berührung*,<sup>57</sup> ist auch eine der vornehmen Risikominimierung. Wer einmal glaubt, den schätzt man nicht, heißt die Maxime der Schlaunen, die sich gegen jede List der Evidenz gefeit wähnen.

Als Herausgeber danken wir allen, die an der Entstehung dieses Sammelbandes in unterschiedlichster Form mitgewirkt haben: den weiteren Mitgliedern der Planungsgruppe des Symposions »Die Listen der Evidenz«, Friedrich Balke, Wolfgang Beilenhoff, Leander Scholz und Ines Steiner, für die konzeptuellen Impulse, Benita Lipps für die Unterstützung bei der Organisation der Tagung, den studentischen Hilfskräften Anna Bienefeld, Sidona Bauer und David

Segura für ihre Hilfe bei den umfangreichen Redaktionsarbeiten und nicht zuletzt den Kolleginnen und Kollegen des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs (SFB/FK 427) *Medien und kulturelle Kommunikation* der Universitäten Aachen, Bochum, Bonn und Köln für die vielfältigen Anregungen und Diskussionen.

*Köln, im Herbst 2005*  
*Die Herausgeber*

- 1 Vgl. Marcel Détienne/Jean-Pierre Vernant: *Les ruses de l'intelligence. La mètis des Grecs*, Paris 1974.
- 2 Vgl. Michel de Certeau: *L'invention du quotidien. 1: arts de faire*, Paris 1990.
- 3 Vgl. Détienne/Vernant: *Les ruses* (Anm. 1), S. 10 f.
- 4 Vgl. Lorraine Daston: *Die Biographie der Athene oder Eine Geschichte der Rationalität*, in: dies.: *Wunder, Tatsachen und Beweise. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt/M. 2001, S. 7–27.
- 5 Was für gewöhnlich verschwiegen wird: Wirkmächtiger war der Strang der Überlieferung, der sie als ausschließliche Tochter des Götteroberhaupts Zeus auswies.
- 6 Vgl. Détienne/Vernant: *Les ruses* (Anm. 1), S. 25. Aber auch Athene trägt dieses Attribut: vgl. ebd., S. 172.
- 7 Kulturwissenschaftliches Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation (SFB/FK 427), Universität zu Köln: *Finanzierungsantrag 2005/2006/2007/2008*, Köln 2004, S. 6.
- 8 Vgl. ebd., S. 23.
- 9 Vgl. ebd., S. 10.
- 10 Peter Geimer: *Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie*, Frankfurt/M. 2002, S. 7–25 (hier: S. 7).
- 11 Vgl. Wolfgang Coy/Sabine Helmers (Hg.): *Was bedeutet visuelle Evidenz?* in: *Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 15, August 2004, URL: [http://www.inst.at/trans/15Nr/10\\_1/coy\\_report15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/10_1/coy_report15.htm) (30.10.05).
- 12 Hole Rößler: *Tagungsbericht: Spektakuläre Experimente – Praktiken der Evidenzproduktion*, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=623> (30.10.05).
- 13 Vgl. die *Tagungsbeschreibung* unter: <http://www.sfb-frueheneuzeit.unimuenchen.de/archiv/2005/b1b2feb05.html#about> (30.10.05).
- 14 Rolf Nohr: *Einleitung. Das Augenscheinliche des Augenscheinlichen*, in: ders. (Hg.): *Evidenz – das sieht man doch*, Münster 2004, S. 8–19 (hier: S. 12).
- 15 Ebd., S. 11.
- 16 Ebd., S. 15.
- 17 Ebd., S. 17.
- 18 Vgl. Martin Jay: *Downcast Eyes. The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*, Berkeley 1993.
- 19 Vgl. etwa Michel Foucault: *Ceci n'est pas une pipe*, in: ders.: *Dits et écrits I, 1954–1975*, hg. v. Daniel Defert u. François Ewald, Paris 2001, S. 663–678.
- 20 Vgl. Gilles Deleuze: *Le visible et l'énonçable. Les strates ou formations historiques (Savoir)*, in: ders.: *Foucault [1986]*, Paris 2004, S. 55–75; vgl. hierzu auch Friedrich Balke: *Medien und Verfahren der Sichtbarmachung: Positionen eines Forschungsprojekts*, in: *Transkriptionen* 5/2005, S. 2–4.
- 21 Was, nebenbei bemerkt, auch eine plausible Antwort auf die Frage gibt, was eigentlich die Veränderungen in den diskursiven Formationen bewirkt, die Foucault vor allem in *Les mots et les choses* beschreibt.

Michael Cuntz/Barbara Nitsche/Isabell Otto/Marc Spaniol

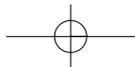
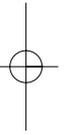
32

- 22 IFK-Programm. URL: <http://www.ifk.ac.at/dl.php/0/48/PRHBILD.doc> (05.10.2005). Vgl. zu dieser Evidenz-Konzeption auch den Beitrag von Helmut Lethen in diesem Band.
- 23 Rüdiger Campe: Evidenz als Verfahren. Skizze eines kulturwissenschaftlichen Konzepts, in: Vorträge aus dem Warburg-Haus. Bd. 8, hg. v. Uwe Fleckner u.a., Berlin 2004, S. 107–133 (hier: S. 107).
- 24 Ebd., S. 110.
- 25 Anselm Haverkamp: Evidenz. Performanz. Latenthaltung. Bemerkungen zur Philologie im Lande des Literalensinns, in: Hans Dieter Kittsteiner (Hrsg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten, München 2004, S. 89–98 (hier: S. 91).
- 26 Finanzierungsantrag (Anm. 7), S. 36.
- 27 Ebd.: vgl. hierzu den Beitrag von Ludwig Jäger in diesem Band.
- 28 Aristoteles: Rhetorik, übers. u. hg. v. Gernot Krappinger, Stuttgart 1999, S. 177 [1412a].
- 29 Vgl. ebd., S. 177 f.
- 30 Edgar Allan Poe: The purloined letter, in: ders.: The Complete Tales and Poems, Harmondsworth u. a. 1982, S. 208–222 (hier: S. 209).
- 31 Ebd., S. 219
- 32 Vgl. Blaise Pascal: De l'esprit géométrique et de l'art de persuader, in: ders.: Œuvres complètes, hg. v. Jacques Chevalier, Paris 1954, S. 575–604.
- 33 Vgl. ebd., S. 580 f.
- 34 Vgl. Paul de Man: Pascal's Allegory of Persuasion, in: Stephen J. Greenblatt (Hg.): Allegory and Representation, Baltimore/London 1981, S. 1–25.
- 35 Vgl. ebd., S. 6 f.
- 36 Vgl. hierzu Michael Cuntz: Der göttliche Autor. Apologie, Prophetie und Simulation in Texten Pascals, Stuttgart 2004, S. 173 ff.
- 37 Pascal: De l'esprit géométrique (Anm. 32), S. 580 f.
- 38 Zur weiteren semantischen Differenzierung und den Weisen der Übersetzung vgl. die erste Anmerkung des Übersetzers in Bill Nichols' Beitrag: *Evidence* – Fragen nach dem Beweis (in diesem Band).
- 39 Vgl. Jacques Derrida: D'un ton apocalyptique adopté naguère en philosophie, Paris 1983, S. 76 ff.
- 40 Helmut Lethen: Der Stoff der Evidenz (in diesem Band), S. 65.
- 41 Vgl. Jean Baudrillard: La société de consommation [1970], Paris 1986, S. 30 ff.
- 42 Ebd., S. 31.
- 43 Vgl. Michel de Montaigne: Des livres, in: ders.: Essais, Bd. 2, hg. v. Pierre Michel, Paris 1973, S. 104–119 (hier: S. 116 f.).
- 44 Tal Golan: Aus der Seele sprechen (in diesem Band), S. 123.
- 45 Dies war für Blumenberg auch traditionelle Aufgabe der Rhetorik; vgl. ders.: Anthropologische Annäherung an die Rhetorik, in: ders.: Wirklichkeiten in denen wir leben, Stuttgart 1981, S. 104–136. Er schreibt: »Auch Theorien werben implizit um ›Zustimmung‹, wie es Rhetorik explizit tut. Der entscheidende Unterschied besteht in der Dimension Zeit [...]. Es ist deshalb eine Kopie der Prozeßform der Wissenschaft, wenn die Diskussion als Instrument der öffentlichen Willensbildung so betrachtet wird, als sei sie ein Mechanismus rationaler Ergebnisfindung während sie sich doch gerade die prinzipielle Unendlichkeit der wissenschaftsförmigen Rationalität nicht leisten kann« (ebd., S. 113). Doch in dem Maße, wie Blumenberg im Verlauf seiner Argumentation die Opposition zwischen Wissenschaft und Rhetorik zunächst auflöst, invertiert er dann die Zuschreibungen: In der modernen Welt haben und lassen Wissenschaft und Technik offenbar keine Zeit mehr und üben einen Handlungsdruck aus, der Reflexion unterbindet: »[W]o alle Daten schnell verfügbar sind, scheint der schnelle Entschluß eine sachgemäße Auszeichnung zu haben« (ebd., S. 122). Blumenberg konstatiert in diesem neuen Kontext gerade ein Ausscheren der Rhetorik aus der Phalanx der Abkürzer und versteht sie im Gegenteil als List der Verzögerung, mit der man erst einmal Zeit zum Nachdenken gewinnt; vgl. ebd., S. 121 f.
- 46 Vgl. hierzu Jacques Derrida: De la grammatologie, Paris 1967, S. 293–309; ders.: Parergon, in: ders.: La vérité en peinture, Paris 1978, S. 19–168 (hier: S. 86 ff.); Jacques Le Rider: E. T. A. Hoffmann. Der fantastische Maler und die Farben des Teufels, in: Matthias Bickenbach/Axel Fliethmann (Hg.): Korres-

- pondenzen. Visuelle Kulturen zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart. Köln 2003. S. 129–149.
- 47 Zu diesem Begriff vgl. Derrida: Parergon (Anm. 46).
- 48 Dass wir dabei selbst in den Bannkreis der Evidenz von Listen geraten, ist uns wohl bewusst. Aber erstens lässt sich auf Evidenzen ohnehin nicht verzichten und zweitens gilt dies bereits – in weit höherem Maße – für das Anlegen eines Inhaltsverzeichnisses.
- 49 Vgl. Lorraine Daston: Die kognitiven Leidenschaften: Staunen und Neugier im Europa der Frühen Neuzeit, in: dies.: Wunder, Tatsachen und Beweise (Anm. 4), S. 77–97.
- 50 Vgl. Roland Barthes: La chambre claire. Note sur la photographie, Paris 1980.
- 51 Vgl. Jorge Luis Borges: La Postulación de la realidad [1931], in: ders.: Discusión, Madrid 1986, S. 59–65.
- 52 Vgl. Bruno Latour: Nous n'avons jamais été modernes, Paris 1997, S. 7–17.
- 53 Da diese Reflexionen Derridas gesamtes Denken prägen, sei hier nur exemplarisch verwiesen auf: ders.: Freud et la scène de l'écriture, in: ders.: L'écriture et la différence [1967], Paris 1979, S. 293–340.
- 54 Evidenzen greifen bereits vor jedem Innehalten und jeder Enthaltung des Urteils, also der Epoché; vgl. hierzu: Sextus Empiricus: Grundriß der pyrrhonischen Skepsis, hg. u. übers. v. Malte Hossenfelder, Frankfurt/M. 1993; zur Diskussion der Begriffe Epoché und ἐπέκτιν vgl. Malte Hossenfelder: Einleitung, in: Sextus Empiricus: Grundriß, S. 1–88; hier insb. S. 28 ff. u. 54 ff.
- 55 Blaise Pascal: Pensées, hg. v. Michel Le Guern, Paris 1977, S. 249.
- 56 Vgl. Latour: Nous n'avons jamais été modernes (Anm. 52), bes. S. 46–70; ders.: A Few Steps Toward an Anthropology of the Iconoclastic Gesture, in: Science in context 10/1997, S. 63–83.
- 57 Vgl. Georges Didi-Huberman: Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks, Köln 1999, bes. S. 56–64 u. 70–84.



## SEKTION 1: EVIDENZ. SYSTEMATISCHE ERWÄGUNGEN



Ludwig Jäger  
SCHAUPLÄTZE DER EVIDENZ:  
EVIDENZVERFAHREN UND KULTURELLE SEMANTIK. EINE SKIZZE

1. ATTRIBUIERUNG UND INSZENIERUNG VON SINN

Die folgenden Ausführungen dienen dem Versuch einer skizzenhaften Klärung von Verfahren, durch die in den verschiedenen medialen Diskursen kultureller Kommunikation Zeichen<sup>1</sup> Sinn attribuiert bzw. die Geltung von Sinn inszeniert wird. Dabei sollen diese Verfahren insbesondere aus der Perspektive evidenz-theoretischer Überlegungen in den Blick genommen werden. Fokussiert werden soll insbesondere die Frage, wodurch die kulturelle Semantik in den verschiedenen Formen ihrer diskursiven Prozessierung für die verfahrensbeteiligten Kommunikanten *Evidenz* erhält<sup>2</sup> bzw. wie nach Störungen der Evidenz diese wieder in Geltung gesetzt zu werden vermag und schließlich, welches die Formen der Evidenz sind, durch die die Geltung von Sinn (wenn auch notwendigerweise immer in einem Modus der Fragilität) verbürgt wird. Bevor diese Fragen näher erörtert werden können, bedürfen zunächst die Wendungen ›Attribuierung‹ bzw. ›Inszenierung von Sinn‹ als die beiden Haupttypen der Evidenzauszeichnung, die im Folgenden betrachtet werden sollen, einer Erläuterung.

(1) Mit ›*Attribuierung* von Sinn‹ wird hier im Wesentlichen auf zwei Verwendungstypen von Zeichen und die für diese charakteristischen Modi der Bedeutungszuschreibung Bezug genommen: einmal die Verwendung von Zeichen derart, dass die fraglose Geltung ihrer Bedeutung und damit ihre Evidenz selber nicht thematisch wird, ihre Bedeutung den Zeichenverwendern – wie man mit Schütz formulieren könnte – »in schlichter Selbsthabe«<sup>3</sup> gegeben ist. Kommunikation wird in diesem Modus der Attribuierung also gleichsam in einem »Feld des Unproblematischen«<sup>4</sup> prozessiert, d.h. die Zuschreibung von Sinn wird als eine mediale Handlung vollzogen, die selber im Prozess ihres Vollzuges für die Handelnden nicht im Fokus der Aufmerksamkeit liegt. Sie bleibt – wie man auch sagen könnte – als mediale Handlung für die kommunikativ Beteiligten transparent bzw. unsichtbar, so dass Sinn gleichsam unmittelbar adressiert werden zu können scheint. Zum zweiten meint ›Attribuierung von Sinn‹ die Verwendung von Zeichen derart, dass auf andere Zeichenverwendungen, die gleichsam stillgestellt und als solche fokussiert werden, Bezug genommen wird und diese so hinsichtlich ihrer (z.B. irritierten) Bedeutung

Ludwig Jäger

38

thematisch bzw. sichtbar werden. Hier ist deshalb die Zuschreibung von Sinn als mediale Handlung für die Kommunikanten aus dem »Feld des Unproblematischen« herausgetreten. Die fraglose semantische Geltung von medialen Zeichenvorkommnissen ist für die kommunikativen Agenten im semiologischen Vollzug derart problematisch geworden, dass sie der Reetablierung durch transkriptive Bearbeitung bedarf:

Was vertraut und deshalb unproblematisch sein sollte, erweist sich als unvertraut. Deswegen muß man es untersuchen und sich über seine Natur Gewissheit verschaffen. Da es Problem wurde, muß es zum Thema gemacht werden und darf nicht in der Indifferenz des begleitenden horizontalen Hintergrundes bleiben.<sup>5</sup>

Die »Selbsthabe« der semantischen Evidenz stellt sich in dieser Variante der Attribuierung, wenn sie sich denn überhaupt wieder einstellt, erst als Leistung einer diskursiven »Selbstgebung«<sup>6</sup> (wieder) her.

Im gewissen Sinne entsprechen die beiden skizzierten Attribuierungsformen von Sinn, also einmal der Modus der Zeichenverwendung, in dem Sinn unmittelbar evident und das Verfahren der Attribuierung gelöscht zu sein scheint, und zum anderen jener Modus, in dem die Evidenz des Sinnes problematisch und das mediale Verfahren seiner (Re-)Etablierung sichtbar wird und als transkriptives Attribuierungsverfahren aufscheint, den beiden Zuständen des Bewusstseins, die Schütz im Anschluss an Husserl als »naive« und als »reflexive« Einstellung unterscheidet:

Wenn ich »in den Akten« meiner Geistestätigkeit »lebe«, bin ich bloß auf die durch jene Tätigkeiten zu vollbringenden Sachverhalte gerichtet, nicht auf die Tätigkeiten selbst. Um aber den Sinn der Tätigkeiten zu erfassen, muß ich mich ihnen in reflexiver Haltung zuwenden. Ich muß [...] stehen bleiben und nachdenken. Dann bin ich nicht mehr in den Bewußtseinsstrom eingetaucht, und werde auch von ihm nicht mehr fortgetragen. Ich muß aus ihm heraussteigen und ihn ansehen.<sup>7</sup>

Natürlich wird die Entsprechung hier über »Bewusstseinstätigkeiten« im engeren Sinn hinaus ausgedehnt auf kommunikativ-mediale Tätigkeiten. Allerdings geht es dabei nicht – wie für Schütz im Anschluss an Husserl – um die Klärung einer spezifischen Leistung der Reflexion, nämlich derjenigen, das naive Erlebnis seines »ursprünglichen Modus des geradehin« zu entkleiden und

es zum Gegenstand zu machen, also, das Bewusstsein instand zu setzen, reflexiv »den Sinn seiner vergangenen Handlung zu erfassen.«<sup>8</sup> Vielmehr wird auf die Unterscheidung im Interesse einer gleichsam illustrativen Beleuchtung der beiden Aggregatzustände der Kommunikation Bezug genommen, zwischen denen mediale Performanz fortwährend alterniert: den Zuständen der Transparenz und der Störung.<sup>9</sup> Beide Aggregatzustände sind also zwar in einer gewissen Hinsicht jeweils alternativ durch den »Modus des geradehin«, der »Vertrautheit« (= Transparenz) bzw. des selbstthematizierenden Rückbezugs (= Störung) bestimmt; sie werden aber nicht als »naive« und »reflexive« Kommunikationstypen unterschieden, weil beide Modi im Vollzug derselben kommunikativen Handlungssequenz zu alternieren vermögen. Wir können nun resümieren: Mit »Attribuierung von Sinn« sind verschiedene Zuschreibungsmodi von Zeichenbedeutung (Aggregatzustände) gemeint, die die Zeichenverwendung – gesteuert durch eine diskursive Grammatik – auf der *Mikroebene* kommunikativer Performanz im Zuge derselben Handlungssequenz jeweils alternativ prägen können, wobei sie dann in je unterschiedlicher Weise bei der Evidenzauszeichnung von Sinn im Spiel sind.

(2) »Inszenierung von Sinn« dagegen bezieht sich gleichsam auf die *Makroebene* rhetorischer Strategien und ihrer diskursiven Formate: Mit »Inszenierung von Sinn« sind insofern Verfahren gemeint, durch die z.B. in argumentativer bzw. begründender Einstellung Geltungsansprüche von Aussagen fundiert bzw. in ihren Wahrheitsevidenzen erwiesen (oder auch bestritten) werden können – sei dies in *institutionalisierten* (rechtlichen, wissenschaftlichen, rituellen) Diskursen oder etwa auch in *informellen* Diskursen, die – wie man mit Habermas formulieren könnte – als eine von Handlungszwang und Erfahrungsdruck freigesetzte Kommunikationsform ermöglichen sollen, in Situationen der gestörten Interaktion eine Verständigung über problematisch gewordene Geltungsansprüche wiederherzustellen.<sup>10</sup> Rhetorische Inszenierungen von Sinn unterliegen also hinsichtlich ihrer Evidenz nicht der für die semiologischen Attribuierungen von Sinn charakteristischen Alternationslogik von Transparenz und Störung, von »Selbsthabe« und »Selbstgebung«; Evidenz stellt sich hier vielmehr ausschließlich als das Ergebnis von Verfahren ein, die sich im Raum diskursiver Sichtbarkeit zwischen Kommunikanten und häufig vor den Augen eines Publikums entfalten.<sup>11</sup>

Die folgenden Überlegungen dienen also – wie sich nun vor dem Hintergrund der vorgenommenen begrifflichen Skizze näher bestimmen lässt – der Klärung der Frage, wie unter den Bedingungen einer grundsätzlich fragilisierten Kommunikation<sup>12</sup> gleichwohl – wenn auch immer nur temporär – die Geltungs-

Ludwig Jäger

40

evidenz von kulturellem Sinn (re-)etabliert werden kann und welche Verfahren hierbei zur Anwendung kommen. Dabei ist es ohne Zweifel gerade die strukturell in kulturelle Kommunikation eingeschriebene Gelingensunwahrscheinlichkeit, vor deren Hintergrund die Verfahren der Attribuierung und Inszenierung von Sinn ihre Relevanz erhalten.

## 2. FRAGILISIERUNG DER KOMMUNIKATION

Die Herausbildung moderner Gesellschaften ist spätestens seit dem 18. Jahrhundert durch ein Kommunikations-Paradox gekennzeichnet: Während auf der einen Seite das Entstehen massenmedialer Kommunikationsformen zu einem Prozess der Universalisierung von Kommunikation, d.h. zu einem exponentiellen Anwachsen der Adressierbarkeit der Gesellschaftsmitglieder führt, generiert auf der anderen Seite gerade die mit diesem Universalisierungsprozess verbundene Ausdifferenzierung und Komplexitätszunahme der Mediensysteme sowie der Adressenordnungen, die in sie eingeschrieben sind, eine signifikante Erhöhung der Gelingens-Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation:<sup>13</sup> Die von der Hermeneutik des frühen 19. Jahrhunderts gestellte Diagnose, »daß sich der Mißverstand von selbst ergibt«, das Verstehen aber »auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden«,<sup>14</sup> verweist – stellt man sie in den Kontext der Luhmannschen Befunde – auf eine *Fragilisierung* von Verständigungsprozessen, die ihrerseits die Form eines universalen Problems anzunehmen scheint.<sup>15</sup> Je mehr Kommunikation über ihre Medien alle gesellschaftlichen Systeme und Subsysteme infiltriert und so »die gesamte Welt kommunikabel« macht,<sup>16</sup> umso mehr weicht, wie Luhmann mit Blick auf die (neuen) Verbreitungsmedien formuliert, die die »Kommunikation konstituierende Differenz von Information und Mitteilung ins Unerkennbare zurück«<sup>17</sup> und lässt Kommunikation insgesamt prekär werden.

Unabhängig davon, wie man Luhmanns Analyse beurteilt, muss seiner Feststellung, dass »die Semantik, mit der die Gesellschaft bewahrenswerten Sinn reproduziert, tiefgreifend verunsichert« ist,<sup>18</sup> einige Plausibilität zugestanden werden. Tatsächlich sind in die rezenten Formen der Prozessierung kultureller Semantik mediale Verfahren eingeschrieben, die es ermöglichen, auf die strukturelle Irritation des »sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt«<sup>19</sup> gleichsam kompensatorisch zu reagieren, Strategien, die es erlauben, auf dem zugleich disparaten und umstrittenen Feld kultureller Sinnproduktion zumindest temporär und jederzeit fallibel die Geltung »bewahrenswerten« – oder wie

man sagen könnte *evidenten* – Sinnes in Szene zu setzen. Dabei ist die Evidenzauszeichnung von Sinn immer auch eine Frage der Verfahren, durch die die Reduktion von informativer Komplexität bewerkstelligt werden kann. So scheinen etwa moderne Wissensgesellschaften bei der Generierung und Selektion der kulturellen Semantik durch eine Aufmerksamkeitsökonomie bestimmt zu sein, die den Erfolg im »Kommunikationspoker« von der Virtuosität der Beherrschung von »Aufmerksamkeitstechnologien« abhängig macht: »Bei steigender Informationsproduktion wird der Kampf um Aufmerksamkeit zunehmend härter. Damit wächst das Bedürfnis nach Technologien und Strategien, die den Gewinn der knappen Ressource Aufmerksamkeit verheißen.«<sup>20</sup> Freilich ist das Problem der Aufmerksamkeitskonkurrenz – wie Peter Matussek gezeigt hat – kein Phänomen, das sich strukturell etwa erst den digitalen Medien verdankt.<sup>21</sup> Strategien dieser Art sind – z.B. als Selektionsmechanismen kultureller Wertschätzung – keineswegs neu. Sie nehmen nur für den jeweiligen Entwicklungsstatus von Mediengesellschaften spezifische Ausprägungen an.<sup>22</sup>

Unabhängig davon, welche Selektionsstrategien bei der Evidenzauszeichnung von Sinn jeweils eine Rolle spielen, scheinen Attribuierungs- und Inszenierungsleistungen auf dem Feld kultureller Sinnproduktion insgesamt einer medialen Logik zu folgen, die die Konstitution von – freilich notwendig prekär bleibendem – kulturellem Sinn durch intra- und intermediale Prozesse der Remediatisierung<sup>23</sup>, d.h. durch Prozesse gewährleistet, die bedeutungsgenerierende (transformierende und affirmierende) Effekte durch die wechselseitigen Bezugnahmen differenter Medien aufeinander sowie die rekursive Rückwendung eines Mediums auf sich selbst, also transkriptiv, hervorbringen, wobei nicht nur die *Semantik* von Einzelzeichen, sondern etwa auch die jeweilige *Geltung* von Aussagen, Narrativen und ganzen Diskursen in Frage stehen kann.<sup>24</sup> Die kulturelle Semantik ist – so scheint es – deshalb grundlegend auf ein solches Wechselspiel der Bezugnahmen, auf den Wechselblick differenter und miteinander verschalteter Medien aufeinander, angewiesen, weil sie auf transzendente Quellen der Evidenzauszeichnung nicht zugreifen kann. Die konstituierende bzw. restituierende Prozessierung von Sinn lässt sich insofern nur als medial-rekursiver oder intermedialer Prozess verstehen.<sup>25</sup> Sinn stellt sich grundsätzlich nie in monomedialer Selbstevidenz, sondern immer nur in Formen der Verfahrensgenerierung ein, in denen mediale Differenzen prozessiert werden – auch da, wo die Verfahren gleichsam in ihren prozeduralen Ergebnissen verschwinden.

Transkriptive Verfahren operieren also als mediale Verfahren, in denen die Evidenz kultureller Semantik prozessiert, d.h. in ihrer Geltung affirmiert

Ludwig Jäger

42

oder im Falle ihrer temporären bzw. nachhaltigeren Irritation restituiert werden kann. Sie sind in der kommunikativen Ökologie von Kulturen die operative Antwort auf die Fragilisierung der Kommunikation, die sich im Hinblick auf die Geltungsevidenz von Sinn auch als eine Krise der Apodiktizität cartesianischer Sinnevidenz<sup>26</sup> verstehen lässt. Transkriptive Verfahren dienen insofern der Evidenzauszeichnung des jeweils mediatisierten Sinnes. Sie operieren gleichsam als *Evidenzverfahren*, als Verfahren, die dem Umstand Rechnung tragen, dass semantische Evidenz als apodiktische Selbstevidenz nicht mehr zu haben ist.<sup>27</sup> Evidenz ist – wie man im Anschluss an Husserl formulieren könnte – als »Selbsthabe« grundsätzlich das Ergebnis einer intentionalen (diskursiven) Leistung der »Selbstgebung«.<sup>28</sup> Sie stellt sich nur da ein, wo in der einen oder anderen Weise die transkriptiven Ressourcen medialer Diskurse ausgeschöpft werden können. Gerade weil Sinn seine Evidenz weder einer Herkunft aus dogmatischen bzw. kanonischen Quellen einer überzeitlichen Semantik, noch dem Bezug auf eine medientranszendente Realwelt verdankt, ist die kulturelle Semantik in ihrer Genese auf die Evidenzgenerierungsmaschine der Transkriptivität angewiesen. Im Horizont ihrer medialen Prozessualität verdankt Sinn also seine temporäre Aktualität nicht mehr transzendenten Gründen, sondern medienimmanenten Verfahren, die ihn unter je verschiedenen diskursiven Bedingungen mit je variierenden Halbwertszeiten in Geltung setzen und mit (fallibler) Evidenz ausstatten. Semantische (und nicht nur rhetorische) Evidenz ist insofern ein prozedurales Ergebnis medialer Diskursivität.

### 3. RESULTIERENDE EVIDENZ

Dass Evidenz hier als *Resultat*<sup>29</sup> eines Verfahrens angesehen werden soll, scheint natürlich zunächst evidenzphilosophisch ein Widerspruch in sich selbst zu sein: Denn das Evidente ist ja gerade das unmittelbar Gewisse des anschaulich Eingesehenen oder notwendig zu Denkenden,<sup>30</sup> eben dasjenige, was als »Einsicht ohne methodische Vermittlungen« zu diskursiver Erkenntnis im Gegensatz steht:<sup>31</sup> »Was ist Evidenz anderes« – formuliert Husserl – »[...] als das in der Ursprünglichkeit der Selbsthabe vollzogene Bewußtsein der adaequatio rei et intellectus.«<sup>32</sup> Gleichwohl ist es gerade die Krise dieser Idee von *Selbstevidenz*, die auch von der mit Descartes ansetzenden neuzeitlichen Reflexion des Evidenzproblems nicht behoben werden konnte: Weder Descartes' Versuch selbst, Evidenz als eine der Wahrheit als Intuition vorgeschalteten »*clara et distincta perceptio*« neu zu fundieren,<sup>33</sup> noch Hegels Reflexion des Problems der »sinnlichen

Gewissheit<sup>34</sup> oder Husserls<sup>35</sup> und Machs Kritik<sup>36</sup> einer cartesianisch modellierten Evidenz konnten das Eindringen von Zeitlichkeit<sup>37</sup>, intersubjektiver Diskursivität und Rhetorizität in das prädiskursive, intuitive Evidenzfundament der Erkenntnis philosophisch aufhalten, sei dieses nun mit Descartes transzendental solipsistisch, mit Husserl transzendental intersubjektiv<sup>38</sup> oder mit Mach augenblicks-mystisch<sup>39</sup> konzipiert: »Unsere Gewissheit« – bemerkt Rorty – »wird eine Funktion des Miteinanders von Personen sein, nicht ihrer Interaktion mit einer nichtmenschlichen Realität. [...] Wir werden nicht nach einem unerschütterlichen Fundament Ausschau halten, sondern nach unanfechtbaren Argumenten. Wir werden uns in jenem Raum aufhalten, den Sellars den ›logischen Raum des Begründens‹ nennt, nicht im Raum kausaler Relationen zu den Gegenständen.«<sup>40</sup>

In der Tat lässt sich also in demselben Maße, in dem die Evidenzideale eines auf unerschütterlichen Fundamenten gegründeten Wissens obsolet geworden sind, der Aufstieg von Modellen verfahrensgenerierter Evidenzauszeichnung von Wissen beobachten, die auch auf die Geltungsbedingungen kultureller Semantik insofern ausstrahlen, als diese ihre Fundierung nun nicht mehr in prädiskursiven Geltungsgründen, sondern vielmehr in medialen Verfahren der Evidenzauszeichnung – und das heißt in Evidenzverfahren – erhalten. Evidenzverfahren bringen insofern als mediale Prozeduren gleichsam *Schauplätze der Evidenz* hervor, Aushandlungsbühnen, auf denen die kulturelle Semantik ihre Sinnzuschreibungen prozediert bzw. in ihren verschiedenen dispositiven Formaten Sinn unter den Bedingungen von Rhetoriken der Evidenz<sup>41</sup> inszeniert.

Dass Evidenz als ein *Verfahrensergebnis* anzusehen ist, dass die Attributierung und Evidenzauszeichnung von Sinn sich auf intermediale bzw. diskursive Prozeduren stützen muss, lässt sich in gewissem Sinne durchaus bereits an Überlegungen ablesen, die Kant im Anschluss an die rhetorische Tradition<sup>42</sup> und ihren Begriff der Hypotypose im Schematismuskapitel der *Kritik der reinen Vernunft*<sup>43</sup> zu dem anstellt, was man eine Begriffssemantik nennen könnte.<sup>44</sup> Kant entwickelt hier eine Theorie der Begriffsschematisierung bzw. -semantisierung, die insofern von evidenztheoretischem Interesse ist, als sie die semantische Geltungsevidenz von Begriffen an »eine Methode«,<sup>45</sup> ein allgemeines »Verfahren der Einbildungskraft«<sup>46</sup> bindet, das die Begriffe sowohl ›darstellt‹, d.h. hypotypotisch veranschaulicht, als auch hierdurch als *verstehbare*<sup>47</sup> und *kommunikable*<sup>48</sup> Entitäten allererst konstituiert. Kant entfaltet dieses darstellende, hypotypotische Verfahren als ein – wie man sagen könnte – intellektuell-sinnliches Bezugnahmespiel, in dem Begriffe Anschauungen und Anschau-

Ludwig Jäger

44

ungen Begriffe adressieren<sup>49</sup> und hierdurch Begriffen bzw. Ideen zu ihrer genuine Semantik, ja tatsächlich erst zu ihrer Realisierung<sup>50</sup> verhelfen.

Der Rückgriff Kants auf die rhetorische Tradition ist für das Evidenzproblem in einer zweifachen Hinsicht aufschlussreich: einmal insofern, als bereits sein rhetorischer Gewährsmann Quintilian im Anschluss an Cicero die Gedankenfigur der Hypotypose als *intermediales* Verfahren der *Evidenzinszenierung* auffasst: Hypotypose ist für diesen »eine in Worten so ausgeprägte Gestaltung von Vorgängen, daß man eher glaubt, sie zu sehen als zu hören.«<sup>51</sup> Die anschauliche Darstellung versieht das Diskursive mit bildlicher Eindringlichkeit, einer »evidentia« (Veranschaulichung)<sup>52</sup> insofern, als sie beim Adressaten das *diskursive* Verfahren in einem gleichsam *visuellen* Wahrnehmungserlebnis verschwinden lässt und zwar dadurch, dass sie etwas vor Augen stellt und damit unmittelbar einsichtig macht.<sup>53</sup> Kant nimmt nun einmal diese Begriffstradition der *Veranschaulichung* auf und begreift die Hypotypose als eine *Versinnlichung* von Begriffen, durch die die Begriffe, die als nicht schematisierte »bloße Gedankenformen ohne objektive Realität«<sup>54</sup> darstellen, in anschauliche und als solche intersubjektiv lesbare mediale Entitäten verwandelt werden. In diesem Sinne spricht er auch von der schematischen Hypotypose als von einem Verfahren der Einbildungskraft, dem »Begriff sein Bild zu verschaffen.«<sup>55</sup> Das Verfahren der Versinnlichung folgt hier also insofern gleichsam einer Transkriptionslogik, als es die *Semantisierung* der Begriffe – bzw. im Falle der symbolischen Hypotypose der Ideen – an das intermediale Verfahren ihrer Umschreibung in Formate der Anschaulichkeit bindet, eine Transkription, ohne die sie *leer* bleiben müssten,<sup>56</sup> oder – wie Kant auch formuliert – keine *Bedeutung* erlangten.<sup>57</sup> Erst das transkriptive ›Wechselspiel‹ zwischen *mentaler Entität* und dem *anschaulichen Medium* generiert Sinn und Bedeutung,<sup>58</sup> verleiht den Begriffen/Ideen semantische Evidenz und macht so das Intelligible sichtbar und lesbar.

Auch noch in einer zweiten Hinsicht ist das Anknüpfen Kants an die rhetorische Tradition bedeutsam für das Evidenzproblem. Die semantische Evidenz des Begriffs, d.h. die Geltung seiner Bedeutung, ist durch seine Darstellbarkeit gleichsam *rhetorisch* armiert. Das hypotypotische Verfahren stellt nämlich ein *Beweisverfahren* dar, durch das mögliche Zweifel an der semantischen Evidenz des Begriffs abgewiesen werden können. Der in der Verwendung eines Begriffs mit diesem geltend gemachte Sinnanspruch kann im Zuge des hypotypotischen Verfahrens in seiner Legitimität ›dargelegt‹<sup>59</sup> oder – wie Kant auch sagt – deduziert<sup>60</sup> bzw. bewiesen werden.

Wir bedienen uns einer Menge empirischer Begriffe ohne jemandes Widerrede und halten uns auch ohne Deduction berechtigt, ihnen einen Sinn und eingebilte Bedeutung zuzueignen, weil wir jederzeit die Erfahrung bei der Hand haben, ihre objective Realität zu beweisen.<sup>61</sup>

In die Schematisierung, das hypotypotische Verfahren, ist also zugleich ein Beweisverfahren inkorporiert, das es unter gegebenen Bedingungen ermöglicht, dass der Begriff »durch eine empirische Anschauung belegt, d.i. der Gedanke davon an einem Beispiele gewiesen (demonstriert, aufgezeigt) werden« kann, weil sonst nicht gewiss wäre, »ob der Gedanke nicht leer, d.i. ohne alles Objekt sei.«<sup>62</sup>

#### 4. EPISTEMISCHE UND DISKURSIVE EVIDENZ

Unsere bisherige Skizze erlaubt es nun, auf dem Feld der verschiedenen Verfahren zur Evidenzauszeichnung von Sinn mindestens zwei Typen von Evidenz (und zwei Verfahren ihrer Generierung) zu unterscheiden: Ich möchte sie (1) *epistemische* und (2) *diskursive* Evidenz nennen. Geht man von der in Abschnitt 1 vorgeschlagenen Distinktion von *Attribuierung* und *Inszenierung* von Sinn aus, so lässt sich die epistemische Evidenz der *semiologischen* Ebene der Attribuierung von Sinn und die diskursive Evidenz der *rhetorischen* Ebene der pragmatischen Inszenierung kultureller Semantik zuordnen. Epistemische Evidenz wird also als ein Modus der Vertrautheit verstanden, in dem Sinn für ein individuelles Bewusstsein entweder als »Selbsthabe« oder als Ergebnis einer »Selbstgebung« gegeben ist.<sup>63</sup> Diskursive Evidenz dagegen tritt in der Regel da auf den Plan, wo Argumentation aus Mangel an epistemischer Evidenz nicht nur nicht überflüssig, sondern gerade gefordert ist: »Evidenzmangel und Handlungs-zwang sind die Voraussetzungen der rhetorischen Situation.«<sup>64</sup> Während epistemische Evidenz also den *subjektiven mentalen Zustand unmittelbarer Gewissheit* der semantischen Geltung von Zeichen meint (einen Zustand, der freilich durchaus irritierbar ist), bezieht sich der zweite Typus auf Verfahren der Evidenzgewinnung, die sich *diskursiver*, in der Regel in prozeduralen Grammatiken organisierter Mittel wie Beweis, Argumentation und Erklärung bedienen. Dabei braucht in diesem Falle die diskursiv generierte Evidenz (eines Urteils, einer Erkenntnis etc.) nicht notwendig die Form eines subjektiven Überzeugungserlebnisses anzunehmen; die Legitimität ihrer Geltung verdankt sich

Ludwig Jäger

46

bei der so hervorgebrachten Evidenz nämlich nicht notwendig dem *mental*en Zustand unmittelbarer Gewissheit, sondern in erster Linie der *diskursiven Grammatik*, durch die die Legitimität von Geltungsansprüchen herbeigeführt wurde. Der verfahrensinduzierte Evidenzeffekt tritt unabhängig davon ein, ob sich die Erlebnisunmittelbarkeit von Evidenz für ein individuelles Bewusstsein einstellt.

Für die epistemische Evidenz gilt dagegen, dass das Verfahren, dem sie sich verdankt, in einer großen Klasse von Fällen selber unsichtbar bleibt, weil es hinter seiner evidenz erzeugenden Wirkung verschwindet, also, wie man mit Adelung formulieren könnte, »eine anschauende Erkenntnis gewähret, bey welcher man das Bezeichnete klärer denkt, als das Zeichen oder Bezeichnende.«<sup>65</sup> Sichtbarkeit erlangt das Verfahren hier nur dann, wenn es gestört worden, d.h. die Evidenz des generierten Sinnes ungewiss geworden ist.<sup>66</sup> Im Gegensatz zu diesem ersten Typus transparenter (epistemischer) Evidenzverfahren setzt der zweite Typus der diskursiven Evidenz gerade auf Sichtbarkeit im öffentlichen Raum, weil hier die Geltungsansprüche des inszenierten Sinns nur insoweit gewährleistet sind und Geltung beanspruchen können, als das Verfahren hinsichtlich seiner prozeduralen Schritte nachvollzogen und hinsichtlich seiner Schlüssigkeit eingesehen werden kann. Während die epistemische Evidenz dadurch bestimmt ist, dass in ihr die sozialen (kommunikativen, diskursiven) Prozeduren ihrer Genese immer wieder in ihrem individuellen Gegebenheitsmodus verschwinden und gleichsam unsichtbar werden, stellt die prozedurale Sichtbarkeit der diskursiven Evidenz ein wesentliches Moment ihrer Geltung dar. Insofern könnte man die beiden Evidenztypen auch als »Evidenz *durch* Verfahren« (der Sinn-Attribuierung) und »Evidenz *als* Verfahren« (der Inszenierung von Sinn) unterscheiden.

Beide Formen der Evidenz, die für die Prozessierung der kulturellen Semantik eine konstitutive Rolle spielen, scheinen in der Geschichte des Evidenzproblems in verschiedenen Diskursen thematisch gewesen zu sein: die *epistemische* Evidenz in der Epistemologie etwa cartesianischer Provenienz, für die Erkenntnis ihr Fundament in einer der Wahrheit vorgeordneten Evidenz der klaren und deutlichen Anschauung (*clara et distincta perceptio*) findet,<sup>67</sup> die *diskursive* Evidenz in der Tradition der Rhetorik, deren operative Mittel bewirken, dass sich am Ende des Verfahrens, dessen Schlüssigkeit sich unter den Augen eines Publikums bewähren muss, die Evidenz einer argumentativ herbeigeführten Einsicht einstellt.

Ogleich also die Verfahren der Evidenz erzeugung in beiden Typen der Evidenz unterschiedliche Rollen spielen, ist doch wichtig, noch einmal hervor-

zuheben, dass auch die im individuellen Bewusstsein verortete Evidenz das Resultat von evidenzgenerierenden Verfahren darstellt. Es wäre verfehlt, anzunehmen, dass sich die epistemische Evidenz, deren Gegebenheitsmodus im Falle ihrer ungestörten Geltung der einer (medial) unvermittelten Gewissheit zu sein scheint, nicht ihrerseits – als das Ergebnis einer Vermittlung – symbolisch-medialen Prozessen, kurz: Evidenzverfahren verdankte. Dies gilt selbst für die indexikalische Evidenz von Bildern. Gerade in dem in den letzten Jahren intensiv geführten »Diskurs der Fotografie«<sup>68</sup> ist deutlich geworden, dass sich die piktorale Selbstevidenz der fotografischen Aufzeichnung nicht von selbst ergibt, dass sie vielmehr – so Peter Geimer – voraussetzt, »daß man ihr nachhilft.«<sup>69</sup>

Wie unser Blick auf die Husserlsche Kritik der cartesianischen Evidenzidee gezeigt hat, entpuppt sich auch jene Evidenz, die als »ursprüngliche Selbsthabe von wahren oder wirklichem Sein«<sup>70</sup> auftritt, als das Ergebnis einer intentionalen Leistung, einer »Selbstgebung«,<sup>71</sup> kurz: als eine »Evidenzmachung«.<sup>72</sup> Für Husserl ist deshalb zu Recht das in der »Erfahrungsevidenz gegebene Sein« ein »Sein auf Widerspruch«.<sup>73</sup> Evidenz ist, wie man im Anschluss an Husserl sagen könnte – nicht nur, wenn sie in der Sichtbarkeit rhetorischer Prozessualität bzw. in den rekursiven Schleifen gestörter Kommunikation als das Ergebnis *diskursiver* Operationen auftritt, sondern auch, wenn sie auf dem »Feld des Unproblematischen« in ihrer *epistemischen* Gestalt erscheint – eine Hervorbringung medialer (transkriptiver) Verfahren, die allerdings da, wo sie als Verfahren transparent bleiben und hinter die Evidenz des in Szene gesetzten Sinns zurücktreten, ihre medialen Hervorbringungen mit dem Anschein ursprünglicher Unvermitteltheit ausstatten. Nur im Falle der »Störung« epistemischer Evidenz – der Störung etwa der »Realität« fotografischer Aufzeichnungen oder der Semantik kommunizierten Sinnes – werden die medialen Verfahren, denen sich Evidenz verdankt, selber als Prozeduren sichtbar: Ausschnitte von medialen Diskursen werden dann stillgestellt, d.h. in den Fokus kommunikativer Aufmerksamkeit gerückt, um – im Falle gelingender Remediatisierung – in Anschlussdiskursen semantisch affirmiert oder transformiert, d.h. temporär mit neuer Geltungsevidenz ausgestattet zu werden. Auf den Schauplätzen der Evidenz werden dann also transkriptive Verfahren in Gang gesetzt, die ihren Ausgang von den in ihrer semantischen Geltung irritierten oder strittigen Kommunikationsereignissen nehmen, sie im Aufmerksamkeitsfokus sistieren und damit in ihrer medialen Gestalt sichtbar machen, um sie schließlich wieder in einen Modus von freilich untilgbar fallibler Geltungsevidenz zu transformieren – wobei sie sich selber und ihre konstitutive Leistung aus dem Aufmerk-

Ludwig Jäger

48

samkeitsfeld entfernen. Wir haben es also hier, im Umfeld der epistemischen Evidenz, mit einem Spiel wechselnder Sichtbarkeiten zu tun, die sich im Verfahren der Evidenzgenerierung in der Regel gegenseitig ausschließen: die Sichtbarkeit des *Mediums*, d.h. des Evidenzverfahrens und die Sichtbarkeit des *Mediatisierten*, d.h. der Verfahrensergebnisse. Die *Unsichtbarkeit* (Transparenz) der Inszenierungsbedingungen medialer Prozesse ist in der Regel die Voraussetzung dafür, dass das Mediatisierte in ontologischer Unmittelbarkeit und Evidenz erscheinen kann, während das *Sichtbarwerden* der medialen Verfahren, d.h. die Irritation der habitualisierten Gebrauchskontexte und Rahmungen von epistemischer Evidenz, die heraufziehende Krise des ontologischen Scheins des mediatisierten Sinnes und damit eine Krise seiner Evidenz indiziert.<sup>74</sup>

Eine letzte Bemerkung muss hier zum medientheoretischen Status der epistemischen Evidenz gemacht werden: Ebenso wenig wie von ihrer Gegebenheitsform als subjektiver mentaler Zustand unmittelbarer Gewissheit auf ihre prozedurale Voraussetzungslosigkeit geschlossen werden darf, kann aus dieser Gegebenheitsform ein strikt subjektiver Geltungsmodus hergeleitet werden. Der »Schauplatz der Evidenz«, auf dem transkriptive Verfahren ihre hypotypischen Effekte entfalten, ist kein Ort solipsistisch intentionaler Sinngebungshandlungen selbstmächtiger (cartesianischer) Subjekte. Die Verfahren der Evidenzgenerierung verdanken hier vielmehr ihre Wirkung für die Prozessierung kultureller Semantik dem strukturellen Umstand, dass sie eingewoben sind in dispositive Diskurs-Netzwerke mit »verteilter Handlungsmacht«. Der Schauplatz der Evidenz darf nicht angesehen werden als ein »Ort des Ausbruchs der reinen Subjektivität«; er stellt vielmehr einen »Raum der Positionen und des verschiedenen Funktionierens für die Subjekte« dar,<sup>75</sup> einen Raum also, in dem sich die Intentionalität des symbolisch-medial agierenden Subjektes nicht unabhängig von den diskursiven und dispositiven Netzwerken zur Geltung bringen kann, in die es eingeflochten ist.<sup>76</sup> Auch wenn also die Verfahren, denen sich die epistemische Evidenz (im Falle ihrer Ungestörtheit) in ihrer Geltung verdankt, im Gegensatz zu den Verfahren der diskursiven Evidenz unsichtbar bleiben, und auch wenn sie hierdurch der Evidenz des jeweils mediatisierten Sinns den Anschein unvermittelter Ursprünglichkeit verleihen, zeigen sie doch in den strukturellen Momenten ihrer Sichtbarwerdung ihr operativ-mediales und ihr diskursiv-interaktives Gesicht.

Beide Typen der Evidenz und beide Verfahren ihrer Generierung lassen sich also – wie man mit Holert formulieren könnte – als Kulturtechniken<sup>77</sup> verstehen, die in literalen und telematischen Mediengesellschaften als basale Stra-

regien für die Prozessierung kulturellen Sinnes fungieren. Evidenzverfahren erlauben auch unter den sich gegenwärtig verschärfenden Bedingungen der Aufmerksamkeitsökonomie, der die medialen Diskurse unterworfen sind, die Selektion ›bewahrenswerter‹ Semantik, wobei die prinzipielle Fallibilität des je in Geltung gesetzten Sinnes die Sprachspiele der kulturellen Semantik auf den Schauplätzen der Evidenz in Gang hält.

- 1 Zeichen werden in einem extensional weiten Verständnis nicht nur als Sprachzeichen verstanden. Die hier vorgetragene Skizze orientiert sich jedoch zunächst an strukturellen Eigenschaften von Sprachzeichen. Die Übertragbarkeit der Befunde auf andere Zeichenarten bedarf deshalb einer eigenständigen Erörterung.
- 2 Dass die Semantik von Zeichen für Kommunikanten Evidenz hat, soll heißen, dass in diskursiven Umgebungen (Sprachspielen, Kommunikationssituationen, Diskursen) Zeichenbedeutungen von Kommunikanten intersubjektiv geteilt bzw. Wahrheitsansprüche von Aussagen, Geltungsansprüche von Beweisführungen, Plausibilitätsansprüche von Narrationen etc. gleichsam fraglos anerkannt werden.
- 3 Alfred Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M. 1974, S. 200; Schütz übernimmt den Terminus von Husserl; vgl. etwa Edmund Husserl: Formale und Transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft, Halle (Saale) 1929, S. 113.
- 4 Alfred Schütz: Das Problem der Relevanz, Frankfurt/M. 1971, S. 54 f.
- 5 Ebd., S. 55. Zum Begriff der Transkriptivität vgl. etwa Ludwig Jäger: Transkriptive Verhältnisse. Zur Logik intra- und intermedialer Bezugnahmen in ästhetischen Diskursen, in: Gabriele Buschmeier/Ulrich Konrad/Albrecht Riethmüller (Hg.): Transkription und Fassung. Bericht des Kolloquiums Mainz 2004, Mainz [im Druck].
- 6 Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3); Husserl stellt hier der dem cartesianischen Evidenz-Modell eines ursprünglichen Richtigkeitsbewusstseins der ›*clara et distincta perceptio*‹ (im Sinne einer ›ursprünglichen Selbsthabe‹), deren Apodiktizität er kritisiert, eine Evidenzidee gegenüber, die Evidenz als intentionale Leistung der ›Selbstgebung‹ auffasst; vgl. Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3), S. 141 f.
- 7 Schütz: Das Problem der Relevanz (Anm. 4), S. 117.
- 8 Ebd., S. 103, Fußnote 16, S. 117 u.ö.
- 9 Beide Attribuierungsformen von Sinn entsprechen also nicht zwei verschiedenen ›Arten‹ der Kommunikation im Sinne etwa der Unterscheidung von Objekt- und Metasprache (›*metalinguistic activity*‹; vgl. David R. Olson: Literacy as metalinguistic activity, in: ders./Nancy Torrance (Hg.): Literacy and Orality, Cambridge 1991, S. 251–270) bzw. von ›kommunikativem Handeln‹ und ›Diskurs‹ (Habermas), sondern sind Aggregatzustände der Kommunikation, die in einer Alternierungslogik miteinander verschaltet sind. Vgl. hierzu auch Ludwig Jäger: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen, in: Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München 2004, S. 35–74.
- 10 Vgl. Jürgen Habermas: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M. 1989, S. 131. ›Diskurs‹ wird in dem hier vorliegenden Text allerdings nicht wie bei Habermas im Sinne einer Entgegensetzung zu kommunikativem Handeln verwendet.
- 11 Beide Ebenen, auf denen die kulturelle Semantik die Evidenz von Sinn attribuierend und inszenierend prozessiert, lassen sich also – wenn man so will – als *semilogische* und als *rhetorische* oder als *semantische* und als *pragmatische* Ebene unterscheiden. Vgl. insgesamt hierzu näher Abschnitt 3.
- 12 Vgl. hierzu den folgenden Abschnitt.
- 13 Vgl. etwa Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, S. 190 ff.; hierzu auch Ludwig Jäger: Die Verfahren der Medien: Transkribieren – Adressieren – Lokalisieren, in: Jürgen Fohrmann/Erhard Schüttelpelz (Hg.): Die Kommunikation der Medien, Tübingen 2004, S. 69–79.

Ludwig Jäger

50

- 14 Friedrich D. E. Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. und eingeleitet von Manfred Frank, Frankfurt/M. 1977, S. 92.
- 15 Vgl. Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft (Anm. 13), S. 225.
- 16 Ebd., S. 306.
- 17 Ebd., S. 308.
- 18 Ebd., S. 313.
- 19 Die ›Weisen der Welterzeugung‹ (vgl. Nelson Goodman: Weisen der Welterzeugung, Frankfurt/M. 1984) lassen sich nicht mehr, wie dies noch Alfred Schütz in Auseinandersetzung mit Weber und Husserl tut, allein aus einem Programm sinnhaften, intentionalen Handelns herleiten. Insbesondere kann der Begriff der »gesellschaftlichen Sphäre« nicht ausschließlich ich-zentriert als »die von Mitmenschen belebte Welt des einzelnen Ich« rekonstruiert werden; vgl. Schütz: Der sinnhafte Aufbau (Anm. 3), S. 198 ff.
- 20 Siegfried J. Schmidt: Aufmerksamkeit: die Währung der Medien, in: Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der Kommunikation VII, München 2001, S. 183–196 (hier: S. 183).
- 21 Vgl. Peter Matussek: Aufmerksamkeitsstörung. Selbstreflexion unter den Bedingungen digitaler Medien, in: Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der Kommunikation VII, München 2001, S. 197–215.
- 22 Für das Druckzeitalter hat etwa Frank Kermode (Forms of Attention, Chicago/London 1985) Selektionsmechanismen kultureller Wertschätzung untersucht. Vgl. hierzu Aleida Assmanns Einleitung in Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der Kommunikation VII, München 2001, S. 11–23 (hier: S. 12).
- 23 Vgl. hierzu Jay David Bolter/Richard Grusin: Remediation. Understanding New Media, Cambridge, MA 1999.
- 24 Es handelt sich hierbei also nicht, wie Luhmann meint, um Leistungen, die von einzelnen, gleichsam spezialisierten Medienarten erbracht werden: Luhmann traut ja bekanntlich die Fähigkeit, »auf wunderbare Weise Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten« zu transformieren, insbesondere den »symbolisch generalisierten Medien« zu; vgl. Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft (Anm. 13), S. 320.
- 25 Vgl. hierzu Bolter/Grusin: Remediation (Anm. 23), S. 55: »No medium, it seems, can now function independently and establish its own separate and purified space of cultural meaning.«
- 26 Vgl. zur Kritik der Apodiktizität der Evidenz cartesianischer Provenienz etwa Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3).
- 27 Vgl. hierzu den nächsten Abschnitt.
- 28 Vgl. Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3), S. 140 ff.
- 29 Zum Problem der »Evidenz als Leistung« vgl. Edmund Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3), S. 113 ff., S. 140 ff., S. 184 ff., S. 249 ff.
- 30 Vgl. Ansgar Kemmann: Evidentia, Evidenz, in: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 3, Darmstadt 1996, S. 33–47 (hier: S. 33).
- 31 Vgl. ebd., S. 34.
- 32 Vgl. Edmund Husserl: Analysen zur Passiven Synthesis. Aus Vortrags- und Forschungsmanuskripten 1918–1926, hg. v. Margot Fleischer, Den Haag 1966, S. 102.
- 33 Vgl. etwa Kemmann: Evidentia (Anm. 30).
- 34 Vgl. hierzu etwa Brady Bowman: Sinnliche Gewissheit. Zur systematischen Vorgeschichte eines Problems des deutschen Idealismus, Berlin 2003.
- 35 Vgl. zu Husserls Descartes-Kritik etwa George Heffernan: Bedeutung und Evidenz bei Edmund Husserl. Das Verhältnis zwischen der Bedeutungs- und der Evidenztheorie in den »Logischen Untersuchungen« und der »Formalen und transzendentalen Logik«, Ein Vergleich anhand der Identitätsproblematik, Bonn 1983, insbesondere S. 193 ff.
- 36 Vgl. zu Machs Descartes-Kritik etwa Manfred Sommer: Evidenz im Augenblick. Eine Phänomenologie der reinen Empfindung, Frankfurt/M. 1996.
- 37 Zum Eindringen der Zeitlichkeit in das cartesianische *cogito* vgl. etwa ebd., S. 251: »Die an Descartes gestellte und von ihm aufgegriffene Frage, ob das *ergo* im *cogito ergo sum* eine Schlußfolgerung anzeige und somit die erste Evidenz schon trügerisch sei, erweist sich als grandiose Ablenkung davon, daß das, was

- sich *zwischen* dem Ich-denke und dem Ich-bin nicht abspielen darf, sich schon *inmitten* des Ich-denke breitgemacht hat. Nicht erst im *ergo*, schon im *cogito* steckt ein kleines Nacheinander. Zeitlichkeit ist schon in den vermeintlichen Evidenzpunkt eingedrungen.« Ebenso S. 246: »Das *cogito* ist ein *retineo*.«
- 38 Vgl. hierzu Heffernan: Bedeutung und Evidenz (Anm. 35), S. 193.
- 39 Vgl. zu Machs Augenblicksmystizismus Sommer: Evidenz im Augenblick (Anm. 36), 9. Kap.: »Mystisches Erlebnis mit kantischer Vorgeschichte«, S. 203-270.
- 40 Vgl. Richard Rorty: Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie, Frankfurt/M. 1987, S. 176.
- 41 Vgl. hierzu Tom Holert: Evidenz-Effekte. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart, in: Matthias Bickenbach/Axel Fliethmann (Hg.): Korrespondenzen. Visuelle Kulturen zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart, Köln 2001 (Mediologie. Bd. 4), S. 198-225 (hier: S. 208).
- 42 Vgl. hierzu etwa Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, Bd. I, München <sup>2</sup>1960, S. 399 ff., der hier unter den »affektischen Figuren« der Rede die »*evidentia*« behandelt (§§ 819-819).
- 43 Vgl. Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe neu hg. v. Raymund Schmidt, Hamburg 1956, B 176 ff. [im Folgenden zitiert als KrV]; vgl. hierzu ebenso § 59 ff. der Kritik der Urteilskraft: Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft [1924], hg. von Karl Vorländer, Hamburg 1968, S. 211 ff. [im Folgenden zitiert als KU]. Auf das Verhältnis von schematischer (= Begriffe), symbolischer und ästhetischer Hypotypose (= Ideen) kann hier nicht eingegangen werden.
- 44 Vgl. hierzu Ludwig Jäger: Kants Sprachkritik. Die latente Sprachtheorie in Kants Kritik der Urteilskraft [Manuskript 1992]; ebenso Jürgen Villers: Kant und das Problem der Sprache. Die historischen Gründe für die Sprachlosigkeit der Transzendentalphilosophie, Konstanz 1997; zum Problem einer transzendentalen Semantik bei Kant vgl. Wolfram Högbe: Kant und das Problem der transzendentalen Semantik, München 1974.
- 45 Kant: KrV (Anm. 43), B 179.
- 46 Ebd., B 189.
- 47 Vgl. Ebd., B 333: »Denn wir können nichts verstehen, als was ein unseren Worten [= Begriffen, L.J.] Korrespondierendes in der Anschauung hat.«
- 48 Zum Problem der Kommunikabilität der schematisierten Begriffe vgl. Immanuel Kant: Brief an Jacob Sigmund Beck vom 1. Juli 1794, in: ders.: Kants gesammelte Schriften, hg. v. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin u.a., <sup>2</sup>1922, Band XI, S. 514-516; hierzu Högbe: Kant und das Problem der transzendentalen Semantik (Anm. 44), S. 197.
- 49 Dieses Bezugnahmespiel ist tatsächlich, was hier nicht näher gezeigt werden kann, nicht nur eine darstellende Bezugnahme von Begriffen auf Anschauungen, sondern auch umgekehrt eine Subsumtion von Anschauungen unter Begriffe; vgl. Kant: KU (Anm. 43), § 40, 147.
- 50 Vgl. Kant: KrV (Anm. 43), B 186.
- 51 Quintilian: Institutio oratoria IX, 2, 40: »proposita quaedam forma rerum ita expressa verbis, ut cerni potius videantur quam audiri.« Hier zitiert nach Villers: Kant und das Problem der Sprache (Anm. 44), S. 356.
- 52 Ebd.: den Namen »*evidentia*« entlehnt Quintilian bei Aulus Cornelius Celsus; vgl. hierzu Villers: Kant und das Problem der Sprache (Anm. 44), S. 356 f.
- 53 Vgl. hierzu Kemmann: Evidentia (Anm. 30), S. 43. Quintilian formuliert: »insequitur *ἐνάγεια*, quae a Cicerone illustratio et evidentia nominatur, quae non tam dicere videtur quam ostendere; et affectus non aliter quam si rebus ipsis intersimus sequentur.« Hier zitiert nach Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik (Anm. 42), S. 400.
- 54 Vgl. Kant: KrV (Anm. 43), B 148.
- 55 Vgl. Kant: KrV (Anm. 43), B 179 f.
- 56 Vgl. Kant: KrV (Anm. 43), B 298: »Zu jedem Begriff wird erstlich die logische Form eines Begriffs (des Denkens) überhaupt und dann zweitens auch die Möglichkeit, ihm einen Gegenstand zu geben, darauf er sich beziehe, erfordert. Ohne diesen letzteren hat er keinen Sinn, und ist völlig leer an Inhalt [...]«.«
- 57 Begriffe würden »doch gar nichts bedeuten, könnten wir nicht immer an Erscheinungen (empirischen Gegenständen) ihre Bedeutung darlegen. Daher erfordert man auch, einen abgesonderten Begriff sinn-

Ludwig Jäger

52

- lich zu machen, d.i. das ihm korrespondierende Objekt in der Anschauung darzulegen, weil, ohne dieses, der Begriff (wie man sagt) ohne Sinn, d.i. ohne Bedeutung bleiben würde.« Ebd., B 299.
- 58 Wir haben es beim Schematismus mit einem gesetzlichen Wechselspiel zu tun, in dessen Verlauf »den Begriffen Anschauungen und diesen wiederum Begriffe« (Kant: KU § 40, 147) zugesellt werden, wobei die Anschauung den Begriffen Sinn und damit einen semantischen Realitätsanspruch verleiht, während umgekehrt die Begriffe den unbestimmten Sinn als bestimmte Bedeutung konstituieren. Vgl. hierzu auch den grundlegenden Aufsatz von Friedrich Kaulbach: Schema, Bild und Modell nach den Voraussetzungen des Kantischen Denkens, in: Gerold Prauss (Hg.): Kant. Zur Deutung seiner Theorie von Erkennen und Handeln, Köln 1973.
- 59 Vgl. Kant: KrV (Anm. 43), B 299; dass er nicht nur ohne Sinn, d.h. ohne Realität, sondern auch ohne Bedeutung bleiben würde, ist vorderhand nicht ersichtlich und bedarf noch einer näheren Erörterung.
- 60 Vgl. hierzu Högrefe: Kant und das Problem der transzendentalen Semantik (Anm. 44), S. 93 ff.: »Das Verfahren, etwa geltend gemachte Bedeutungsansprüche eines Begriffes zu testen oder nachzuweisen, mithin zu zeigen, dass und wie solchen Begriffen Gegenstände gegeben werden können, nennt Kant Deduktion.«
- 61 Kant: KrV (Anm. 43), B 116.
- 62 Kant: KU (Anm. 43), § 57, 201.
- 63 Im Kontext des philosophischen Verständnisses von Evidenz als subjektiver Form der Wahrheitsanerkennung als »subjektive[r] Faßlichkeit des Sachverhaltes in Sinneswahrnehmung oder Bewußtsein des Urteilenden« wird zwischen »logischer Evidenz«, »Sinnes-Evidenz« und »Bewußtseinsevidenz« unterschieden (vgl. Kemmann: Evidentia (Anm. 30), S. 35); diese Evidenzformen werden also im Zusammenhang der Argumentation dieses Textes durch »Semantische Evidenz« ergänzt.
- 64 Vgl. Hans Blumenberg: Anthropologische Annäherung an die Rhetorik, in: ders.: Wirklichkeiten, in denen wir leben, Stuttgart 1981, S. 104–136 (hier: S. 117).
- 65 Vgl. Johann Ch. Adelung: Über den deutschen Styl. 3 Theile in einem Band [1785]. Neudruck, Hildesheim/New York 1974, Band I, S. 349; hier zitiert nach Rüdiger Campe: Vor Augen Stellen. Über den Rahmen der rhetorischen Bildgebung, in: Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, hg. v. Gerhard Neumann, Stuttgart/Weimar 1997, S. 208–225 (hier: S. 210).
- 66 Vgl. hierzu Jäger: Störung und Transparenz (Anm. 9).
- 67 Vgl. zum Evidenzproblem bei Descartes und Husserl etwa Heinz Röttges: Evidenz und Solipsismus in Husserls »Cartesischen Meditationen«, Frankfurt/M. 1971; ebenso Heffernan: Bedeutung und Evidenz (Anm. 35).
- 68 Vgl. etwa Peter Geimer (Hg.): Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie, Frankfurt/M. 2002; Herta Wolf (Hg.): Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters, Frankfurt/M. 2003.
- 69 Ebd., S. 20.
- 70 Vgl. Husserl: Formale und Transzendente Logik (Anm. 3), S. 113.
- 71 Ebd., S. 141.
- 72 Ebd., S. 184.
- 73 Ebd., S. 249.
- 74 Vgl. hierzu Ludwig Jäger: Störung und Transparenz (Anm. 9).
- 75 Vgl. die Darstellung seines Diskursbegriffes, die Foucault in einem Beitrag der Zeitschrift *Esprit*, Mai 1968, 850–874 gibt (dt.: Michel Foucault: Antwort auf eine Frage, übers. von Günther Schiwy, in: Linguistik und Didaktik (LuD) 3/1970, S. 228–239 sowie LuD 4/1970, S. 308–312 (hier: 3/1970, S. 235 f.).
- 76 Vgl. Michel Foucault: Von der Subversion des Wissens, Frankfurt/M. 1987, S. 14 f.: »In dem Augenblick, in dem man sich klar geworden ist, daß alle menschlichen Erkenntnisse, alle menschliche Existenz, alles menschliche Leben [...] in Strukturen eingebettet ist, d.h. in eine formale Gesamtheit von Elementen, die beschreibbaren Relationen unterworfen sind, hört der Mensch sozusagen auf, das Subjekt seiner selbst zu sein, zugleich Subjekt und Objekt zu sein. Man entdeckt, daß das, was den Menschen möglich macht, ein Ensemble von Strukturen ist, die er denken und beschreiben kann, deren Subjekt, deren souveränes Bewußtsein er jedoch nicht ist.«
- 77 Vgl. Holert: Evidenz-Effekte (Anm. 41), S. 200.

## Irmela Schneider DIE LISTE SIEGT

### I. ZUR LIST DER LISTE

Als Claude Lévi-Strauss bei den Nambikwara Feldforschung betrieben hat, verteilte er eines Tages Papier und Bleistift, und die Nambikwara begannen zu »schreiben«, ohne schreiben zu können: Sie zeichneten horizontale Wellenlinien auf das Papier, und bei diesen Bemühungen ließen sie es bewenden. Allein der Häuptling schätzte Papier und Bleistift höher und anders ein. Denn er bat fortan Lévi-Strauss immer dann um einen Notizblock, wenn sie zusammen arbeiteten. Auf diese Weise waren sie gleichermaßen und gleichrangig ausgerüstet. »Wahrscheinlich hatte er als Einziger die Funktion der Schrift begriffen«<sup>1</sup> – nämlich dass sie eine Technik der Macht bildet. Die Schrift-Macht des Häuptlings beruht nicht auf einer Schreibfähigkeit, sondern auf ihrer Simulation, und das zeigt: Auch simulierte Macht ist Macht.

Eines Tages organisierte der Häuptling den Austausch von Gegenständen gegen Geschenke. Diese Situation schildert Lévi-Strauss folgendermaßen:

Kaum hatte er [scil. der Häuptling] nun seine Leute versammelt, als er aus einer Kiepe ein Papier mit verschnörkelten Linien hervorholte, das er zu lesen vorgab und auf dem er, mit gespielterm Zögern, nach der Liste der Gegenstände suchte, die ich im Austausch gegen die angebotenen Geschenke geben sollte: dem einen, gegen Pfeil und Bogen, ein Buschmesser! Dem anderen Perlen für seine Halsketten! [...] Diese Komödie zog sich zwei Stunden hin.<sup>2</sup>

Die Komödie – oder: die List – des Häuptlings, sich die Listen-Macht anzueignen, legitimiert seine Position. Derart ausgestattet, vermag er den Handel zu organisieren. Die von der Hand des Häuptlings hergestellten »verschnörkelten Linien« werden zur aufgeschriebenen Liste, zur Akte.<sup>3</sup> Die Liste dient hier also nicht dazu, einen Sachverhalt in einer Form von Schrift extern zu speichern. Sie hält nichts fest, was es vorher in anderer Form auch irgendwie gab. Die Ordnung, die die Liste stiftet, ist nicht eine nachträgliche, eine sekundäre Ordnung, der eine andere, eine erzählte Ordnung vorangeht. Die Liste des Häuptlings ist keine abgekürzte, verknappte Erzählung, kein Stenogramm des Narrativen. Ebenso wenig rationalisiert diese Liste einen Vorgang, der mit dem gleichen

Irmela Schneider

54

Effekt, aber eben mit größerem Zeitaufwand, auch anders hätte durchgeführt werden können. Die Funktion der Liste ist weder Speicherung noch Zeitersparnis, sondern sie funktioniert als Symbol, das »Prestige und Autorität« verleiht.<sup>4</sup> Sie instituiert den Häuptling als denjenigen, der diesen Akt organisiert und verwaltet. Der Häuptling mit der Liste in der Hand – ein ›Verwaltungsbeamter‹. Listen, das zeigt die Szene, gehören zur Archäologie der Verwaltung.

## II. LISTEN UND DIE ARCHÄOLOGIE DER VERWALTUNG

Als sich die eben erzählte ›Schreibstunde‹ ereignete, verfolgte Lévi-Strauss eigentlich ein anderes Ziel. Er wollte nämlich, wie unter Feldforschern üblich, ermitteln, »wie groß die Nambikwara-Bevölkerung ungefähr war«;<sup>5</sup> er arbeitete am Zensus. Lévi-Strauss wollte also selbst eine Liste erstellen. Bürger- oder Einwohnerlisten, die im Zuge des regelmäßig durchgeführten Zensus entstanden sind, bilden einen wichtigen Teil der antiken Buchführung, und sie gehören, mit dem Beginn der Weihnachtsgeschichte nach Lukas 2,1, zum festen Bestand im kulturellen Gedächtnis des Abendlands. *Censum deferre* ist der Terminus technicus für die Eintragung in die Bürgerlisten. Nur die in die Bürgerliste eingetragenen Mitglieder waren Bürger des römischen Reiches.<sup>6</sup>

Listen erfassen nicht nur Bewohner der Erde; es gibt nicht nur eine weltliche Buchführung, sondern ebenso eine himmlische.<sup>7</sup> Gott selbst führt die Bürgerliste des himmlischen Jerusalem im Alten Testament, im Buch Exodus. Wer von dieser Liste gestrichen wird, hat sein Leben verwirkt, ist vernichtet. Die Strafe für Propheten, »die Trug reden und Lügen wahrsagen«, besteht, so der Prophet Ezechiel, darin, dass sie »in das Verzeichnis des Hauses Israel nicht eingeschrieben noch in das Land Israel eingehen werden«.<sup>8</sup>

In einer Archäologie der Verwaltung führen Listen nicht nur in antike und biblische Zeiten, sondern zurück bis in die Ur- und Frühgeschichte. Wenn der Häuptling der Nambikwara Listen erstellt, ohne in unserem Sinne schriftkompetent zu sein, so vollzieht er eine Praxis, die den Beginn der Listen kennzeichnet. Denn Listen sind um vieles älter als die Alphabetschrift. Es gibt sie bereits seit mehr als 5000 Jahren. Sie finden sich auf jenen Keilschrifttafeln, die nichts Narratives speichern, sondern Quittungen, Belege, Auflistungen, Abrechnungen und ähnliche Dokumente, die von Buchhaltern stammen.<sup>9</sup> Mit Hilfe von Ritzlinien wird die Oberfläche einer solchen Tafel in Kolumnen aufgeteilt, deren Unterteilung in Fächer wiederum angibt, dass auf ihnen mehrere Informationen festgehalten sind.

Wenn man die Liste und die Schrift in eine Reihenfolge bringen will, dann steht, wenn man die Geschichte so erzählt, die Liste vor der Schrift. »Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit beherrschte homo sapiens den Gebrauch der Zahlen, bevor er den Gebrauch der Buchstaben beherrscht [...]. Die Menschheit hatte numerat zu werden, bevor sie literat wurde.«<sup>10</sup> Listen und ihre Zahlen generieren Kontroll- und Verwaltungstechniken.

Das Prinzip von Listen heißt: Listen informieren, und ihre Informationen sind möglichst auf einen Blick zu erkennen, sie sind knapp und präzise, keineswegs ausladend und breit. Die Information kann, wie Listen zeigen, die in Mesopotamien gefunden wurden, bereits im Format enthalten sein, indem ein »virtuelles Schema« festlegt, »an welche Stelle ein Zeichen in den nassen Ton gedrückt wird.«<sup>11</sup> Die Information qua Format und die Knappheit stehen nicht am Ende eines Verfahrens der Kürzung und Verknappung, sondern Kürze definiert das Prinzip von Informationsspeicherung in der Form der Liste.

Die Liste bildet, zumindest in Mesopotamien, eine der ältesten Formen der Informationsspeicherung, und zwar für Verwaltungsvorgänge.<sup>12</sup> Gespeichert, also in einer Liste vermerkt, wurden z.B. Namen von Vögeln, Fischen, Rindern. Vollständig erhalten ist eine Schweineliste.<sup>13</sup> Keineswegs immer lässt sich ein gemeinsamer Nenner durch eine inhaltliche Analyse ausmachen; häufig sind Listen nur durch ihren äußeren Aufbau erkenntlich. Das beste Beispiel dafür, dass die Liste durch einen gemeinsamen inhaltlichen Nenner definiert ist, bildet eine »große Titel- und Berufsamenliste«, die »bei der Vermittlung der Schreibkunst, sprich bei der Schreiberausbildung« eine »herausragende Rolle« gespielt hat.<sup>14</sup> Diese Titel- und Berufsliste stammt aus der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. und ist deshalb so bedeutungsvoll, weil sie Hinweise auf die Verhältnisse zu einer Zeit gibt, »über die wir außer durch spärliche archäologische Hinweise nichts über den Aufbau der Gesellschaft und die sozialen Gliederungen erfahren können.«<sup>15</sup> Da die Liste die Titel und Berufsamen nicht nur in einiger Vollständigkeit aufzählt, sondern diese nach ihrem Rang ordnet, und da »diese Abfolge bereits in den ältesten Texten auftritt, können wir den Schluss ziehen, dass mindestens zu dieser Zeit, wahrscheinlich aber bereits vorher die Gesellschaft stark nach Rangfolgen, das heißt hierarchisch gegliedert war.«<sup>16</sup> Aus Listen werden Geschichten.

Am Anfang stand also offensichtlich die Kontrolle, nicht der Bericht; am Anfang stand die knappe Liste und nicht die lange Erzählung. Die Liste bewährt sich seit ihren Anfängen, also bereits vor der Schrift, als ein Überwachungs- und Kontrollsystem. Die Schrift, so heißt eine andere Schlussfolgerung, ist nicht entstanden, »um kultische oder literarische Texte zu schreiben«,<sup>17</sup> sondern um

Irmela Schneider

56

die Welt zu verwalten, zu regieren. Goody spricht von ›nichttextlichem‹, ›nicht-syntaktischem‹ oder ›dekontextualisiertem‹ Schriftgebrauch, durch den Listen definiert sind und der insbesondere in der Verwaltung komplexer bürokratischer Staaten, in der Buchführung eingesetzt wird und der seinerseits nicht ohne ›Rückkopplungseffekt auf andere Verwendungsweisen von Sprache und möglicherweise auf die Sprache selbst‹ bleibt.<sup>18</sup> Die Liste macht im wahrsten Sinne des Wortes Schule in der Verwendungsweise von Sprache, wie das folgende Beispiel aus dem Alten Ägypten zeigt, das Goody notiert hat: »In einer interessanten Geschichte aus einer späteren Zeit (etwa 1200 v. Chr.) zählt ein Kuhhirte auf, was er transportiert: ›Emmer: 3 Säcke; Gerste: 2 Säcke‹ und so fort.« Goody zitiert zu dieser Aufzählung den knappen Kommentar seines Kollegen Baines: »Menschen können nicht wirklich [...] auf diese Weise sprechen, doch zeigt sich ein tiefgreifender Einfluss der Darstellung in Tabellenform auf das schriftliche Material, das Zahlen einschließt.«<sup>19</sup> Goody selbst zieht die Schlussfolgerung:

Buchführung und Listen bildeten eine andere Form der Sprache aus [...], zahlreiche neue Formeln [wurden] eingeführt und die Verben weggelassen. Wäre ich praktisch damit konfrontiert, jemandem zu erzählen, was ich transportiere, so würde ich eher einfache Sätze als Formeln bilden: ›Nun, da sind einmal drei Säcke Emmer, und dann gibt es noch zwei Säcke Gerste‹ und so weiter. Sprache ist normalerweise nicht telegrammartig: Was hier entsteht, ist eine Schriftsprache, die an die Buchführung für die Verwaltung von Tempeln und Palästen wie auch für den kommerziellen Austausch sowie Transfer zwischen Personen angepasst ist.<sup>20</sup>

Listen, das zeigt sich an dieser Erzählung, sind ein Verfahren des Aussagens. Sie bilden eine spezifische »Poetologie des Wissens«.<sup>21</sup>

Jan Assmann differenziert genauer, wenn er Unterschieden nachgeht, die, was die Entwicklung der Schrift betrifft, zwischen Mesopotamien und Ägypten bestehen. In Mesopotamien entwickelte sich die Schrift im Rahmen der Wirtschaft – hierher gehören also die Tier- und Pflanzenlisten, die den Bestand registrieren. In Ägypten hingegen hat sich, so Assmann, die Schrift im Rahmen der politischen Organisation und Repräsentation entwickelt.<sup>22</sup> Aber auch diese Genealogie der Schrift heißt nicht, dass ihre Funktion ausschließlich oder auch nur in erster Linie in der externen Speicherung kultureller, literarischer oder sonstiger narrativer Textformen bestand. Auch mit

dieser politischen Genealogie bildet die Schrift eine ganz eigene Poetologie des Wissens aus; auch in diesem Zusammenhang konstituiert die Listenform ein spezifisches Diskursgenre. Das belegen die ägyptischen Königslisten, die gerade »kein Instrument der Geschichtsschreibung, sondern der Zeitmessung (also der ›kalten‹ Erinnerung)« bilden.<sup>23</sup> Assmann greift hier Lévi-Strauss' Unterscheidung zwischen kalten und warmen Gesellschaften auf, die sich speziell in ihrem Zeitverständnis, ihrem »Chronotop«,<sup>24</sup> unterscheiden. Kalte Gesellschaften sind bestrebt, die Geschichte draußen zu halten, sie leben nicht einfach außerhalb der Geschichte, sondern sie vermeiden es, »Geschichte zu haben«.<sup>25</sup> Dieses Bemühen, Geschichte auszusperren, zeigt sich an den Institutionen, die sie sich geben. Mittels dieser Institutionen versuchen sie die Auswirkungen, »die die historischen Faktoren auf ihr Gleichgewicht und ihre Kontinuität haben könnten«, auf gleichsam automatische Weise zu annullieren.<sup>26</sup> Die kalte Erinnerung der Königslisten meint also nicht, dass diese Listen der Linearisierung der Zeit durch Geschichtsschreibung dienen, sondern sie bilden ein Medium für die kulturelle Konstruktion von kontinuierlicher Dauer.<sup>27</sup> Die erhaltenen ägyptischen Königslisten stammen aus dem »Neuen Reich«, also aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. Die bekannteste und umfassendste ist »die Königsliste im Tempel von Abydos«, die – und darin liegt ihre liturgische Funktion – zu den Riten gehört, die eine »kulturelle[] Formung und Inganghaltung der Zeit« hervorbringen.<sup>28</sup> Listen konstituieren die Beherrschung und Organisation von Zeit.

Listen bringen also unterschiedliche Formen von Rationalität hervor. Sie programmieren Akten, die die Wirtschaft und Politik steuern. Sie nehmen, worüber eine jüngere Studie informiert,<sup>29</sup> eine wichtige Position in der chinesischen und japanischen Kultur ein. In den *Gesprächen des Konfuzius*, ja »bis in die jüngste Zeit«, besetzen sie einen »Ehrenplatz« im politischen Diskurs Chinas.<sup>30</sup>

### III. DIE LAST DER LISTEN

In der Geschichte der Akten werden Listen immer umfangreicher und zahlreicher. Aktenspezialisten definieren die Liste dabei im Laufe der Aktengeschichte bevorzugt ex negativo, sagen vor allem, was Listen nicht sind. Zugespitzt formuliert und damit Missverständnisse riskierend resümiert Visman eine Liste von Negativ-Definitionen: »Nicht-Institution, Nicht-Gesetz, Nicht-Urkunde, Nicht-Eigentum, nicht rechtskräftig, sie haben weder Autor

Irmela Schneider

58

noch Urheber und gelten als ›Schreibwerk ohne Adressaten.«<sup>31</sup> Solche Listen von Negationen sind eingfasst von einer Vielzahl von Listen, die eine Gesellschaft organisieren. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert werden Listen in immer größerer Zahl und für immer neue Bereiche angefertigt und archiviert: Steuerlisten, Einkommenslisten, Transportlisten, Verbrecherlisten, Gewinnlisten, Beichtlisten, Adresslisten, Versicherungslisten, Wahllisten, schwarze Listen,<sup>32</sup> um nur einige zu nennen. Im 20. Jahrhundert werden sie zum Grundbestand von »Gesellschaftsgeschichten.«<sup>33</sup> Die Zahl der Listen expandiert, seit die Regierbarkeit der Populationen immer komplizierter wird, seit die Wissenschaft vom Menschen an Bedeutung gewann und quantitatives Wissen über den Menschen produzierte. Seitdem gibt es einen Imperativ der Steigerung in Sachen Listen. Immer mehr Bereiche werden mit den Listen statistischer Daten reguliert; Listen gehören zum Regierungswissen und definieren zunehmend den sozialen Status. Seit 1880 gibt es das *Statistische Jahrbuch für das deutsche Reich*. Sterbe- und Unfall-Listen, solche der Raub- und Mordtaten, der Kranken und Gefangenen formieren den »Vorsorgestaat.«<sup>34</sup>

Zu der Zeit also, als Hegels List der Vernunft auf einen höheren Zweck zielt, als ihn die Pragmatik der Alltags anzustreben vermag, der es ums nackte Leben und seine Steuerung geht, als Hegels List eine Einheit stiften und im Dienst der Wahrheit sprechen soll, gehören die Listen zur Mikrophysik der Macht, die Foucault, ganz im Gegensatz zur »List der großen Vernunft«, als »Listen der aufmerksamen ›Böswilligkeit« bezeichnet, »die alle Wässerchen auf ihre Mühlen« leiten.<sup>35</sup>

Der Siegeslauf der Listen, vor allem in Form gedruckter Zahlen, ist seit jener Zeit nicht mehr aufzuhalten.<sup>36</sup> Und dieser Siegeslauf hängt aufs Engste mit dem Versprechen zusammen, das sich an Zahlen, an Daten, an Listen heftet. Dieses Versprechen lautet: Sie schaffen Ordnung und, noch mehr: Sie zähmen den Zufall.<sup>37</sup>

Mit dem Paar Statistik – Wahrscheinlichkeitskalkül treten wir in den Kreislauf eines beständigen Anwachsens immer zahlreicherer und präziserer Aufzeichnungen, in die Spirale der Beobachtung ein – eine ständige und ständig erneuerte, sich selbst immer wieder in Schwung bringende Aufzeichnung. Die Utopie des unendlichen Inventars, der perfekten Zählungen, der lückenlosen Erfassung. Am besten, ein jeder beobachtete sich ständig und durchgehend von Kindesbeinen an und zeichnete gleichzeitig alles auf.<sup>38</sup>

Die ersten internationalen Statistikkongresse werden, unter dem Vorsitz Michel Quételets, ab Mitte des 19. Jahrhunderts organisiert. Dieser Auf- und Ausbau der Sozialstatistik und ihr Ziel, den ›homme moyen‹ zu ermitteln, den Normalen vom Anormalen statistisch exakt abgrenzen zu wollen, die gelistete Welt zu erschaffen, zu kontrollieren und zu steuern, brachte schon bald – als kulturkritische Begleitfigur – den »Tabellenknecht« hervor, der noch in zeitgenössischen Statistik-Büchern präsent ist.<sup>39</sup> Das Versprechen der Listen, den Zufall zu zähmen und Ordnung zu schaffen, ist ständig von dem Verdacht begleitet, dass Listen lügen. Listen gehören, und das verbindet sie mit der List, zum Diskurs von Wahrheit versus Lüge. Der Verdacht, dass es nicht nur wahre, sondern ebenso nicht-wahre, trügerische und lügnerische Listen gibt, produziert immer weitere Listen. Jede neue Liste verspricht im Vergleich zur vorhergehenden einen weiteren Schritt zur Wahrheit. Dieser Fortschrittsglaube nun produziert zugleich ein neues Problem und ein neues Diskursgenre: nämlich »die Klage über das schnelle Anwachsen von Geschriebenem.«<sup>40</sup> Die Klage über den Aktenberg und die »Utopie des unendlichen Inventars«<sup>41</sup> sind zwei Seiten einer Medaille.

#### IV. DIE MACHT DER LISTEN

Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob jemand Listen herstellt und verwaltet, oder auf Listen registriert und über Listen verwaltet wird. Listen, das hat bereits die Geschichte des Nambikwara-Häuptlings gezeigt, verleihen Macht, geben das Recht zu befehlen. Das Anfertigen von Listen wie der Einsatz von Listen bilden einen performativen, Fakten produzierenden Akt.<sup>42</sup>

Die Studie von Götz Aly und Karl Heinz Roth, die das »Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus« darstellt, zeigt nicht nur die Vernichtungsmacht von Listen, sondern vermerkt ebenso, dass die Listen produzierenden »Bevölkerungstechniker des Dritten Reiches« nach 1945 nicht zur Rechenschaft gezogen wurden. »Sie sind kurz untergetaucht, haben an ihrem Äußeren, ihrer Sprache, ihrer Begrifflichkeit einige Retuschen vollführt und gingen dann als Alte Garde den Planern des Wiederaufbaus zur Hand.«<sup>43</sup>

Eine Reihe von Themen und Debatten der letzten Jahre – das sogenannte ›Methusalem-Syndrom‹, die Sorge über den Geburtenrückgang bei den Deutschen, die ›Bevölkerungsexplosion‹ in der ›Dritten Welt‹, der Multikulturalismus, die Parallelgesellschaften – haben eine spezielle Vorgeschichte im Na-

Irmela Schneider

60

tionalsozialismus. Dass »die bürokratisch-wissenschaftlichen Techniken der NS-Herrschaft« lange aus der Analyse ausgeklammert blieben, dafür haben Aly/Roth eine Erklärung, die zwar ihr Buch abschließt, aber entscheidende Fragen offen hält. Für sie ist die Untersuchung nationalsozialistischer Erfassungsmethoden so lange unterblieben, »weil sie in vielerlei Hinsicht die normalen, in extremer Weise genutzten, aber durchaus nicht anrühigen Methoden des modernen Staates sind.«<sup>44</sup> Und für diesen modernen Staat gilt: Nur wer »gelistet« ist, ist real, oder – wie die Werbeparole der von Koller geleiteten Volkszählung 1961 hieß: »Nur wer gezählt ist, zählt...!«<sup>45</sup> Der Aufstand gegen den Zensus, gegen das immer mehr Daten sammelnde Volkszählen in den 80er Jahren ist längst verstummt und vergessen. Heute heißt »gelistet« zu sein, vorzukommen, dazuzugehören, eine Rolle zu spielen. Die Reihe des bzw. der Gelisteten reicht von den Aktien bis zu den Künstlern. Man unterscheidet heute zwischen jenen, die gelistet (*in*) sind und jenen, die es nicht sind (*out*). Und Listen werden ständig aktualisiert, ihre Zeitdimension ist Aktualität. Und zugleich gilt: So verstaubt wie Akten können nur noch Listen sein. Während die bereits erwähnten schwarzen Listen mit dem Listen ein Geheimnis schaffen, indem ein Name auf die Liste kommt, schaffen die Listen der Gelisteten ein Geheimnis, wenn sie etwas oder jemanden nicht auf die Liste nehmen. Das Geheime ist dann das »Nicht-Aktenkundige, *off the record*«. <sup>46</sup>

Wenn heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, immer genauere Datenerhebungen, immer präzisere Erfassungen durchgeführt und die Daten archiviert werden, so geschieht dies gewiss nach wie vor auch im Namen der »Utopie des unendlichen Inventars«. Seit dem 11. September tritt eine weitere und für manchen noch wichtigere Legitimationsinstanz auf: die *homeland security*. In ihrem Namen darf es keine Grauzonen geben für die eine oder andere Liste des Terrors, in ihr soll es – so das nicht geheime und zugleich unheimliche Ziel – keine nicht gelisteten Ereignisse mehr geben. Biometrische Vermessung dient, so heißt es, dem Schutz der Menschen. Permanenter Schutz aber produziert permanente Gefahr. Der Dritte im Bunde von Gefahr und Schutz ist der Feind. Mit dieser Logik wird jeder, der im Namen von *homeland security* vermessen wird, zum Verdächtigen, zum potentiellen Feind der Gesellschaft, des Staates, der Menschheit. Für Giorgio Agamben gehören Praktiken wie die elektronische Erfassung der Fingerabdrücke und der Netzhaut oder die Unterhauttätowierung zur »progressive[n] Vertierung des Menschen«. <sup>47</sup> Wer die im Namen von *homeland security* initiierten Abfragen, Erfassungen und Durchsuchungen ablehnt und gleichwohl nicht zu den per se unter Verdacht Gestellten gehören will, muss – wenn wir Agamben folgen – zu Hause bleiben. Sonst könnte es

sein, dass er ins Lager kommt. Tabellenknecht und *homeland security* weisen auf eine gemeinsame Spur.

## V. LISTEN-PASSIONEN

Lange bereits vor und auch weiterhin parallel laufend zur Sozialstatistik und *homeland security* organisierten Listen das »ganz normale Leben«. Mozarts Don Giovanni z.B. führt seine »lista« der nächtlichen Liebschaften, und der Sekretär Leporello erklärt der armen Donna Elvira, die sich als eine von *mille e tre* erkennen muss, die Passion seines Herrn: »Er nimmt die Fette, die Dürre, die Große, die Kleine, die Alte. . . per piacer di porle in lista.«<sup>48</sup> Manfred Schneider gibt in seiner Darstellung von »Leporellos Amt« einen detaillierten Einblick nicht nur in die Listen des Don Giovanni, sondern auch in die des Physikprofessors Georg Christoph Lichtenberg:

Da ihm kein Sekretär zugeteilt war, führte Lichtenberg von 1789 bis 1799 in seinem *Königl. Gros-Brittanischen Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgschen Staatskalender* eigenhändig Buch über Frequenz, Zahl und Qualität der ehelichen Beiwohnungen, über masturbatorische Nebenaktivitäten und außereheliche Exkurse. Alle diese Daten hat der Professor säuberlich notiert und chiffriert, um die Augen seiner Frau daran ableiten zu lassen; doch für den Anderen des Königlichen Kalenders wurden sie lesbar. Nicht nur den Abgang der Genitalsekrete brachte Lichtenberg aufs Papier, auch der Urin und die Fäzes passierten den kontrollierenden Blick. Alles was Geist und Körper hergaben, lief durch die Tinte des Sekretariats und verwandelte sich in Zahlen und Chiffren.<sup>49</sup>

Das Beispiel zeigt: Nahezu überall und nahezu alles wurde notiert.<sup>50</sup> »Die Biopolitik«, so Schneider, »schuf sich in atemberaubender Geschwindigkeit in zahllosen bürgerlichen Haushalten die Filialen ihrer Bürokratie.«<sup>51</sup>

Listen gehören zur Archäologie der Ökonomie und der Schrift, der Buchführung und der Akten, der Datensammlungen und Datenbanken, des Regierens und Regiertwerdens im Öffentlichen wie Privaten.

Listen ordnen das Wissen nicht nur, sondern sie formieren es zugleich, sie definieren beides: eine Ordnung des Dargestellten und eine Ordnung der Darstellung. Dieses Regime der doppelten Ordnung schafft die Zuversicht der

Irmela Schneider

62

Steuer- und Regierbarkeit und provoziert dabei die Frage nach der List der Listen, die all das still stellt, was als das Unordentliche, nicht Zähl- und Kalkulierbare Störungen in Steuerung und Kontrolle verursacht. Treten Störungen auf, müssen neue Listen her, die zeigen, was zeigbar ist.

Ein Zitat zum Abschluss:

*Vieles ist die Erde, nur kein Hort der Menschlichkeit. Sie ist Welt, die nicht von Welt ist, eine Welt, die an der Welt und am Sinne der Welt krankt. Sie ist Aufzählung – und tatsächlich dringt an die Oberfläche nur die Zahl, das Wuchern dieser Pole der Anziehung und Abstoßung. Sie ist eine endlose Liste...<sup>52</sup>*

- 1 Claude Lévi-Strauss: Traurige Tropen. Frankfurt/M. <sup>12</sup>1999, S. 290 f.
- 2 Ebd., S. 291.
- 3 Zur Liste als einer Textform, die die Entstehung von Akten programmiert, zur Liste als *core set of files* vgl. Cornelia Vismann: Akten. Medientechnik und Recht. Frankfurt/M. 2000, S. 22.
- 4 Lévi-Strauss: Traurige Tropen (Anm. 1), S. 292.
- 5 Ebd., S. 288.
- 6 Leo Koep: Das himmlische Buch in Antike und Christentum. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung zur altchristlichen Bildersprache. Bonn 1952, S. 68.
- 7 Vgl. Koep: Das himmlische Buch (Anm. 6), der die Metapher des himmlischen Buches und die damit einhergehende Vorstellung von himmlischen Listen und himmlischer Buchführung in der ›antik-heidnischen‹, ›biblisch-jüdischen‹ und der christlichen Bildersprache darstellt.
- 8 Ezechiel 13,9, zit. nach der Zürcher Bibelausgabe; vgl. Koep: Das himmlische Buch (Anm. 6), S. 34, der eine Übersetzung zitiert, die das Hebräische K'tab mit »Liste« übersetzt. Im *Gesenius* (Berlin/Göttingen/Heidelberg <sup>17</sup>1959) wird das Wort folgendermaßen übersetzt: 1. Schrift und 2. Verzeichnis (Verweis auf Ez. 13,9). Zu seinen Bedeutungen gehört außerdem das Wort Stammbaum.
- 9 Peter Damerow: Buchhalter erfanden die Schrift, in: Rechtshistorisches Journal 12/1993, S. 9–36. Es handelt sich bei dem Text um, wie vermerkt wird, »Anmerkungen« zu dem Buch *Before Writing* von Denise Schmandt-Besserat, das 1992 erschienen ist und mit dem die Autorin die piktographische Theorie der Schriftentstehung widerlegt sieht. Auf die Forschungskontroversen, die um diese Studie entstanden sind, kann ich hier nicht eingehen.
- 10 Roy Harris: The Origin of Writing [1986], zit. nach: Hans-Jörg Rheinberger: Iterationen, Berlin 2005, S. 13.
- 11 Vismann: Akten (Anm. 3), S. 22.
- 12 Vgl. Hans J. Nissen/Peter Damerow/Robert K. Englund: Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient. Informationsspeicherung und -verarbeitung vor 5000 Jahren, Bad Salzdetfurth <sup>2</sup>1991, S. 55 ff.
- 13 Vgl. ebd., (Abb.), S. 59.
- 14 Ebd., S. 58.
- 15 Ebd., S. 156.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd., S. 57.

- 18 Jack Goody: Die Logik der Schrift und die Organisation von Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990, S. 103.
- 19 J. Baines: Literacy and Ancient Egyptian Representation, zit. nach: Goody: Die Logik der Schrift (Anm. 18), S. 103.
- 20 Goody: Die Logik der Schrift (Anm. 18), S. 104.
- 21 Vgl. Joseph Vogl: Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen, Zürich/Berlin 2004, S. 13: Unter »Poetologie des Wissens« versteht Vogl »eine Perspektive, die sich für die Verfahren und Regeln interessiert, nach denen sich ein historischer Diskurszusammenhang ausbildet und abschließt und seine interne Ordnung stabilisiert.«
- 22 Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität der frühen Hochkulturen, München 2002, S. 169.
- 23 Ebd., S. 167.
- 24 Der Begriff des »Chronotops«, von Michail Bachtin geprägt, gehört seit den späten 80er Jahren zur kulturwissenschaftlichen Terminologie; Assmann verwendet ihn in seiner Ägypten-Studie, vgl. Jan Assmann: Ägypten. Eine Sinngeschichte, Wien 1996, bes. S. 25 ff.
- 25 Vgl. Assmann: Ägypten (Anm. 24), S. 28.
- 26 Claude Lévi-Strauss: Das wilde Denken, Frankfurt/M. 1973, S. 270.
- 27 In seiner Ägypten-Studie greift Assmann zwar wiederum die Unterscheidung zwischen heißen und kalten Gesellschaften auf, modifiziert sie aber zugleich, wenn er vorschlägt, nicht danach zu fragen, ob Kulturen einen linearen *oder* zyklischen Zeitbegriff haben, sondern »nach den Orten des Linearen und des Zyklischen innerhalb einer Kultur [zu] fragen und nach den spezifischen Dominanzverhältnissen«. Assmann: Ägypten (Anm. 24), S. 29. Die Besonderheit eines kulturellen Chronotops ist Effekt des »spezifische[n] Zusammenspiel[s] von Hitze und Kälte bzw. Linearität und Zyklizität«. Ebd., S. 29.
- 28 Vgl. Assmann: Ägypten (Anm. 24), S. 35.
- 29 Vgl. François Jullien: Einleitung, in: ders. (Hg.): Die Kunst, Listen zu erstellen [franz. Original: L'Art de la Liste, 1990], Berlin 2004, S. 7–14 (hier: S. 13).
- 30 Ebd.
- 31 Vismann: Akten (Anm. 3), S. 28. Mit der letzten Formulierung zitiert Vismann den Aktenspezialisten Heinrich Otto Meisner, der von den 20er bis in die 60er Jahre hinein Lehrbücher über Urkunden und Akten verfasst hat.
- 32 Wer auf einer schwarzen Liste steht, den trifft ein organisierter Boykott, sei es in Form eines verweigeren Kredits oder verweigerten Wohnrechts. Und diese scharfen Zwangsmaßnahmen wirken, wie Max Weber beobachtet, »oft stärker als die Chance der gerichtlichen Klage«. Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Studienausgabe, Tübingen 1972, S. 185.
- 33 Vgl. exemplarisch Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1–4, München 1987–2003.
- 34 François Ewald: Der Vorsorgestaat, Frankfurt/M. 1993.
- 35 Michel Foucault: Überwachen und Strafen, Frankfurt/M. 1994, S. 178.
- 36 Vgl. Ian Hacking: Biopower and the Avalanche of Printed Numbers, in: Humanities in Society 5/364 (1982) S. 279–295.
- 37 Vgl. Ian Hacking: The Taming of Chance, Cambridge 1990.
- 38 Ewald: Der Vorsorgestaat (Anm. 34), S. 180 f.
- 39 Vgl. Wolfgang Schäffner: Nicht-Wissen um 1800, in: Joseph Vogl (Hg.): Poetologien des Wissens um 1800, München 1999, S. 123–144 (hier: S. 124). Als zeitgenössisches Statistik-Buch vgl. Walter Krämer: Statistik verstehen. Eine Gebrauchsanweisung, Frankfurt/M./New York 1992, S. 7, in dem im Vorwort als eine durchschnittliche Reaktion auf den »Professor für Statistik« angeführt wird: »Sie halten mich für einen Zahlenschinder, für einen Tabellenknecht, der den ganzen Tag nur Erbsen zählt.«
- 40 Vismann: Akten (Anm. 3), S. 213.
- 41 Ewald: Der Vorsorgestaat (Anm. 34), S. 180 f.
- 42 Vgl. Vismann: Akten (Anm. 3), S. 89, die den Schreibakt des Protokollierens als einen »performative[n], Fakten produzierende[n] Akt bezeichnet und zwar mit Rückbezug auf Derrida und dessen Auseinandersetzung mit Paul de Mans Bestimmung des Sprechakts als eines »Sprechakts«.

Irmela Schneider

64

- 43 Götz Aly/Karl Heinz Roth: Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus [1984]. Überarbeitete Neuauflage, Frankfurt/M. 2000, S. 160.
- 44 Ebd., S. 163.
- 45 Ebd., S. 131. Über die Karriere des Siegfried Koller, der zur Zeit des Nationalsozialismus die Vernichtung der »Gemeinschaftsunfähigen« statistisch vorbereitete und in den 60er Jahren zum »wichtigste[n] bevölkerungspolitische[n] und gesundheitsstatistische[n] Experte[n] der Bundesrepublik« aufstieg, berichtet die Studie von Aly/Roth in einem gesonderten Kapitel. Vgl. ebd., S. 111–131 (»Siegfried Koller«).
- 46 Vismann: Akten (Anm. 3), S. 299.
- 47 Giorgio Agamben: Körper ohne Worte. Gegen die biopolitische Tätowierung, in: Süddeutsche Zeitung 10./11. Januar 2004, S. 11.
- 48 Wolfgang Amadeus Mozart: Don Giovanni. Texte, Materialien, Kommentare, hg. v. Attila Csampai und Dietmar Holland, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 60 f.
- 49 Manfred Schneider: Leporellos Amt. Das Sekretariat der Sekrete, in: Bernhard Siegert/Joseph Vogl (Hg.): Europa. Die Kultur der Sekretäre, Zürich/Berlin 2003, S. 147–162 (hier: S. 149).
- 50 In einer Mischung aus Ernst und Augenzwinkern präsentiert Ben Schott sein immerhin über 9 Millionen mal verkauftes Buch *Book of Lists* (Schott's Original Miscellany, London 2002). Christian Geyer hat dieses Angebot, das nun auch in einer deutschen Fassung vorliegt (Schotts Sammelsurium, Berlin 2004) einer Überprüfung unterzogen und kommt auch aufgrund der Inhalte von Schotts Listen zu dem Ergebnis: »[...] die Vollkommenheit der Liste treibt das Eingeständnis ihrer Nutzlosigkeit gleichsam wie von selbst hervor.« (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. Dezember 2004, S. 32).
- 51 Schneider: Leporellos Amt (Anm. 49), S. 158 f.
- 52 Jean-Luc Nancy: Singulär plural sein, Berlin 2004, S. 10 f. Im Original kursiv.

## Helmut Lethen DER STOFF DER EVIDENZ

*Die Sprachphilosophie hat ja recht, ja,  
sie hat immer recht, sie hat uns bekehrt, sie hat gewonnen.  
Sie hat über jegliche Phänomenologie gesiegt,  
ohne jeden Zweifel wird man ihr den Sieg zusprechen müssen.  
Loyal und ohne Hintergedanken.  
(Michel Serres, Die fünf Sinne)<sup>1</sup>*

### I. VERDACHT

»Von allen Seiten hört man Aufrufe, sich von der Öde der kulturellen Archive zu verabschieden und stattdessen anzufangen, hier und jetzt zu kommunizieren«, schrieb Boris Groys 2000 in seinem Buch *Unter Verdacht*.<sup>2</sup> In unterschiedlichen Schattierungen, von den Blickpunkten der Moral, der Erkenntnistheorie und Neuen Phänomenologie, wird *unvermittelte Wirklichkeit* eingeklagt. Selbst in Zentren ehemals semiotisch inspirierter Wissenschaften wird Verlangen nach Dingen geäußert, die nicht im Netz der Medien, den Verliesen der Rhetorik oder Datenbanken der Wissenschaft aufgehoben scheinen. 1999 liest man in Hans-Thies Lehmanns Buch *Postdramatisches Theater* über das »Paradox der Präsenz eines Schauspielers«, der nicht mehr länger nur als Zeichenträger theatralischer Gesten auf der Bühne anwesend sein will, sondern auf die »reale Präsenz« des Körpers pocht:

Allen Mühen zum Trotz, das Ausdruckspotential des Körpers in eine Logik, Grammatik, Rhetorik zu bannen, bleibt die Aura körperlicher Präsenz der Punkt des Theaters, an dem immer wieder das Schwinden, das »Fading« allen Bedeutens zugunsten einer sinnfernen Faszination, einer schauspielerischen »Präsenz«, des Charismas oder der »Ausstrahlung« eintritt. [...] Nicht als Träger von Sinn, sondern in seiner Physis und Gesticulation wird der Körper zum Zentrum. Das zentrale Theaterzeichen, der Körper des Schauspielers, verweigert den Signifikantendienst.<sup>3</sup>

Während das Verlangen nach einer Existenz im Raum jenseits der kulturellen Grammatik hier noch in der Schutzformel des Paradoxen auftritt, wird es einige Jahre später ungeschützt vorgetragen. Gegen die »Illusion«, dass man mit Verfahren der Kulturwissenschaften Politik in die Grammatik der Performanz,

Helmut Lethen

66

Realität in Simulation und Handlung in Figuren der Rhetorik auflösen könne, gilt es, wie der Kunsthistoriker Horst Bredekamp formuliert, »die substanziellen Dinge« (Bilder, Rhythmen, Konfigurationen von Körpern), die *durch die Medien hindurchwirken*, als »Blitze der Präsenz« wahrzunehmen.<sup>4</sup> Auffällig ist, dass jetzt die Suche nach einem ›vordiskursiven Raum‹ nicht in die ›Tiefe‹ der Psyche zielt, hatte diese in der Vergangenheit doch nur ins Archiv der Psychoanalyse geführt. Stattdessen scheint es gegenwärtig zu genügen, in *Berührung mit Dingen* zu geraten.

Obwohl es nahe gelegen hätte, den Präsenzanspruch dem aufgeklärten Gelächter von Semiotikern und Konstruktivisten auszuliefern, trifft Boris Groys erst einmal eine wichtige Feststellung: Die Sehnsucht nach unvermittelter Wirklichkeit ist aus der Dynamik der Kulturökonomie nicht wegzudenken. Sie ist ›Motor‹ der Massenkommunikation und sorgt für ›ontologische Unruhe‹ auch auf dem Feld der Wissenschaften. Darum die wichtige Rolle der analogen Fotografie. Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens erscheint sie als ein Medium, in dem sich ein mächtiger Wunsch am besten bestätigt fand: »Die einzig tiefe Sehnsucht«, heißt es in Baudrillards Essay über die Fotografie, »ist die Sehnsucht nach dem Gegenstand [...], nach dem, was vollkommen in der Lage ist, ohne mich zu existieren.«<sup>5</sup>

Das ganze Arsenal unseres Zeichenuniversums ist Groys zufolge nur deshalb interessant, weil es mit allen Mitteln der technischen Medien den *Verdacht* erzeugt, dass es einen wie auch immer verschachtelten Zugang zur Wirklichkeit *unter* oder *hinter* der medialen Oberfläche erschließt. Ein Zeichen wird dann erst richtig interessant, wenn es verdächtig ist. Der Verdacht führt zu endloser Spurensuche und setzt auch die Wissenschaften unter Spannung. »Das Archiv unserer Kultur ist wie ein Detektivroman aufgebaut, der einen unendlichen Suspense erzeugen will.«<sup>6</sup> Überall stellt sich ein ›*blow up*-Effekt‹ ein: Auf dem Foto einer harmonischen Parklandschaft werden mithilfe immer raffinierterer Techniken im Fotolabor die Spuren einer Leiche zu ermitteln versucht. Die Zeichenwelt ist im Grunde eine Passage, auf der wir zu Phänomenen zu gelangen hoffen, die sich nicht darin erschöpfen, Zeichen zu sein, sondern ein unabhängiges Dasein haben. Wir leben »diesseits der Medien«, konstatiert Hans Magnus Enzensberger in einer polemischen Wendung gegen die Medientheorie.<sup>7</sup>

Da diese Ansicht dem *common sense* entspricht, sollte es erstaunen, wieso das Pochen auf Präsenz im Kreis der Kulturwissenschaften überhaupt als Provokation empfunden wird. Es wird verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass ihr wissenschaftliches Verdienst in der Untersuchung besteht, mit welchen Instrumenten der *Effekt* der Präsenz so erzeugt wird, dass Evidenzerleb-

nisse zustande kommen. Kulturwissenschaftlichen Forschungsarbeiten wie Koschorkes großer Studie zur ›Empfindsamkeit‹ im 18. Jahrhundert gelang es, die »historischen Präsenz-Effekte des Zeichens zu denken« und zu untersuchen, »wie solche Phantasmata [...] positiv funktionieren und sich die Macht eines sozialen und technischen Realitätsprinzips aneignen können«. <sup>8</sup> ›Präsenz‹ ist also keineswegs aus dem Vokabular der Kulturwissenschaften gestrichen. Ihr Interesse richtet sich aber darauf, mit welchen Mitteln ›Effekte‹ ausgelöst werden, die das ›Phantasma‹ der ›Präsenz‹ nähren: Die Rede vom ›Körper‹ entstammt einer *Enzyklopädie* rhetorischer Formeln, Ausdrucksformen der Leidenschaft sind *Affektkatalogen* von der Renaissance bis zum 18. Jahrhundert zu entnehmen, Empfindsamkeit ist auf *Natürlichkeitseffekte der Schrift* zurückzuführen. Präsenz, Leidenschaft, Empfindsamkeit sind gemäß der Logik der Kulturwissenschaften *Naturalisierungen eines medialen Inhalts*. Der Stoff ihrer Evidenz besteht aus ihrer medialen Form. In der Rechtsprechung wie in den Naturwissenschaften ist Evidenz ohnehin ein Resultat von Verfahren und regelgerechten Verhandlungen, die der historischen Aktenlage zu entnehmen sind. Die Suche nach Ausdrucksformen der Evidenz landet folglich immer im *kulturellen Archiv*, in dem Vokabular, Geschichten, Kataloge, Enzyklopädien, Regeln und Verfahren gespeichert sind. Das Archiv bildet den äußersten Horizont der Erkenntnis und auch den Endpunkt, an dem das Streben der Forschung stillgelegt wird. An diesem Punkt stellt sich dann auch die Einsicht ein, dass Evidenz, die durch symbolische Praktiken hergestellt wird, immer *nachträglich* ist. Das trägt zur melancholischen Stimmung in dieser Forschungsrichtung bei. Es ist nur konsequent, dass der Wunsch nach *unvermittelter* ›Authentizität‹, ›Präsenz‹ oder ›Evidenz‹ in den Kulturwissenschaften als Versuch, »magische Momente in das ausstrukturierte Feld analytischen Wissens einzuführen«, abgewehrt wird. <sup>9</sup>

Das ist ein starkes Argument in einer *scientific community*, in der der *linguistic turn* vorherrscht, und Boris Groys will diesen *kulturalistischen* Ansatz in seiner *Phänomenologie der Medien* auch nicht entkräften. Er macht allerdings darauf aufmerksam, dass mit der Aufklärung über die Archivgrenzen unseres Wissens nicht geklärt ist, warum der Wunsch nach Unmittelbarkeit ein so mächtiger Faktor in der Kulturökonomie ist, dass ihn die Massenmedien auf immer neue Art bedienen. Deren Verfahren können uns Aufschluss darüber geben, wie der *Effekt* von Präsenz und Authentizität *hergestellt* wird. Über der Erforschung der Evidenzherstellung, die den Menschen nur als Adressaten von Techniken im Auge hat, wurde die *nehmende* Seite des Menschen vergessen. Heißt es nicht zu Recht, »evident ist dasjenige, was einleuchtet, weil es ausstrahlt?« <sup>10</sup>

Helmut Lethen

68

In welcher Weise ermöglichen die Modalitäten der Sinne erst die Evidenzverfahren, die durch Verfahren der Medien ausgelöst werden?

Boris Groys zählt eine Reihe von Kunstgriffen auf, die die Massenmedien anwenden, um den Verdacht zu nähren, hinter der medialen Oberfläche sei der eigentliche Stoff der Evidenz verborgen. Unter den Verfahren, die den Schein des Durchblicks erzeugen, nimmt der Einsatz *unpassender Zeichen* einen zentralen Platz ein. Das ist ein unter dem Namen der *Verfremdung* schon von Victor Sklovskij und Roman Jakobson beobachtetes Konzept. Es geht immer noch darum, den ›Stein steiniger‹ zu machen, indem Wahrnehmungskonventionen ›entautomatisiert‹ werden.

Man kann im Anschluss an Groys verschiedene Klassen medialer Verfahren der Evidenzherstellung unterscheiden:

1. Auch Robert Musil hielt den ›*Griff zur niedrigeren Kategorie*‹ für einen bewährten Schachzug zur Erzielung von Evidenz-Effekten. Durch Einschub vulgären *Vokabulars* in hochkulturelle Bildungssprache, Benennung physiologischer Tatbestände in medizinischer Terminologie inmitten eines von Diskursethik beherrschten idealistischen Sprachmilieus, Rückgriff auf Begriffe der Tierverhaltensforschung in der Beobachtung menschlicher Rituale, Unterbrechung sublimer Sphären des Erotischen durch pornographische Passagen, kurz: durch *naturalistische* Unterwanderung eines idealistischen Diskurses wird zuverlässig der Effekt, den *Dingen* näher zu kommen, erzeugt. Dies funktioniert bisweilen auch umgekehrt: Hat der naturalistische Diskurs das Sprachmilieu erobert, kann wiederum sakrales Reden durchaus Präsenzeffekte erzeugen.

2. *Herstellung von Evidenz durch Kontrast*. Auf einer glatten Oberfläche scheint das ›Raue‹ tiefere Dimensionen anzuzeigen; in der Wärme guter Versorgungssysteme wirkt der Einbruch ›sozialer Kälte‹ als Schock, der die verdrängte Wirklichkeit des harten Wirtschaftssystems erkennen lässt. In der Umgebung gestylter Körper gilt das Hässliche geradezu als Garant des Echten. In einer Welt höflicher Distanz kommt sich der Unhöfliche als authentisch vor. George Steiner erinnerte im Schillerjahr 2005 daran, dass der »Stotterer Woyzeck« im antirhetorischen Klima der Gegenwart mehr Evidenz ausstrahle als Schillers an der Antike geschulte Rhetorik.<sup>11</sup>

3. Der plötzliche *Wechsel der Medien* hat den nämlichen Effekt. Unter dem Verdacht, dass die Welt in den visuellen Massenmedien ›derealisiert‹ werde, wird unversehens die anachronistische *Bleistiftlandschaft* zu einem Fenster, das einen unverstellten Blick auf außermediale Ereignisse zu gewähren verspricht, wie Peter Handkes Aufzeichnungen von der serbischen Kriegsfront,

die der Derealisierung durch Fernsehbilder die Stirn bieten sollten.<sup>12</sup> Wechselt man umgekehrt, der Welt verbaler Rhetorik überdrüssig, ins Reich des Visuellen, so scheint schon der Kontrast zur ›reinen‹ Optik die Bilder vom Raster der Sprache zu entlasten. Wer in der schieren Sichtbarkeit der Dinge eine sichere Wohnung der Präsenz beziehen zu können hofft, der kann schon von einem akustischen Phänomen, z.B. dem Geräusch von Fußritten, deren Urheber unsichtbar bleiben, in eine Realität gerissen werden, von der aus der Raum des Visuellen wie artifizieller Schein wahrgenommen wird etc.

Genug Beobachtungen, die erkennen lassen, dass der Effekt der Evidenz durch Registerwechsel, Kontrast oder Wechsel des Wahrnehmungsrahmens erzielt werden kann. Das gilt auch für größere Zusammenhänge. Wenn *Geschichte* als planbares Projekt begriffen wird, verspricht jedes Element von *Kontingenz* mehr Realität. Evidenz wird in diesen Fällen im Moment der *Störung* erfahren. Wenn, wie in diesen Jahrzehnten, der Glaube vorherrscht, die Wirklichkeit werde durch die Massenmedien konstruiert, setzt die Suche nach der *nichtcodierten Botschaft* ein.

Die Kulturökonomie lebt, wie Groys feststellt, vom Wunsch nach Präsenz und hält ihn durch die genannten Verfahren aufrecht. Er ist ein mentales Faktum, das in der Kultur eine Arbeitsform findet. Sie stellt immer neue Mittel bereit, die frische Präsenzeffekte herzustellen versprechen. Warum dies nicht zu einem Ende kommt und das Verlangen an sein Ziel, hat, Groys zufolge, einen einfachen Grund. Zum Glück des Findens gesellt sich zwangsläufig eine Enttäuschung: »Für den Verdacht sieht nur sein eigenes Abbild hinlänglich überzeugend aus.«<sup>13</sup> Er führt nie ›nach außen‹, bleibt immer im Zirkel seiner Motivation.

Evidenz, die sich wie ein Ereignis einzustellen scheint, hängt offensichtlich von medialen Rahmenbedingungen ab. So versteht sich die Evidenz von Bildern selten von selbst, sondern beruht auf einem zusätzlichen Akt der Beglaubigung, der Zuschreibung oder Verhandlung. Die Evidenz hat ihren Ort im Bild, aber sie ist auch woanders: in der Bildlegende, die dem Bild eine Lesart vorgibt; in der Glaubwürdigkeit von Augenzeugen oder der Autorität einer Instanz, die das Bild produziert hat oder die Deutungshoheit genießt; in den Funktionen der Technik, auf der seine Herstellung beruht. Hat nur Sprache die Fähigkeit, der bildlichen Evidenz den Ort zuzuweisen, auf dem sie Autorität gewinnt?

Gibt es überhaupt keine ›Ereignisse‹, die man zu Recht ›Widerfahrnisse‹ nennen könnte?<sup>14</sup> Dieser Frage will ich im Folgenden in den Abschnitten *Präsenz*, *Berührung* und *Schmerz* nachgehen. Ich will zeigen, dass sich das Problem der Evidenz in verschiedenen Konfigurationen zwar verschieden stellt, dass die Frage aber unser Denken mit größerer Spannung auflädt, wenn es sich nicht

Helmut Lethen

70

vorab auf den Pol des Konstruktivismus oder der phänomenologischen Wahrnehmung fixiert.

## II. PRÄSENZ

*Wer niemals seine Bibliothek verlässt, wo der Wind allenfalls am Pfingstmorgen weht, oder aus einem Viertel herauskommt, das mit Werbeplakaten zugeklebt ist, der neigt dazu, das Gegebene ganz und gar in Sprache zu versenken.*  
(Michel Serres, Die fünf Sinne)<sup>15</sup>

Das treibende Element der Massenkultur liegt, Boris Groys zufolge, im Verdacht, *hinter* der Oberfläche der Medien verberge sich ein realeres Sein. Derselbe Verdacht vitalisiert die Kulturwissenschaft – man denke an den Verdacht des von Thomas Mann begangenen Knabenmords in Neapel, den Michael Maar aufbrachte, oder Klaus Theweleits Verdacht im *Buch der Könige*, Gottfried Benn habe seine Frau 1945 wissentlich in eine tödliche Zone geschickt, um seine Dichtung wieder auf Touren zu bringen. Auch das 2004 erschienene Buch von Hans Ulrich Gumbrecht *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz* kann als Indiz dafür gelesen werden, dass die Suche nach dem intensiveren Sein die Kulturwissenschaften nicht unbehelligt lässt. Es wurde dementsprechend misstrauisch als *Rückfall* auf naive Positionen vor dem *linguistic* oder *cultural turn* verrissen – oder überschwänglich gelobt; sein gleichzeitig erschienenes Buch *Lob des Sports* begrüßte man als Wiederentdeckung der »substantziellen Realität des Sports jenseits seiner Übertragungen in den Medien«. <sup>16</sup> Das Lob richtete sich in beiden Fällen gegen postmoderne Meisterdenker der Mediatisierung. Horst Bredekamp erinnerte der provozierende Auftritt Gumbrechts entfernt an ein historisches Ereignis aus den 20er Jahren:

Hans Ulrich Gumbrecht im Jahre 2005 ist nicht der Martin Heidegger des Jahres 1929, der in das Davoser Luxushotel in noch schneebedeckter Skikleidung bricht, um inmitten der Vorabendgesellschaft den naturalen Kern seiner Philosophie in seiner sportlichen Attitüde zu demonstrieren.<sup>17</sup>

Der Vergleich wirkt selbst in der Form seiner Zurücknahme besonders eindringlich, weil er das Bild des bürgerlichen Gegenspieler der Davoser Gespräche wachruft: Ernst Cassirer und seine Philosophie der symbolischen Formen auf

der Seite der ›Vorabendgesellschaft‹, Heideggers Attitüde des Naturburschen als Invasion des ›Barbaren‹. Immerhin geht es heute wieder um ähnliche Gegensätze. Der ›Konstruktivist‹ Cassirer, der auf das mediale Apriori in unserem Wahrnehmen, Erkennen und Handeln aufmerksam macht, und Heidegger, der die Kultur der zivilen Distanz des distinguierten Hanseaten durchkreuzen will.

Allerdings ist der Frontverlauf nicht mehr einfach zu beschreiben. Gumbrecht schlägt zwei traditionelle Wege, die früher einmal aus der Welt der symbolischen Formen hinaus zu führen versprochen, nicht ein. Der Königsweg in die ›Tiefe‹ des submedialen Raums des Unbewussten verbietet sich, wenn man mit Lacan diese Tiefe als durch Sprache ausgelegte Dimension begreift. Die Annahme, transparente Zeichen in Abbildern zu finden, wird ebenfalls verworfen. Mit Jean Luc Nancy dekretiert Gumbrecht: »Die Präsenz kommt nicht, ohne jene Präsenz auszulöschen, die Repräsentation bezeichnen möchte (ihr Fundament, ihr Ursprung, ihr Thema).«<sup>18</sup>

Welche Auswege bleiben dem Textwissenschaftler dann noch? Schon das Eingangsbild seiner Überlegungen zeigt, auf welche Dimension der Präsenz Gumbrecht aus ist. Es geht ihm um *Raumgewinn*. Eine Straße in Dubrovnik Ende der 60er Jahre in der Frühe eines Sonntagmorgens nach einer langen Nacht am Strand mit einem Freund einen Sonnenaufgang betrachtend, »(ohne zu bemerken, wie sehr sie in dieser Hinsicht Bouvard und Pécuchet ähnelten)«<sup>19</sup>. Die Rekonstruktion des Raumerlebnisses einer gespürten *Weitung*, wie es von der Neuen Phänomenologie beschrieben wird, kommt, wie man sieht, noch nicht ohne Selbstironie aus. Zum Bewusstsein der Verwendung des Topos des mediterranen Raums gesellt sich das Wissen Flauberts, dass alles doch nur in die Vervollständigung einer Enzyklopädie auslaufen wird, die seine Helden Bouvard und Pecuchet in Angriff nehmen. Gumbrecht will aber an einen Ort der Präsenz außerhalb der Bibliothek, einen Ort, der sich nicht mehr vom Gesichtspunkt Gustave Flauberts, Friedrich Kittlers oder Umberto Ecos ironisieren lässt.

Wie will er bei so viel Ironie den Kreis der Konstruktionen verlassen? Gumbrecht bringt verschiedene Auswege ins Spiel, die grob charakterisiert werden können: Als Erstes bietet sich ein Ausgangspunkte der Neuen Phänomenologie an. Die Phänomene sind immer reicher als die Kategorien, mit denen sie erfasst werden sollen. Wissenschaftliche Beobachtung engt die Wahrnehmung zu einer zielgerichteten Handlung ein, die den Zyklus des *Cogito* nie verlässt. Sie visiert ihren Zielbereich aus interessegeleiteter Perspektive an und weiß sich eingehüllt in Horizonte, die institutionell vorgeordnet sind. Dagegen erinnert Gumbrecht an einen Ausgangspunkt der *contemplatio*, für die das *Erscheinen* der Dinge immer ein Bewusstsein von den Grenzen der bewussten Kon-

Helmut Lethen

72

trolle über die Dinge mit sich bringt. Daneben erinnert er an Heideggers Rückgriff auf ein ›Sein‹, das nicht in symbolischen Formen der Kultur aufgeht. Ein Sein außerhalb des »Netzes der Semantik«,<sup>20</sup> das sich nur in der Haltung der ›Gelassenheit‹<sup>21</sup> erschließen lässt. Es gilt, die ›Welt‹ der umringenden Sinnhorizonte zu verlassen, um der ›Erde‹, Inbegriff des kulturell nicht Gerasterten, inne zu werden. Da dies vorzugsweise in der ästhetischen Erfahrung des Kunstwerks gelingt, muss Gumbrecht drittens den medialen Aspekt der Präsenz ins Spiel bringen. Der liegt in der *Spürbarkeit der Zeichen*, mit deren Entdeckung Roman Jakobson im Russischen Formalismus eine Wende einleitete, die Gumbrecht zufolge fatalerweise die ›Seinsvergessenheit‹ der Semiotik nach sich gezogen hat.<sup>22</sup> Ohne sie ist aber der erhoffte ›Präsenzeffekt‹ in den ›Momenten der Intensität‹ nicht zu haben. Gumbrechts Rede von einer *Produktion von Präsenz* schließt den von der Materialität der Kommunikationsmittel rührenden Effekt der (räumlichen) Greifbarkeit der (medialen) Dinge ein.<sup>23</sup>

Das weit gespannte Spektrum von Gumbrechts Beispielen der Präsenzerfahrung macht den Fall nicht leichter. *Momente der Intensität* stellen sich ein, wenn er inmitten der polyphonen Komplexität von Mozarts Musik eine Oboe »mit [der] Haut« hört, wenn er Federico García Lorcás Gedicht »Poeta en Nueva York« liest, oder wenn er sieht, wie der *Quarterback* von *Stanford Cardinal* einen *touch-down*-Pass zelebriert.<sup>24</sup> Das Erlebnis der Präsenz stellt sich immer mit ›ganz tiefem Durchatmen‹ ein, mit dem Spüren einer ›Weitung‹, wie Hermann Schmitz aus Sicht der Neuen Phänomenologie formulieren würde. Wenn Gumbrecht in seinem *Lob des Sports* von der »Epiphanie der Form« bei schönen Spielzügen des Fußballs spricht, »die die Brust weitet«, betont er noch einmal ausdrücklich, dass sich seine Wahrnehmung von der der Kulturwissenschaften dadurch unterscheidet, dass er vom Stoff der Evidenz ausgeht, von der »Tatsache, dass die komplexe Form des Spielzugs Substanz besitzt und dass die Körper der Spieler diese Substanz sind.«<sup>25</sup> Und wenn er das auch nur im Fernsehen und im Film genießen kann, so deshalb, weil dieser Stoff *durch das Medium hindurch* wirkt.<sup>26</sup>

Wie die Einbeziehung der Materialität des Zeichens erkennen lässt, ist der Weg zur Unschuld einer Seins-Ontologie nicht einfach. Die Anspielung auf Kleists *Marionettentheater* liegt nahe. Der Wunsch nach Präsenz führt den Verfasser an die verschiedensten Orte, nur nicht dorthin, wo er ursprünglich hin wollte, zur »materiellen Präsenz greifbarer Dinge«<sup>27</sup>. Denn letzten Endes begnügt er sich mit ›Präsenzeffekten‹, die ihre Sicht-, Les- und Spürbarkeit nur in Horizonten der ›Sinnkultur‹ erhalten. Das Unternehmen mündet in einen Vorschlag, der zwar nicht so radikal ist, wie der anfangs ausgesprochene Wunsch,

aber umso bedenkenwerter. Es ist der Gedanke vom »Oszillieren zwischen Präsenzeffekten und Sinneffekten«<sup>28</sup>.

Wie weit ist Gumbrecht mit diesem Votum für Präsenz gekommen? Er hat bedenkenwerte Vorschläge gemacht, die nicht leichtfertig von der Hand gewiesen werden können.<sup>29</sup>

### III. BERÜHRUNG

*[Der moderne westliche Mensch] ist rundum eingetaucht  
in die Welt der kleinen Energien. Um ihn aus diesem  
neuen Schlaf zu reißen, reicht der Empirismus nicht mehr aus.  
(Michel Serres, Die fünf Sinne)<sup>30</sup>*

Das Unbehagen an der Repräsentation und der Wunsch, in »greifbare Nähe« zu den aus dem Raster der Kultur gefallenen »Dingen« zu geraten, führte im 20. Jahrhundert in der bildenden Kunst zu denkwürdigen Experimenten. Ich denke hier weniger an den Müll, das weggeworfene Zeug, an das sich die Hoffnung heftete, ein *Speichergedächtnis* (Assmann) zu bilden, das den Umfang und die Tiefe der bislang im kulturellen Archiv gesammelten Dokumente bei weitem übertreffen sollte, weil es als nicht in der Hochkultur Gesammeltes die *Wirklichkeit* zu repräsentieren scheint. Ich habe speziell den Kult der *Abdrücke* im Auge, die bislang keinen Zugang zum kulturellen Archiv gefunden hatten, im Depot verstaubten und jetzt eine ungeahnte Aufwertung erfahren. Abgüsse von seziierten, anatomischen Präparaten, die Thomas Eakin für Gemälde verwendet hatte, der Gipsabguss von Rodins Hand, die Beine des Holofernes, die als Naturabguss unverändert in eine humanistische Skulptur aufgenommen worden waren, Totenmasken und wächserne Gliedmaßen als Devotionalien wurden neben Marcel Duchamps *Schaumgummibrust auf schwarzem Samt* neu gewürdigt. Die Kunsttheorie stellte der Abdruck allerdings vor große Probleme. Er war bisher als atavistisches Relikt aus der Geschichte der Bilder ausgeblendet worden, war er doch nichts als eine Markierung, die durch den Druck eines Körpers auf eine Oberfläche entstanden war. Er war die *Spur* eines abwesenden Körpers, aber kein symbolisches Zeichen, das auf ihn verwies.

Georges Didi-Huberman veröffentlichte 1997 anlässlich der von ihm im Centre Georges Pompidou arrangierten Ausstellung *L'Empreinte* seine Überlegungen zu *Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*. Er kam in dieser Schrift zu einem frappierenden Ergebnis: Der Abdruck ist zwar »nahe

Helmut Lethen

74

am Phänomen«, aber »entfernt von der Tatsache«. <sup>31</sup> Der Abdruck »tötet die Ähnlichkeit«. <sup>32</sup>

Vielleicht hat Georges Didi-Huberman mit dieser Erkenntnis den Grund für die endlose Wiederaufnahme und endlose Enttäuschung des Wunsches nach *Berührung* aufgespürt. Im Abdruck, am Punkt der »vulgären Wahrheit«, <sup>33</sup> wird irgendetwas (eine Energie, eine Beleuchtung, die Entfernung, die Imagination), das zum Antrieb des Wunsches, den Dingen nahe zu kommen, gehörte, ausgeknipst.

Für Georges Didi-Huberman steht die *Berührung* im Gegensatz zur *Nachahmung*. Während Nachahmung wie alle symbolischen Praktiken *Distanz* voraussetzt, um zu ihren Objektivationen zu kommen, entsteht im Abdruck »die Form blind«, im unzugänglichen Kontaktraum der Berührung zweier Materien. <sup>34</sup> »Der Abguß ist also in jeder Hinsicht zu nah am Ende«. <sup>35</sup>

Reflexionen über die Attraktion und Enttäuschung der Berührung findet Didi-Hubermann vor allem im Werk von Marcel Duchamp. Seit den 1920er Jahren machte Duchamp die »infra-geringe Divergenz« der beiden sich berührenden Materien zum Gegenstand geistreicher Experimente, von denen Georges Didi-Huberman eines, das *Weibliche Feigenblatt* in galvanisiertem Gips von 1950, besonders ausführlich behandelt:

Der über die Genitalien der Frau gegossene Gips erfüllte während der Dauer der Operation fraglos die Funktion des »Feigenblatts«. Er verhüllte [...], was die Feigenblätter der klassischen Skulptur dem Blick entziehen. Duchamp trieb die Verhüllung bis an ihre Grenze: bis zur Berührung, bis zur hautengen Umschließung, bis zum Eindringen in den Körper. <sup>36</sup>

Die negative Gussform des weiblichen Feigenblatts war also ein Objekt der Scham bis zu dem Zeitpunkt, wo sie vom Körper, dem Gegenstand seiner Darstellung, entfernt wurde: »Von da an konnte es beginnen, seine Betrachter zu verwirren, da es nun, kalt und schamlos, unaufhörlich den umgekehrten Abdruck dessen zur Schau stellt, was es zuvor verdeckte.« <sup>37</sup>

Schamlos ist das Objekt allerdings nur, wenn die Imagination sich in den Zwischenraum der »infra-geringen Divergenz« einmischt. Wenn man es nicht als Kultobjekt im Museum of Modern Art in New York betrachten würde, könnte es ebenso als Abguss eines anatomischen Präparats gelten. Seine Aura als Original gewinnt es ohnehin nur im Kultraum des Museums. Als Kipp-Bild der Verhüllung und Enthüllung bereitet es intellektuellen Spaß. Die Berührung von

zwei Materien – von Gips und Haut – war ein Kontakt, der Ähnlichkeit mit der Person auslöschte. Wer die Skulptur sah, wird erfahren haben, dass ohne Text ungewiss bleibt, was sich dem Auge darbietet. Der Titel steuert die Imagination, die sich vom galvanisierten Ding entfernt, um in der Distanz wieder einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich zumindest Neugier einstellen könnte.

Der Wunsch nach einem entsemiotisierten Phänomen wie dem Abdruck ist kein Wunsch nach Rückkehr in die Kunst der Repräsentation, sondern eine radikale Kritik des *Realismus*. Denn er führt nicht zur Abwendung vom ›Realen‹, sondern wendet sich ihm so radikal zu, »dass er in der Berührung jede optisch angemessene Distanz, jede Konvention oder Evidenz der Sichtbarkeit, der Erkennbarkeit, der Lesbarkeit subvertiert.«<sup>38</sup> Vergeblich beruft sich der Abdruck auf den ›Kontakt‹, den er ursprünglich gehabt haben könnte und aus dem er hervorgegangen sein soll. Wer sollte das verbürgen?

Die große Lektion Duchamps ist, Huberman zufolge: Was sich im Abdruck einprägt und uns berührt, was uns mit seiner eigenen, unzugänglichen Erinnerung der Berührung ›beeindruckt‹, ist zunächst eine Divergenz.

Damit ein Fußabdruck entsteht, damit der Prozeß stattfindet, muß der Fuß sich in den Sand einsenken, muß der Gehende *da* sein, an genau dem Ort, wo er seine Spur hinterläßt. Doch damit der Abdruck als Resultat *erscheint*, muß der Fuß sich wieder heben, sich vom Sand ablösen und sich entfernen, um anderswo andere Abdrücke zu erzeugen; der Gehende ist dann offensichtlich *nicht mehr da*. In dieser Doppelbedingung liegt anscheinend das Potential wie auch die Unbeständigkeit des Abdrucks begründet.<sup>39</sup>

Der Detektiv ist darauf aus, aus jedem Fußabdruck als einem ›schwachen Zeichen‹, das hart am Phänomen mit all seinen Ungewissheiten ist, ein ›starkes Zeichen‹, eine verwertbare ›Tatsache‹ zu machen, die in andere Medien (Diagramme, Passfoto, Messdaten, Geschichten) übersetzt werden kann, also Rückschlüsse auf Identität zulässt und auf ›Repräsentation‹ des verborgenen Urhebers zuläuft.

Künstler im 20. Jahrhundert experimentierten mit der nicht identifizierbaren Spur und die Wellenbewegung in der Kunstgeschichte lässt sich ganz gut aus dem Wechsel von schwachen und starken Zeichen ablesen. Die Tendenz des *Positivismus*, aus schwachen Zeichen die starken der Identifizierung zu machen, hat eine Unterbewertung der Einmaligkeit der Spuren zur Folge. Der positivistischen Haltung widersprechen Künstler mit ihrer Neigung, die Einma-

Helmut Lethen

76

ligkeit der Spur überzubewerten, in ihr nichts als das Relikt eines vergangenen Ereignisses wahrzunehmen, das sich der Repräsentation entzogen hat. Sie »entsemiotisieren« die Spuren und betonen ihre *Passion für die Nicht-Identität*, die reine Andersartigkeit.<sup>40</sup> Dass diese dann das Bestreben nach Resemiotisierung auslösen, zeigen die zahlreichen Texte, mit denen sie bald umgeben werden.

Denn Sprache und Schrift bilden einen Reflexionshorizont, der in der Lage ist, das Medienproblem zu umfassen,<sup>41</sup> wie nur Sprache und Schrift in der Lage scheinen, bildlicher Evidenz den Ort zuzuweisen, auf dem sie Autorität gewinnt. Die Darstellungsfunktion des Distanzmediums Schrift beginnt allerdings jenseits der Berührung, jenseits der Grenze des selbst gespürten Leibes. Indem sie durch Zeichen dargestellt werden, rücken die Gegenstände, die vorher Haut, Affekt und Willen unmittelbar berührten, in eine ideelle Ferne, verwandeln sich in ein wahrhaftes Gegenüber, das sich anschauen, hören, fühlen, vergegenwärtigen lässt.<sup>42</sup> Alle symbolischen Formen haben nach Ernst Cassirer eine merkwürdige Eigenschaft: Der Mensch erschafft sie, »um sich kraft ihrer von der Welt zu trennen und sich eben in dieser Trennung um so fester mit ihr zu verbinden.«<sup>43</sup> Symbolische Formen erschließen ein Reich der Imagination, in der Erfahrungen des Leibes und der Welt in bestimmten Formen in Erscheinung treten. Es ist ihr magischer Effekt, dass sie sich im Distanzmedium der Schrift »um so fester« mit der Welt verbinden, so dass die Differenz von medialer Vermittlung und authentischer Evidenz verschwunden scheint. So kommt es zu dem »Oszillieren«, von dem Gumbrecht gesprochen hatte.

Zu guter Letzt münden Didi-Hubermans Überlegungen in eine bescheidene Frage: Wäre nicht viel gewonnen, wenn wir die Frage nach der Bedeutung der Dinge verzögern würden, um dem Phänomen der Berührung etwas länger unsere Aufmerksamkeit zu schenken?

#### IV. SCHMERZ

*In der Hoffnung, zu den Dingen zurückzukehren, hatten wir den naiven Wunsch gehabt, zu hören, zu sehen und bei den Dingen zu sein, zu schmecken, zu streicheln, zu spüren, uns dem Gegebenen zu öffnen. Wie sollen wir das tun, ohne zu sprechen? Wie sollen wir aus einer Haut herauskommen, die seit Jahrtausenden spricht?*  
(Michel Serres, Die fünf Sinne)<sup>44</sup>

Wer gegenwärtig ernsthaft den Schmerz als Ereignis beschreiben würde, das sich »diesseits der Hermeneutik« befindet, stünde auf verlorenem Posten. Kom-

munikationswissenschaften, analytische Philosophie, Psychologie und Medientheorie wehren den Gedanken ab, eine Körperempfindung wie der Schmerz könnte ein *sprachresistenter Gegenstand* sein. Als außersprachliches Ereignis ist Schmerz kein Gegenstand von Wissenschaften, die ihn nur als diskursives Ereignis beschreiben können. Auch die Forschungsberichte von David B. Morris und David Le Breton, die Erfahrungen von Schmerzkliniken einbeziehen,<sup>45</sup> betonen, dass die menschliche Physiologie vom Raster sozialer und kultureller Symbole durchdrungen und darum nur in ihren kulturellen Codierungen zu erfassen ist. Jede Äußerung des Schmerzes habe, wie Le Breton in seiner Soziologie des Schmerzes formuliert, eine intersubjektive Dimension:

In der Beziehung zu seinem Körper speichert das Individuum die verspürten Empfindungen nicht einfach ab, sondern transformiert sie in seine eigenen Kategorien, die es mit anderen Mitgliedern seiner Bezugsgruppe teilt, die zugleich aber seine persönliche Note tragen.<sup>46</sup>

Trotz der begründeten Skepsis gegenüber dem Schmerz als einem sprachlosen Ereignis, hat die amerikanische Forscherin Elaine Scarry erneut die Sprachresistenz des Schmerzes behauptet. 1985 erscheint ihr Buch *The Body in Pain*. Die Autorin hatte eine Datenbank des Schmerzes in den Archiven von *Amnesty International* gefunden. Aus den hier eingesehenen Protokollen folgert sie, dass extremer Schmerz durch *Nichtkommunizierbarkeit* gekennzeichnet ist. Er biete der Sprache nicht nur Widerstand, sondern zerstöre sie. *Der Schmerz ist nicht von oder nach etwas: Schmerz ist nur er selbst*. Seine Objektlosigkeit mache es »nahezu« unmöglich, ihn in Worte zu fassen. Schmerz sei sprachlich nicht »in die Welt« zu holen; denn er bestehe in *Weltverlust*.<sup>47</sup> Wenn man spreche, greife das Ich über die Grenzen des Körpers hinaus und besetze einen Raum, der, größer als der Körper, die *Welt* des Menschen bilde.<sup>48</sup> Extremer physischer Schmerz zerstöre das Vermögen zur symbolischen Erweiterung des Raums. Er reduziere das Individuum auf die reine Gegenwart des Körpers. Seines Distanzbildungsvermögens beraubt, gebe sich der Schmerzerfüllte der Folter preis. Für deren Agenten sei die gesamte Gefühlswelt des Opfers eine »externalisierte Landkarte«,<sup>49</sup> die sie nach den Regeln ihrer Kunst bearbeiten könnten. Manfred Sommer wird später diesem Gedanken beipflichten. »Die reine Empfindung, bar aller Objektivierung«, schreibt er 1996 in seinem Buch *Evidenz und Augenblick*, »wäre ein Grenzwert, für den es keine Namen mehr geben kann. Und alles spricht dafür, dass eine solche Empfindung im Bewusstsein überhaupt nicht vorkommen kann, ohne es zu zerstören«.<sup>50</sup>

Helmut Lethen

78

Die Kritik an Scarrys Behauptung der Sprachresistenz hat betont, dass die Kluft zwischen dem »Schweigen des realen Körpers« und dem Sprechen über den »symbolisch konstruierten Körper« zwar durch nichts zu überbrücken sei, dass sich die Individuen aber im kommunikativen Handeln ihre intersubjektiv geteilte Lebenswelt so aneignen, dass ihre Körpererfahrungen für andere mitteilbar werden.<sup>51</sup> Wie wäre es sonst zu verstehen, dass sich Elaine Scarry mithilfe eines Textarchivs ein Bild vom Weltverlust der Opfer machen kann. Im Augenblick seiner Schilderung sei der Schmerz eine Konstruktion, die in Sprache kodifiziert, in Texten gespeichert, in Archiven geordnet, behütet oder vergessen wird. Im Gegensatz zu Ärzten haben es Kulturwissenschaftler immer mit artifiziellen Formen des Schmerzes zu tun. »Was nicht im Archiv ist, kann kulturwissenschaftlich nicht analysiert werden«, stellt Moritz Baßler fest.<sup>52</sup> Die Wende der Kulturwissenschaft geht indessen einen Schritt weiter: Sie ontologisiert die Bibliothek. Im historischen Archiv der Ausdrucksmuster sollen demzufolge die Möglichkeitsbedingungen des Schmerzausdrucks gespeichert sein. Damit ist eine Richtung eingeschlagen, die Nietzsche dem Typ des *alexandrinischen* Gelehrten zuschreibt, wenn er ihn einen »Bibliothekar und Corrector«<sup>53</sup> der Natur nennt. Mit dieser Wendung kann es zu der erstaunlichen Formulierung kommen: »Auch im Namen des Schmerzes gibt es nur Ausschnitte der Bibliothek zu sehen.«<sup>54</sup> Der Schmerz hat keine separate Naturseite mehr, die sich (kultur)wissenschaftlich beobachten ließe. Heiko Christians, der den zitierten Satz prägte, hat 1999 ein Buch vorgelegt, in dem er mit großer Gelehrsamkeit das Archiv der europäischen Literatur auf die Topik des Schmerzes hin untersucht. Er überprüft, mit welchen diskursiven Verfahren der Effekt der Evidenz des Schmerzes erzeugt wurde und entdeckt eine über Jahrhunderte konstante Topik, ein unheimlich begrenztes rhetorisches Repertoire. Die Archive sind angefüllt mit Texten, in denen der Schmerz »blitzartig« das Netz der Rede zerreißt, um einen Durchblick auf scheinbar unterschwellig Reales zu gewähren. Die Evidenz des Schmerzes rührt aber laut Christians nicht von einem Riss her, der den Schleier der Kommunikation zerreiße und einen Blick auf unser vordiskursives »In-der-Welt-Sein« zuließe, sondern gibt lediglich den Blick auf einen benachbarten symbolischen Code im kulturellen Archiv frei. Hier trifft man auch auf die Rhetorik des »Tiers« im Menschen, das im Schmerz die zivile Oberfläche der Ausdrucksbeherrschung durchbricht. Es ist ebenfalls im Archiv zu Hause und hat die Aufgabe, sich im Schmerz von innen durch die Diskurse der Selbstgewissheit des Menschen zu wühlen.

Was die überlieferten Formen der Darstellung des Schmerzes betrifft, ist dieser Ansatz schwer zu widerlegen. Die Rede vom Schmerz in Philosophie,

Kultur und Medizingeschichte folgt, wie Heiko Christians eindrucksvoll beweist, einer festgelegten Topographie von Oberfläche und Tiefe. Lässt aber die Entdeckung des begrenzten Repertoires der Rhetorik nicht auch einen anderen Schluss zu? Ist auszuschließen, dass die Sprachformen deshalb so konstant sind, weil sie Empfindungen objektivieren und deshalb imstande sind, Erfahrungen intersubjektiv abzugleichen?

Die Metaphern des Schmerzes sind nach einer räumlichen Ordnung modelliert, in der wie bei anderen Metaphern von Bewusstseinszuständen und Empfindungen Wachsamkeit, Bewusstsein und Kontrolle *oben* und der Schlaf, in den man *sinkt*, die Ohnmacht, in die man *fällt*, und das Chaos, in das man *stürzt*, in räumlicher *Tiefe* angesiedelt werden.<sup>55</sup> Sprachforscher haben diese Eigenart metaphorischen Redens in vielen Sprachen festgestellt. Es liegt also nahe anzunehmen, dass die Formeln der Rede vom Schmerz auf Dauer kodifiziert werden konnten, weil sie Empfindungen objektivieren und den intersubjektiven Austausch der Erfahrung ermöglichen. Sie werden in Archiven gespeichert und *zeigen* auf Erfahrungen. Auch Umberto Eco räumte ein, dass jede signifikante Struktur semantische Prinzipien enthält, die den leiblichen Koordinaten im Raum entnommen sind, die ihrerseits elementaren Wahrnehmungen entstammen.<sup>56</sup> Warum ein Reich der artifiziellen Zeichen hermetisch vom Reich der Empfindungen abriegeln? Wahrnehmungen werden in Zeichen verwoben, ohne sich in die Textur von Zeichen aufzulösen. Sie sind als *Stoff* vorausgesetzt.

Heiko Christians zitiert in seinen Überlegungen zur ›Medialität‹ des Schmerzes unversehens eine Schmerzformel von Jean Améry:

Der Schmerz ist im Augenblick seiner Schilderung eine Konstruktion, ist immer nur als Text kommunikabel. Noch der extreme, kaum durch ein ›Flackern‹ oder eine ›Entspannung‹ unterbrochene Schmerz, den nach übereinstimmenden Berichten ein Knochenbruch verursacht, sperrt den Betroffenen dadurch ein. Das solcherart geplagte, als mit ›aufgerissenen‹ Augen oder als ›schrill quäkendes Schlachtferkel‹ beschriebene Opfer befindet sich [...] mitten im Meer von Fiktionen. [...] Wenn sich ein Mensch vor Schmerzen ›Wie ein Tier‹ am Boden windet, und damit die ihn im Reich der Lebewesen erst konstituierenden Unterschiede des aufrechten Gangs und der artikulierten Rede selbst nicht mehr machen kann, klappern die Textwebstühle um so lauter.<sup>57</sup>

Helmut Lethen

80

Der Ausdruck »schrill quäkendes Schlachtferkel« ist Jean Améry's Erinnerung an die Folterung, der er im Juli 1943 bei der Gestapo in Brüssel ausgeliefert war, entnommen.<sup>58</sup> Améry's Essay »Tortur« aus dem Jahre 1964 nimmt Gedanken, die Elaine Scarry zwei Jahrzehnte später theoretisch erläutern wird, vorweg. Vielleicht haben beide Autoren sich von Sartres Gedanken, dass das Schmerzbewusstsein »die interne Negation der Welt«<sup>59</sup> sei, inspirieren lassen. Auch Améry berichtet, dass extremer Schmerz das Vermögen zur symbolischen Ausweitung des Körperraums zerstört. Nach dem Verlust des *Weltvertrauens* liegt die Gefühlswelt des Gequälten auch in seinem Fall wie eine Landkarte für jeden Zugriff offen. Améry erinnert sich, am Kulminationspunkt der Qual wie ein »schrill quäkendes Schlachtferkel« geschrien zu haben. Kein Zweifel – die Arbeit der sprachlichen Rekonstruktion zwingt Améry, aus dem Archiv der Ausdrucksformeln die Tierbildkarte zu ziehen. Verliert sich damit die Kommunikation über den Schmerz in der Bibliothek?

Wenn Heiko Christian schreibt, das Opfer befinde sich im »Meer von Fiktionen«,<sup>60</sup> unterstellt er, Empfindungen seien Fiktionen, von denen wir vergessen hätten, dass sie fingiert sind. Dennoch trifft er einen elementaren Punkt: Wenn wir von Empfindungen *reden* oder *schreiben*, müssen wir bei den Prädikaten unserer Rede auf Eigenschaften, die an Gegenständen, und auf Prädikate, die in Urteilen vorkommen, zurückgreifen, um distinktive Bezeichnungen zu gewinnen.<sup>61</sup> Dabei benutzen wir das kulturelle Archiv.

Die Tierbildkarte wird von Améry in der Rekonstruktion des Ereignisses zu kommunikativen Zwecken gezogen. Sie *zeigt* auf ein Ereignis, das subhuman und sprachresistent war und bleibt. »Der Schmerz war, der er war«,<sup>62</sup> sagt Améry, eine Empfindung, die Bewusstseinsformen der Objektivation zerstörte. Es kann sich nur um Bezeichnungen handeln, die einen Annäherungswert markieren. Das betont Améry zur Genüge. Denn seine Reflexionen stellen geradezu den Kunstgriff aus, den er anwendet, um den Kulminationspunkt der Schmerzerfahrung zu umkreisen. Natürlich orientiert sich der Mensch, Améry zufolge, in einer *Welt der Formeln*. Er führt über zwanzig Hinweise und Anspielungen auf Kommunikationsmuster des Schmerzes an, von der etymologischen Herleitung des Wortes »Tortur«, Protokollen von Gefolterten, die er in der *Neuen Weltbühne* in den 30er Jahren vor seiner Inhaftierung las, Graham Greenes Kommentaren zu Fotografien von Folterungen in Vietnam, kriminologischen Abhandlungen über die Folter in Algerien, Hannah Arendts Bericht »Eichmann in Jerusalem« bis zu physiologischen Abhandlungen eines Professors für Chirurgie am Collège de France. Diese Vorstellungsmuster gehören zur vertrauten Textumwelt, die sich anbietet, um die Peinigung im Rückblick zu

vergegenwärtigen. Im extremen Schmerz wird diese Zeichenwelt durchschlagen. Um dem *Weltverlust* im Schmerz Evidenz zu verschaffen, inszeniert Améry den plötzlichen Ausfall der im Archiv gelagerten Formeln:

Es wäre ohne alle Vernunft, hier die mir zugefügten Schmerzen beschreiben zu wollen. War es ›wie glühendes Eisen in meinen Schultern‹, und war dieses ›wie ein mir in den Hinterkopf gestoßener stumpfer Holzpfehl?‹ – ein Vergleichbild würde nur für das andere stehen, und am Ende wären wir reihum genasführt im hoffnungslosen Karussell der Gleichnisrede. Der Schmerz war, der er war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen.<sup>63</sup>

Améry vergegenwärtigt das *Ereignis*, indem er die Kette fehlschlagender Formeln zitiert, die versagenden Register der Sprache vorführt, um das Ereignis als ein Widerfahrnis jenseits des Archivs der Vorstellung zugänglich zu machen. Das ist, wenn man will, der ›Trick‹, der den ›Präsenzeffekt‹ herstellt.

Ist das Ereignis des Schmerzes eine Falltür in seiner Bibliothek? Im imaginierten Sturz fand Améry die Tierbildkarte in einer der Karteien der gespeicherten Affektkataloge. Er weiß, dass dieser Griff nicht originell ist, aber er braucht die Karte, um – mitten im Archiv – auf das nicht archivierbare Erlebnis zu *zeigen*.

Manfred Sommer erkennt in dem hier behandelten Problem eine »Paradoxie der Empfindung«<sup>64</sup>: Die Evidenz, *dass* es sie gab, wächst mit der Unfassbarkeit, *dass* es sie zwar gab, aber dass sie nicht objektivierbar ist. Wenn sie aber nachträglich ins Objektive transformiert wurde, lässt sie sich nunmehr gerade als *diese* Empfindung identifizieren und benennen, aber ob es sie *als diese* Empfindung überhaupt noch gibt und je gab, wird zweifelhaft. Unzweifelhaft ist jedoch, *dass* sie den Stoff bildete, dem nachträglich Objektivationen angetragen werden, damit seine Differenz zu anderen Stoffen erkennbar bleibt.<sup>65</sup>

Vielleicht lässt sich Amérys Dilemma der Unsagbarkeit auch noch von einem Gesichtspunkt aus klären, den Sartre, Amérys bevorzugter Philosoph, vorgeschlagen hat. Sartre nimmt in *Das Sein und das Nichts* verschiedene ontologische Dimensionen des Körpers an. Das Erleben des Schmerzes vom Blickpunkt des *Körpers-Für-mich* ist nicht beschreibbar. Die Beschreibung der Tortur bewegt sich dagegen als Teil einer Erzählung in einer anderen Dimension der Körperwahrnehmung, die die Fremdwahrnehmung des Körpers als Objekt der Kommunikation, wie sie die anderen vollziehen, einbezieht und der eigenen Beschreibung zu Grunde legt. Nachträglich ist die Objektivation in der Erzählung möglich. Sie zeigt auf ein Ereignis, währenddessen die Objektivation misslingen musste.

Helmut Lethen

82

In Améry's Rekonstruktion ist der Schmerz ohne Bedeutung, er illuminiert nur Körperzonen, reduziert das Bewusstsein, erhellt keine Vergangenheit, raubt den Horizont und dampft den Menschen auf die reine Gegenwart des Körpers ein. Obwohl er auf Heidegger, Bataille und Sartre anspielt, versagt Améry sich jede existenzialistische Aufladung des Ereignisses. Es eignet sich einfach nicht dazu, sich als ein Beispiel für das Gewährwerden des »eigentlichen Seins« des Menschen in einer existenzialistischen Erzählung aufzulösen. Der Sturz in die *Weltlosigkeit* ist in der subhumanen Metapher angezeigt.

#### V. DIE KLEINEN ENERGIEN

Im Zeichen der *Evidenz* ist ein Wechselspiel von Geben und Nehmen, Herstellen und Empfangen, Konstruktion und Widerfahrnis zu erkennen. Die Empfindung nimmt vom Stoff der Phänomene und den Modalitäten der Sinne ihren Ausgang, sie ist ein Nehmen, das im Vollzug der Wahrnehmung transformiert wird, damit es als Wahrgenommenes in Austausch mit der Mitwelt kommen kann.<sup>66</sup> Mit den Symbolen der Verständigung in Bildern und Sprache rücken wir die Phänomene auf Distanz, um sie im Austausch mit anderen so nah wie möglich zu haben. Das kann nur gut gehen, wenn wir die nehmende Seite der Evidenz einbeziehen. Denn was wäre Evidenz ohne Berührung, Müdigkeit oder Wachsamkeit, ohne die Zustände leiblichen Spürens, die die Matrix dafür bilden, dass Kunstgriffe der Evidenz im Austausch greifen können, ohne eine Ahnung davon, dass wir nicht nur die Dinge adressieren, sondern dass das Ensemble der Dinge etwas mit uns tut.

Das Beispiel des Schmerzes ist insofern schlecht gewählt, als es Berührung im Extrem durchspielt und seine Wahrnehmung als »Riss« begriffen wird, in dem die normale Undurchdringlichkeit der Zeichenkette durchbrochen wird. Das entspricht zwar der gegenwärtig kursierenden Ästhetik des Erhabenen, ist aber nicht der Punkt, auf den meine Ausführungen zielen. Auch für Michel Serres wird das Zeichenuniversum der »kleinen Energien« nur durch ein *factum brutum*, das die Haut zerreißt, die Augen blendet und das Trommelfell zum Platzen bringt, durchbrochen,<sup>67</sup> und Dieter Mersch setzt in seinem Buch *Ereignis und Aura* auf den »extremen Moment«, an dem sich »im Durchriss« durch die Konstruktion der Gestalten und Zeichen mit der gebotenen »Plötzlichkeit« Evidenz einstellen soll.<sup>68</sup>

Diese Theorien bleiben im Bann der *Ästhetik des Erhabenen*, die nur im Extrem (am besten des *Traumas*) den *Einbruch des Realen* zu denken vermag.

Im Gedanken, ›diesseits der Medien‹ (Enzensberger) zu leben, vermittelt sich Präsenz ebenso gut in den kleinen Energien der sanften Berührungen, in denen die Wahrnehmung von Empfindungen zeichendurchsetzt sein mag, doch der *Stoff* der Berührung sich nicht in der Textur der Zeichen auflöst. Zeichenketten sind durchlässig für Reales – das wurde vergessen, als die Kulturwissenschaftler Roman Jakobsons Bestimmung der ›poetischen Sprache‹ auf alle Sprachhandlungen und Texte übertrugen.

Es geht nicht um die Wiederholung des Davoser Auftritts des ›Barbaren‹, der ins zivile Feld der symbolischen Formen hineinschneit und ›Präsenz‹ als ganz andere Intensität fordert. Es geht nicht um ein Entweder-Oder, sondern um die ontologische Unruhe, die uns zwischen den Polen der konstruktiven und phänomenologischen Wahrnehmung pendeln lässt.<sup>69</sup>

- 1 Michel Serres: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Frankfurt/M. 1998, S. 148.
- 2 Boris Groys: Unter Verdacht. Eine Phänomenologie der Medien, München/Wien 2000, S. 15.
- 3 Hans-Thies Lehmann: Postdramatisches Theater, Frankfurt/M. 1999, S. 162.
- 4 Horst Bredekamp im Interview: Im Königsbett der Kunstgeschichte, in: Die Zeit 15/2005.
- 5 Jean Baudrillard: Das perfekte Verbrechen, in: Hubertus von Amelunxen (Hg.): Theorie der Fotografie IV. 1980–1995, München 2000, S. 256–260 (hier: S. 257).
- 6 Groys: Unter Verdacht (Anm. 2), S. 111.
- 7 Hans Magnus Enzensberger: Das digitale Evangelium. Propheten, Nutznießer und Verächter, in: ders.: Die Elixiere der Wissenschaft, Frankfurt/M. 2004, S. 75–97 (hier: S. 95).
- 8 Albrecht Koschorke: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, München 1999, S. 343 u. 345.
- 9 Alfred Opitz: Authentizität – Referentialität – Kontext. Anmerkungen zur aktuellen Thieriedebatte, unter: <http://www.fcsh.unl.pz/opitz.htm> (12.2000).
- 10 Friedrich Balke auf der Kölner Konferenz *Die Listen der Evidenz*.
- 11 George Steiner: Um die Muse aufzumuntern, in: Die Zeit 18/2005.
- 12 Vgl. Hubert Winkels: Leselust und Bildermacht. Über Literatur, Fernsehen und Neue Medien, Frankfurt/M. 1999, S. 65–86.
- 13 Groys: Unter Verdacht (Anm. 2), S. 23.
- 14 Vgl. Dieter Mersch: Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen, Frankfurt/M. 2002. Widerfahrnis ist die zentrale Kategorie, mit der Mersch den Begriff der Konstruktion aushebeln will.
- 15 Serres: Die fünf Sinne (Anm. 1), S. 149.
- 16 Horst Bredekamp: Verloren in intensiver Gegenwart. Hans Ulrich Gumbrechts Hymne an den Sport, in: Neue Zürcher Zeitung (06.04.2005).
- 17 Ebd.
- 18 Hans Ulrich Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik, Frankfurt/M. 2004, S. 77.
- 19 Ebd., S. 19.
- 20 Ebd., S. 90.
- 21 Für diesen und die folgenden in einfachen Anführungszeichen ausgewiesenen zentralen Begriffe von Gumbrechts Argumentation wird auf den Index von: Diesseits der Hermeneutik verwiesen, der diese alle mit Seitenzahlen auflistet.

Helmut Lethen

84

- 22 Vgl. ebd., S. 34 f.
- 23 Vgl. ebd., S. 33.
- 24 Ebd., S. 118.
- 25 Hans Ulrich Gumbrecht: *Lob des Sports*. Frankfurt/M. 2004, S. 125.
- 26 Vgl. ebd., S. 126.
- 27 Gumbrecht: *Diesseits der Hermeneutik* (Anm. 18), S. 37.
- 28 Ebd., S. 81.
- 29 Angesichts der wichtigen Fragen, die Gumbrechts Traktat aufwirft, ist es schade, dass er durch die Art der Darstellung seine Thesen unterläuft. Er will Glaubwürdigkeit durch Gesten des Autobiographischen gewinnen, die aus dem Archiv autobiographischen Erzählens bekannt sind: Aufspaltung der erzählenden Person in den jungen Vermittlungs-Experten und den alten Feuerkopf der Präsenz, das Pathos des Tabubrechers und sein Motiv der ›schmutzigen Hände‹, die Betonung der Gefährlichkeit seines Manövers, der Griff in die ›niedrigere Kategorie‹ der Populärkultur und schließlich die Bescheidenheitsgeste, mit seinem Traktat wahrscheinlich nur einen ›Generationenroman‹ geschrieben zu haben. – An das Ritual der Selbstpreisgabe heftet sich immer die Hoffnung, im Raum eines realeren Seins aufgefangen zu werden – das ist die religiöse Seite des Buchs. Wehrlos ist es dadurch nicht. Schon Boris Groys wusste, dass der beste Schutz gegen den bösen Blick der Anderen der Effekt der Aufrichtigkeit ist: »Indem ich mein gefährliches Inneres als Maske trage, bestätige ich explizit den auf mich gerichteten Verdacht – und beruhige damit den bösen Blick« (Groys: *Unter Verdacht* (Anm. 2), S. 74).
- 30 Serres: *Die fünf Sinne* (Anm. 1), S. 150.
- 31 Georges Didi-Huberman: *Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*. Köln 1999, S. 75.
- 32 Ebd., S. 74.
- 33 Ebd., S. 88.
- 34 Ebd., S. 75.
- 35 Ebd., S. 80.
- 36 Ebd., S. 160.
- 37 Ebd.
- 38 Ebd., S. 191.
- 39 Ebd., S. 190.
- 40 Vgl. ebd., S. 196.
- 41 Vgl. Ludwig Jägers verschiedene Artikel zum Problem der ›Sprachvergessenheit‹ der Medientheorie.
- 42 Vgl. Elizabeth Bronfen: *Die Versuchungen des Körpers*, in: *du* 4/1995, S. 18–21 (hier: S. 18).
- 43 Ernst Cassirer: *Der Gegenstand der Kulturwissenschaft*, in: *ders.: Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien*, Darmstadt 1994, S. 1–32 (hier: S. 31).
- 44 Michel Serres: *Die fünf Sinne* (Anm. 1), S. 148.
- 45 David B. Morris: *Geschichte des Schmerzes*, Frankfurt/M. 1986; David Le Breton: *Schmerz. Eine Kulturgeschichte*, Zürich 2003.
- 46 Le Breton: *Schmerz* (Anm. 45), S. 133.
- 47 Elaine Scarry: *The Body in Pain*, New York/Oxford 1985, S. 38 ff.
- 48 Vgl. ebd., S. 52.
- 49 Ebd., S. 41.
- 50 Manfred Sommer: *Evidenz und Augenblick. Eine Phänomenologie der reinen Empfindung*, Frankfurt/M. 1996, S. 92.
- 51 Jakob Tanner: *Körpererfahrung, Schmerz und die Konstruktion des Kulturellen*, in: *Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag* 3/1994, S. 489–502 (hier: S. 500).
- 52 Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion*, Tübingen 2005, S. 181.
- 53 Friedrich Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie* [1886], in: *ders.: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV. Nachgelassene Schriften 1870–1883. Kritische Studienausgabe*, hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 1, München <sup>2</sup>1988, S. 9–156 (hier: S. 120).

- 54 Heiko Christians: Über den Schmerz. Eine Untersuchung von Gemeinplätzen. Berlin 1999, S. 12.
- 55 Vgl. George Lakoff/Mark Johnson: Metaphors we live by. Chicago 1980, S. 89.
- 56 Vgl. Umberto Eco: Vier moralische Schriften, München/Wien 1998, S. 75.
- 57 Heiko Christians: Über den Schmerz (Anm. 54), S. 20 f.
- 58 Jean Améry: Die Tortur [1964], in: ders.: Jenseits von Schuld und Sühne, Stuttgart 1977, S. 46–73 (hier: S. 66).
- 59 Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 563.
- 60 Christians: Über den Schmerz (Anm. 54), S. 20.
- 61 Vgl. Manfred Sommer: Evidenz und Augenblick (Anm. 50), S. 87.
- 62 Jean Améry: Die Tortur (Anm. 58), S. 63.
- 63 Vgl. ebd.
- 64 Manfred Sommer: Evidenz und Augenblick (Anm. 50), S. 92.
- 65 Vgl. ebd., S. 92.
- 66 Vgl. Dieter Mersch: Ereignis und Aura (Anm. 14), S. 36.
- 67 Michel Serres: Die fünf Sinne (Anm. 1), S. 150.
- 68 Dieter Mersch: Ereignis und Aura (Anm. 14), S. 45.
- 69 Hartmut Böhme hat diesen Gedanken in einem luziden Artikel schon 1995 vorgetragen. Vgl. Hartmut Böhme: Materialismus oder Konstruktivismus in der Naturästhetik: Eine falsche Alternative – aus der Sicht der Goethezeit, in: Michael Großheim (Hg.): Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie, Berlin 1995, S. 129–140.

**Bill Nichols**  
**EVIDENCE – FRAGEN NACH DEM BEWEIS**

Alle Diskurse, den Dokumentarfilm eingeschlossen, trachten danach, die Evidenz des Beweises<sup>1</sup> auszulagern, also danach, sie außerhalb des eigenen Bereichs zu situieren, um dann gestenreich auf diesen Ort zeigen zu können, der jenseits und vor jeder Interpretation liegt. In der Referenz auf diesen externen Ort wird dann sichtbar gemacht und benannt, was dort angeblich der Benennung harrete. Die Evidenz des Beweises bezieht sich auf eine Tatsache, ein Objekt oder eine Situation als etwas zurück, worüber sich zwei oder mehr Personen einig sind, also auf etwas Konkretes und Überprüfbares. Gleichwohl erlangen Tatsachen und Ereignisse den unverkennbaren Status des Beweises aber nur innerhalb eines diskursiven oder interpretatorischen Rahmens. Beweise sind folglich jener Teil des Diskurses – und dabei ist es ganz gleich, ob dieser rational-philosophisch, poetisch-narrativ oder rhetorisch ist – der mit einer doppelten Existenz ausgestattet ist. Sie sind ebenso Teil der diskursiven Kette, wie sie lebhaft den Eindruck vermitteln, ihr äußerlich zu sein. Mit anderen Worten: Tatsachen werden zu Beweisen/Beweismaterial, wenn sie von einem Diskurs aufgenommen werden, und dieser Diskurs nötigt uns deshalb, ihm Glauben zu schenken, weil er fähig ist, Beweiskraft in eine Domäne außerhalb seiner selbst zu verlagern.

Um ein bescheidenes Beispiel zu geben: In Alfred Hitchcocks leicht schwarzer Komödie *IMMER ÄRGER MIT HARRY*<sup>2</sup> widmen sich die Bewohner eines kleinen Dorfs in Neuengland der Frage, ob sie den Leichnam eines Toten selbst aus dem Weg schaffen sollen und wenn ja, wie. Nach eingehender Diskussion, mehreren Begräbnissen, neuen Enthüllungen und den entsprechenden Exhumierungen finden sie sich schließlich im Haus einer der Figuren versammelt, während der Tote vorübergehend sein Domizil in der Badewanne bezieht. Hilfssheriff Calvin Wiggs, der nicht in die Debatte darüber, wie mit Harry zu verfahren sei, eingeweiht ist, erfährt von einem vorbeikommenden »Landstreicher«, dass an jenem Morgen ein toter Mann auf einem Feld gelegen habe, in der Zwischenzeit aber verschwunden sei. Aber wo ist dann der Leichnam? Was für Beweise gibt es? Existiert dieser Tote tatsächlich oder hat der Landstreicher sich eine abstruse Geschichte ausgedacht? Calvin begibt sich zu besagtem Haus, um mit dem ortsansässigen Maler Sam Marlowe, einem der Verschwörer, zu sprechen. Calvin hat ein Porträt gefunden, das Sam am gleichen Tag gemalt hat und das, laut dem Landstreicher, vollkommen dem Gesicht des Toten zu entsprechen scheint.

Sam bestreitet die Ähnlichkeit und besteht darauf, dass die Zeichnung seinem eigenen Unterbewusstsein entsprungen sei. Calvin: »Ich hab zwar von deiner Pinselei keine Ahnung, aber ich weiß, wie das Gesicht eines Toten aussieht. Und das hier ist einer.«<sup>3</sup> Sam nimmt das Porträt wieder an sich und beginnt es zu überarbeiten, während er Calvin erklärt, dass es sich tatsächlich um das Porträt eines Schlafenden, »vollkommen dem Irdischen entrückt«<sup>4</sup> handle, das er aus dem Gedächtnis und »irgendwelchen Impulsen folgend«<sup>5</sup> gezeichnet habe. Und selbstverständlich kann Sam die gleiche imaginäre Person in einem anderen Zustand darstellen, ein geöffnetes Augenlid hier, ein Kohlestrich am Wangenknochen da und *voilà*: Er wendet das Porträt wieder Calvin zu, nur dass es sich nun um das Porträt eines Mannes mit offenen Augen und wachsamem Gesichtsausdruck handelt.

Calvin, konsterniert: »Was haben sie da getan?«

Sam: »Na was schon. Ich hab ihnen nur mal kurz vorgeführt, was Zeichenkunst ist.«

Calvin: »Sie haben ein gerichtliches Beweisstück zerstört!«<sup>6</sup>

Im Rahmen von Calvins Ermittlungen erlangt dieses Kunstwerk – dessen Status als Kunst am gleichen Tag durch einen Millionär bestätigt worden war, der nahezu Sams gesamtes Werk erworben hatte – plötzlich einen neuen Status: den von Beweismaterial. Kunst kann nur innerhalb eines diskursiven Rahmens zum Beweis werden, die Aufgabe des Diskurses aber besteht darin, diesen wie einen Knochen wieder zurück in die Wirklichkeit zu werfen, wo man sich auf ihn beziehen kann und woher er in einer Abwandlung des ›Fort/Da‹-Spiels apportiert werden kann. Der aus der diskursiven Kette hinausgeworfene Beweis nimmt seinen Platz in der Welt außerhalb dieses Diskurses ein und dies in einer Weise, die es ihm erlaubt, sich perfekt mit der Tatsache oder dem Objekt zu decken, der oder dem er entspricht. Die indexikalische Qualität des fotografischen Bilds eignet sich ideal für diesen Zweck. Es entsteht eine vollkommene Tautologie zwischen Tatsache, Objekt oder Ereignis auf der einen Seite und dem Beweis auf der anderen, so dass der Bezug auf ein Beweisstück mit einem Schlag Signifikat und Referenten vereint.

Ein weiteres, ein wenig komplexeres Beispiel findet sich in R. G. Collingwoods Buch *Philosophie der Geschichte*<sup>7</sup> von 1946, das sich der Idee von Geschichte als wissenschaftlichem Unterfangen widmet. Anlässlich einer ausgedehnten Erörterung dessen, was er »das Zeugnis für die« den Historiker »interessierenden historischen Ereignisse«<sup>8</sup> (*historical evidence*)<sup>9</sup> nennt, demontiert

Bill Nichols

88

Collingwood die Ansicht, Geschichte laufe darauf hinaus, das Zeugnis glaubwürdiger Autoritäten zu zitieren, deren Bemerkungen nach Belieben zerschnitten und wieder zusammengeklebt werden können, um die geforderte Geschichte zu unterfüttern. Diese Methode bringt Beweise hervor, die vollständig diskursiver Natur und in die Erzählungen früherer Historiker eingebettet sind, und sie akzeptiert pflichtschuldig deren Beobachtungen als Gegebenheiten. Im Unterschied dazu wirbt Collingwood für seinen Standpunkt, dass gute Geschichtsschreibung es erfordere, Schlussfolgerungen anzustellen. Diese basieren stets auf Fragen, mit denen auf eine sorgfältige Überprüfung aller zum Beweismaterial taugenden Tatsachen abgezielt wird, was für ihn auch die Kommentare anderer Historiker mit einschließt. Der Historiker muss demnach Fragen stellen, aus denen sich ableiten lässt, was tatsächlich geschah, anstatt die Ansichten anderer zu übernehmen.

Aber während er noch nach einer methodologisch rigorosen Geschichte ruft, wählt Collingwood plötzlich eine überraschende Abzweigung. Ein Unterkapitel mit dem Titel *Wer hat John Doe getötet?*<sup>10</sup> kündigt diese Abschweifung an. Im Unterschied zum streng darlegenden Stil der vorangehenden Abschnitte nimmt Collingwood nun eine semifiktionale Stimme an. Der Abschnitt beginnt: »Als man John Doe am frühen Sonntagmorgen mit einem Dolch im Rücken über sein Pult gebeugt tot auffand, da erwartete niemand, dass die Frage nach dem Täter durch Zeugenaussagen gelöst werden würde.«<sup>11</sup> Hier haben wir einen Fall, anhand dessen Collingwood die Notwendigkeit der schlussfolgernden Analyse demonstrieren kann, die bei richtiger Anwendung zu klaren und eindeutigen Lösungen führt.

Während er die Tatsachen auf der Suche nach potentielltem Beweismaterial durchforstet, konstruiert und revidiert Collingwood fortwährend eine Erzählung dessen, »was wirklich geschehen ist.«<sup>12</sup> Ganz zufällig kann diese Erzählung nur den einen Plot haben, der den Mörder benennt und das Verbrechen erklärt. Am Schluss der Analyse entdecken wir tatsächlich beim Blick über Collingwoods ermittelnde Schulter: »[E]s war der Pfarrer.«<sup>13</sup> Der Fall ist gelöst, die Geschichte kann geschrieben werden.

In Anwendung von Collingwoods eigenem Diktum, dass »[a]lles, was in der Welt existiert, [...] für jedes Thema der Geschichtsforschung potentielles Material oder Zeugnis<sup>14</sup> [ist]«,<sup>15</sup> und dass wir unser Augenmerk nicht auf den Inhalt von Aussagen richten sollten, sondern auf die Tatsache, dass sie getroffen werden<sup>16</sup> – mit anderen Worten, dass unsere Analyse nicht akzeptieren darf, wie andere den Fall darstellen, sondern fragen muss: Welches Licht fällt auf den mich interessierenden Gegenstand durch die Tatsache, dass diese Per-

son diese Äußerung gemacht hat? –, können wir fragen: Warum erzählt Collingwood diese Who-done-it-Geschichte inmitten einer ausführlichen Abhandlung über Geschichtsschreibung? Eindeutig dient sie als Beispiel, wenn nicht gar als Allegorie guter historischer Untersuchungen. Collingwoods bedient sich ihrer, um den Eindruck zu erwecken, die Geschichtsschreibung könne eine exakte Wissenschaft werden, die durch eine unabhängige Untersuchung der Tatsachen und Zeugnisse in unzweideutiger Weise fähig ist zu bestimmen, was wirklich geschehen ist. Schlussfolgerungen führen zu Erkenntnissen und diese Erkenntnisse führen zu der einzigen und einzig logischen Lösung: Es war der Pfarrherr. Zweideutigkeit wird durch die harte, schlussfolgernde Arbeit des Historikers in den Weinbergen des lokalen, empirisch verifizierbaren Ereignisses beseitigt. Nicht alle Pfarrherren können nun des Mordes verdächtigt werden, und ebenso wenig können alle Morde Pfarrherren angelastet werden, aber in diesem konkreten Fall, mit diesen konkreten Tatsachen und Aussagen und mit diesem Fragenkatalog, der Tatsachen und Aussagen in Beweise verwandelt, kann die Schuld des Pfarrherren sauber bestimmt werden.

Durch die Präsentation einer Kriminalgeschichte à la Sherlock Holmes kann Collingwood zur spezifischen Lösung einer konkreten Frage gelangen. Der Lösung gebricht es an Generalisierungskraft: Sie erzählt uns nichts über das Verhalten von Pfarrherren oder die Ursachen von Morden im Allgemeinen. Sein Beispiel bietet einen bestimmten Schluss, der darauf beruht, Fragen zu stellen, deren Beantwortung Beweise generieren. Solche Beweise entsprechen typischerweise tautologisch den physischen Tatsachen: Ein Fußabdruck im feuchten Grund des Rasens wird als Beweismaterial anerkannt, sobald wir Fragen stellen wie: Wer mag wohl diesen Rasen in jener verhängnisvollen Nacht überquert haben ... aber erst nachdem es geregnet hat? Und diese Art von Beweismaterial entsteht, wenn der Historiker/Ermittler es ablehnt, Aussagen für bare Münze zu nehmen, und stattdessen zu verstehen sucht, warum eine bestimmte Aussage getroffen wurde.

Obwohl sie sehr lehrreich ist, reduziert die Auswahl einer Kriminalgeschichte als Metapher Collingwoods Methode auf die Determination durch Fakten, die in keiner Weise der Komplexität des Historischen Rechnung trägt. Die Kriminalgeschichte erfordert Fragen, Beweise und Interpretationen, die sich in ihrer Art grundlegend von denjenigen unterscheiden, die benötigt werden, um zu diskutieren, was die Umwandlung des Kommunismus in Totalitarismus herbeiführte, warum der Kapitalismus Zyklen von Wachstum und Rezession durchläuft, warum es im Ruanda der 1990er zu einem Völkermord kam oder welchen Einfluss Populismus auf die amerikanische Politik hat. Fragen wie

Bill Nichols

90

diese katapultieren uns in ein Reich fernab der unstrittigen Beweise, glasklaren Verfahren der Verifizierung und singulären Schlüsse, die Collingwood durch seine exemplarische Fiktion als den üblichen Stoff der Geschichte naturalisiert.

Tatsächlich baut Collingwood seine Konzeption einer sauberen Geschichtsschreibung auf der Aristotelischen Vorstellung der nicht redetechnischen oder kunstlosen Beweise (*proofs*) auf, d.h. auf Beweisen, die außerhalb der diskursiven Kette existieren oder die man mühelos so aussehen lassen kann, als hätten sie dort ihren Ort. Aristoteles nennt als Beispiele Gesetze, Zeugen, Verträge, Schwüre und durch Folter erlangte Geständnisse (eine Praxis, die zu seiner Zeit auf Sklaven beschränkt war, da freie Bürger ihr eigenes Zeugnis redetechnisch versiert ablegten, also unter Nutzung der rhetorischen Künste). Hierbei handelt es sich um jene Form von Beweisen, die am leichtesten als Tatsache vom Diskurs aus »ausgeworfen« werden können, um anschließend als frisch gefangenes Beweismaterial wieder eingeholt zu werden. Die Naturwissenschaft arbeitet mit Fakten und die Form, welche deren jeweilige Darstellung annimmt, hat einen untergeordneten Stellenwert. Form ist für Collingwood kaum mehr als eine Stilfrage, der Beweis (*proof*) besteht aus Fakten, die als Beweismaterial dienen.

Obwohl sie scheinbar das unwiderlegbarste Beweismaterial bilden, waren die nicht redetechnischen oder kunstlosen Beweise für Aristoteles nebensächlich. Die redetechnischen oder kunstvollen Beweise (*proofs*), die das Herzstück des rhetorischen Diskurses bildeten, beschäftigten ihn weitaus mehr. Auch wenn sie häufig notwendig waren, mussten die nicht redetechnischen Beweise dennoch in einen Diskurs integriert werden, in dem sie erst zu hinreichendem und das heißt: überzeugendem Beweismaterial wurden. Für sich genommen war der nicht redetechnische Beweis vielleicht notwendig, aber eben kaum hinreichend. Nur wenn solche Beweise ein zweites Leben als Beweismaterial innerhalb eines Körpers der Bedeutungen – dem Diskurs – erlangten, wurde die Entstehung eines überzeugenden Arguments ermöglicht. *Wie* nicht redetechnische Beweise in den Diskurs aufgenommen werden, ist also wichtiger, als *was* diese Beweise in und durch sich selbst enthüllen.

Was Aristoteles, Cicero und Quintilian wie viele andere auch beschäftigte, waren die redetechnischen Beweise, die danach streben, die ethische Glaubwürdigkeit des Sprechers, die emotionale Reaktion der Zuhörer und die Überzeugungskraft eines Arguments (einschließlich der Überzeugungskraft der Schlussfolgerungen oder Interpretationen auf Basis der nicht redetechnischen Beweise) zu gewährleisten. Dies sind den rhetorischen, nicht den philosophi-

schen oder logischen Diskurs betreffende Fragen. Die Protokolle der Philosophie oder heutzutage der Naturwissenschaft weichen solchen Fragen aus. Die rhetorische oder persuasive Rede verstrickt uns in arglistige Täuschung, sie entbehrt einer moralischen Orientierung, sie führt eher zu Ideologie als zu Wissen. Zumindest schien dies Platon so und auch noch Roland Barthes, als dieser 1964 seinen wegweisenden Essay »Die Rhetorik des Bildes« schrieb.

Barthes Essay, der in meinen Augen den Anfang vom Ende jedes Verständnisses für die zentrale Rolle der Rhetorik in der zeitgenössischen Kultur markiert (es sei denn als Magd der Ideologie), fragt nach der Bedeutung eines Bildes. In diesem konkreten Fall ist dies eine Werbung für Nudelsauce von Panzani, die uns in Form der Fotografie eines Einkaufsnetzes voller frischem Gemüse und Panzani-Produkten mit deutlich lesbaren Etiketten begegnet. Wie Collingwood sieht Barthes sich veranlasst, Autoritäten zu hinterfragen und weigert sich, die Anzeige für bare Münze zu nehmen. Wie Collingwood für seine Verdächtigen stellt Barthes für das Bild die Frage: Wie verkleidet es das, was es sagt, als etwas Natürliches und Offenkundiges?

Wie Collingwoods Who-done-it führt dieser Bedeutungskrimi einmal mehr zu einem und nur einem Schluss. Das Bild repräsentiert die Ideologie. Dies deshalb, weil es darauf abzielt, Panzani zu naturalisieren und seine Produktion als Ware zu kaschieren. Produkte – und vor allem eine Dose Nudelsauce – werden in dem Bild gleichgesetzt mit der frischen, gesunden Fülle des Bauernhofs. Die Tautologie ist vollkommen: Frisches Gemüse ist Panzani, Panzani ist frisches Gemüse, nicht mehr und nicht weniger. Diese naturalisierende Geste ist für Barthes der wesentliche Schachzug der Ideologie. Oder, wie er es selbst ausdrückt:

In der Tat entsprechen der allgemeinen Ideologie die Signifikanten der Konnotation, die sich nach der gewählten Substanz bestimmen. Wir nennen diese gewählten Signifikanten ›connotateurs‹ und die Gesamtheit dieser Konnotatoren eine ›rhétorique‹: *Die Rhetorik erscheint so als die signifikante Seite der Ideologie.*<sup>17</sup>

Wenig hat sich in diesem frühen Barthes-Essay seit der Zeit Platons geändert. Später sollte sich Barthes auf die Seite von Aristoteles schlagen und die Fähigkeit von Text und Bild anerkennen, eher zu gefallen als abzulenken und die Ideologie ebenso sehr zu subvertieren wie ihr zu dienen, doch der Argwohn, den ein Werbebild erregt hat, das für alle Bilder stehen soll, verweist auf die anti-okulare Tendenz in weiten Teilen der französischen Theorie der 70er Jah-

Bill Nichols

92

re. Obwohl sich Barthes später von dieser absetzt, kommt er nicht auf die Frage der Ideologie zurück, die er zunächst aufgeworfen hatte. Mit bangem Blick – was sich in seiner Trauer über den Verlust der Mutter noch verstärkte, die in der *Hellen Kammer* ganz offensichtlich um das Fotografische kreist – gesellt Barthes sich zu Lacan, Althusser, Foucault, Debord, Bataille, Baudrillard und Filmtheoretikern wie Christian Metz, Jean-Louis Baudry, Jean-Louis Comolli, Jean-Pierre Oudart und anderen.<sup>18</sup> Wie die verlockende Erscheinung Zambinellas in Balzacs Novelle *Sarrasine* täuscht und verführt das Bild häufig mit kunstvoller Unschuld, die Argwohn und eingehende Analyse unabdingbar macht. Die Macht der Rhetorik, ein Publikum zu bewegen, indem sie glaubhaftes, zwingendes und überzeugendes Beweismaterial jedweder Art, für jedweden Gegenstand und zu jedwedem Zweck zusammenträgt, wird auf die Macht der Rhetorik reduziert, Ideologie in die Tat umzusetzen.

Die Verknüpfung des Visuellen mit dem Ideologischen im Lacanschen Imaginären hat ein Gutteil dazu beigetragen, dieses Misstrauen gegenüber dem Visuellen zu schüren. Da Ideologie eine hegemoniale Funktion erfüllt, indem sie Individuen davon überzeugt, dass ihre ureigensten Interessen und selbst ihre grundlegende Wahrnehmung ihrer Identität an den Status Quo und ein Bild ihrer selbst geknüpft sind, das ihnen immer von anderswo zukommt, ist es nur ein kleiner Schritt dahin, Ideologie als ein rhetorisches Verfahren zu verstehen, das die Antithese des Wissens bildet. Außerhalb der Ideologie und außerhalb der Listen der Rhetorik wartet Wissen in der Form von Wissenschaft oder kritischer Theorie. Solches Wissen hat gleichwohl seinen Ort nicht im Bild, sondern in einem analytischen Diskurs, dem das Bild nur als Beweismaterial einer ideologischen Operation dient.

Diese Denkrichtung führt uns zu Platons Attacke auf die Rhetorik als korrumpierende Form der Schmeichelrede oder der Täuschung zurück. Platon verwendet für die richtige Kultivierung des Körpers den Ausdruck Gymnastik und für ihre korrumpierte Form *kosmètikè* oder Kosmetik, das Anlegen und die Verwendung jener schmeichelhaften Beifügungen des Schmucks, die den Schein trügerisch machen und die die äußere Erscheinung verfälschen. Quintilian hingegen differenziert in seinem Versuch, die zentrale Stellung der Rhetorik als Diskurs zu bewahren, der an seinen Effekten gemessen wird, ohne sie als bloße Täuschung zu verwerfen, zwischen Gebrauchsweisen der Kosmetik wie Farbe, Schmuck, Geste und Emotion für käufliche und für noble Zwecke. Sein Negativbeispiel dreht sich um Sklavenhändler, die zur Wertsteigerung der von ihnen verkauften Sklaven Kosmetik verwenden, um ihnen eine schmeichelhafte Erscheinung zu verleihen. Solch eine Erscheinung führt zur

Überbewertung des Sklaven und macht jede sich anschließende Transaktion unredlich.

Dies steht für Quintilian im Gegensatz zur Kunst des noblen Redners, der die Rede an sich nicht als einen Sklaven betrachtet, dessen Wert sich geschickt überzeichnen lässt, sondern der sie stattdessen als ein Instrument zum Ausdruck und zur zwingenden Vermittlung von festen Überzeugungen und Ansichten ansieht.<sup>19</sup>

In place of the cosmetic body Quintilian puts a political body [...]. As the place of political relations, the body escapes from the moral disdain of metaphysics [...]. The body – image, passion, pleasure, effect, and affect – gains legitimacy in politics and in rhetoric too [...]. By all these shifts Quintilian succeeds in justifying the definition of rhetoric as wisdom [...]. To ensure the victory of justice, eloquence is thus within its rights to apply itself not only to instructing the soul but also to moving the body.<sup>20</sup>

Rhetorik mag also bisweilen trügerisch sein, sie ist aber auch das einzige Mittel, das uns als gesellschaftlichen Akteuren oder Bürgern zur Verfügung steht, um unseren Glauben, unsere Perspektiven und unsere Ansichten überzeugend zu übermitteln. Barthes allerdings macht das indexikalische Bild unschuldig wie den Körper des Sklaven. Diejenigen, die dieses Bild oder diesen Körper in ihrem Gewinnstreben ausbeuten, wenden die Kosmetik der rhetorischen Konnotationen und folglich auch Ideologie an. Ideologie beraubt das Bild, den Sklaven oder die Rede ihrer Unschuld. Was aber, wenn Sklaven oder Bilder zu all dem etwas zu sagen haben? Was, wenn sie immer schon Bedeutung tragen? Was, wenn Kosmetik oder eine Persuasionsrhetorik nicht nur täuschen, sondern auch schockieren, verstören, provozieren und das Vertraute unvertraut machen, indem sie das Alte in einer neuen, aufschlussreichen Weise zur Schau stellen? In diesem Fall wäre die Rhetorik des Bilds nicht notwendig die Komplizin einer bereits herrschenden Ideologie. Stattdessen ist sie Teil eines Kampfes um Herrschaft, in dem die Bedeutung oder der Effekt eines Bilds oder Films nicht im Voraus als einfach und immer ideologisch bestimmt werden kann.

Barthes hat mit Fug und Recht die Verführungskünste der Sklavenhändler in einer Werbung für Pastasauce wiedergefunden. Seine Analyse aber war weniger eine Kritik der Werbung, über die er in diesem Text kaum etwas sagt, als vielmehr der täuschenden Praktik des Bilds selbst. Auch wenn er später die Denotation als »die letzte Konnotation« bezeichnen sollte: Zu diesem Zeitpunkt

Bill Nichols

94

macht er eine tautologische Evidenz auf der denotativen Ebene des Bilds aus.<sup>21</sup> Die Fotografie einer Tomate oder einer Paprika bekräftigt ebenso das »Dagewesensein«<sup>22</sup> dieser Gemüse vor der Kameralinse wie die Tatsache, dass sie nun selbst vor unsere Augen treten. Die täuschende Magie der konnotativen Bildebene wirkt, indem sie eine Identität zwischen dem Gartenerzeugnis und einer Tomatensauce in Dosen herstellt. Die Evidenz wird aus den diskursiven Manövern der Konnotation hinaus zurück in die Natur geworfen, in die Gegebenheit einer vorgängigen Existenz dieser Gemüse, die nun, dank einer Rhetorik der Täuschung, einer Dosensauce gleichkommen.

Das Ergebnis besteht in der Überlagerung der indexikalischen Qualität des Bildes durch die rhetorische Bedeutung, die einen Ideologiefekt erzielt. Ein heimtückischer Effekt, denn die Evidenz der präexistenten Tatsachen (Tomaten, Paprika, Zwiebeln usw.) erlaubt es dem Identitätspostulat von landwirtschaftlichem Erzeugnis und industriellem Produkt, von den indexikalischen Eigenschaften des Bilds zu profitieren. Die konnotative Werbebotschaft »taucht in die Geschichtlichkeit der denotierten Szene wie in ein Reinigungsbad.«<sup>23</sup>

Bisher hat die kritische Theorie eher Partei für Platon als für Aristoteles ergriffen. Sie hat die Rhetorik als eine Praxis der arglistigen Täuschung verdächtig gemacht und ihre Arme nach dem gleichen Typ endgültiger und überzeugender Wahrheit ausgestreckt, nach dem Collingwood verlangt hatte, auch wenn sie es eher im Namen von Marx als im Namen der Geschichtsschreibung tut oder aus einem Geist heraus, der zwar die Endgültigkeit in Frage, aber gleichwohl das Sehen und das Bild unter Generalverdacht stellt. Barthes' *Rhetorik des Bilds* kann als der Sargnagel der Visual Culture betrachtet werden, die dem beständigen Argwohn gegenüber den arglistig täuschenden Praktiken und ideologischen Effekten einer immer weiter um sich greifenden Bildkultur überantwortet worden ist. Wie können wir aus diesem Dickicht entkommen? Wie können wir eine kritische Perspektive entwickeln, welche die Funktionen von Bildern und Rhetorik als politisch polysem und ideologisch polymorph begreift? Denn das sind sie, oder etwa nicht? Oder verkaufen uns Rhetorik und Bild immer nur die Katze im Sack, nur die Warenliste anstelle der Waren selbst?<sup>24</sup>

Wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass sich Barthes' Aufmerksamkeit in dieser frühen Periode auf Werbebilder richtet, auf Hollywoodepen, Zeitungsfotografien und den liberalen Humanismus auf dem Höhepunkt seines Wunschdenkens – wie in der Ausstellung »Die Menschheit – eine Familie«. Seine Schriften schlichen sich, wie es Collingwood getan hatte, an diese Sachver-

halte heran, um sie dann von einem abseits gelegenen Ort aus als Beweismaterial für (ideologische oder kriminelle) Missetaten zu identifizieren. Für Barthes wie für beinahe alle anderen Kulturtheoretiker gab es noch einen solchen Ort außerhalb von Rhetorik und Ideologie, von dem ihr Schreiben seinen Ausgang nahm. Ob man es nun wissenschaftliche Erkenntnis oder Philosophie, Marxismus oder Dekonstruktion nennt, man bewahrte ein Heiligtum, das vom trügerischen Schein unberührt blieb. Können wir ein solches Heiligtum aufgeben und dennoch ein Bewusstsein für kritisches Engagement bewahren, in dem Sprechakte, die als performative Handlungen darauf abzielen, eine Wirkung zu erzielen, zu überzeugen und zu bewegen, als der rhetorische Zug eines Einzelnen beginnen, um die politische Bewegung Vieler zu werden?

In Barthes' Verwendung etwa wird die denotative Ebene uncodierter Bedeutung zum Körper des Sklaven im antiken Griechenland, den der Sklavenhändler ›herausputzt‹, um mittels der Konnotationen einer ruchlosen ›Kosmetik‹ zu täuschen. Was aber, wenn die Metapher falsch ist? Wenn der Körper des Sklaven oder das fotografische Bild oder jedes andere Bild bereits codiert ist, sobald es in ein System der Kommunikation oder des Austauschs eintritt? Was, wenn jede überzeugende Analyse solcher Körper und Bilder *innerhalb* der ideologischen Arena stattfindet und nicht außerhalb? Bedeutung wird eher aus einem situierten, umstrittenen interpretativen Akt hervorgehen, als das definitive Ergebnis eines Prozesses von Fragen und Schlussfolgerungen oder ein Demaskieren arglistiger Täuschung zu sein.

Indem ich diese Fragen stelle, schlage ich vor, Rhetorik als unverzichtbar, ja als integralen Bestandteil jeder Form persuasiver, verkörperter Rede zu verstehen und behaupte, dass gerade weil Rhetorik an ihren Wirkungen gemessen wird, sie von größter Bedeutung für den politischen Körper ist. Ich gehe ebenso davon aus, dass der Dokumentarfilm selbst eine Form verkörperter Sprechens ist, ein Sprechen, das in Form von Stimme und Gesten des filmischen Körpers auftritt.<sup>25</sup> Die ›Stimme des Dokumentarischen‹, wie ich es an anderer Stelle genannt habe, bezieht sich auf den situierten und verkörperten Ausdruck des jeweiligen Films, wie er von gesprochenen Worten wie vom Schweigen, von Zwischentiteln, Musik, dem Aufbau des Films, Schnitt und Montage, dem Ton oder der Perspektive transportiert wird. Das Hauptgewicht liegt hier auf der Wirkung dieser symbolischen Handlungsform auf den Betrachter.<sup>26</sup> Dabei ist zwischen Stimme und Stil zu unterscheiden: Der Stil lenkt unsere Aufmerksamkeit vom Film auf den Filmemacher; die Stimme hingegen macht uns darauf aufmerksam, dass wir adressiert werden. Die Stimme funktioniert innerhalb einer ideologischen und affektischen Arena, in der sich eher jeder seine Be-

Bill Nichols

96

deutung unter den Nagel reißen kann, als dass diese einer letztgültigen Festlegung unterworfen wäre.

Die Stimme, mit der ein Bild oder ein Film sprechen, ist natürlich in der Lage, unzählige Wirkungen zu zeitigen – von denen zwar viele ideologisch sein mögen, aber nicht notwendig ideologisch in dem Sinn einer Verfestigung des Status Quo. Rede und Bilder können auch Gegenideologien verkörpern, die auf die Subversion oder die Ablehnung des Status Quo abzielen.<sup>27</sup> Eine erneute Befragung der Tradition des »gesenkten Blicks« und des Ideologieverdachts gegenüber der Rhetorik des Bilds beinhaltet auch die Aufforderung, Nachforschungen über die Praxis der Repräsentation im Film anzustellen, in der Gegen-Ideologien häufig überhaupt die *raison d'être* des Werks ausmachen. Das Drehen von Dokumentarfilmen mit seinen starken Bindungen an eine Tradition liberaler Verbesserungen und radikaler Transformationen gesellschaftlicher Praktiken ist eine solche Praxis. Der filmische Körper wie der des Filmemachers in ihrer expressiven Mischung von Leidenschaft und Wissen schicken sich an, uns zu bewegen. Eine solche Bewegung kann den Status Quo ebenso gut in Frage stellen wie sie ihn bestätigen kann. Sie ist der Bereich, in dem Macht und Lust eine Verbindung eingehen, um politische Wirkungen zu erzielen.

Erinnern wir uns an Collingwoods Plädoyer für einen Ansatz, in dem die Evidenz des Beweismaterials das ist, was in Reaktion auf eine Frage aufscheint. Aus dieser Perspektive kann eine Tatsache gegen ihren Willen zu Beweismaterial werden, ihrem Zaudern oder dem Fehlen jeglicher Absicht zum Trotz als Beweismaterial dienen. (Symptome besitzen durchweg diese Eigenschaft.) So wie Sam Marlowes Porträt in *IMMER ÄRGER MIT HARRY* kann jedes Objekt, jedes Bild sich plötzlich in Beweismaterial verwandeln, sobald wir eine Frage stellen. Solche Fragen ergeben sich nicht aus einem Bild oder der Tatsache, dem Objekt oder dem Ereignis, für das es steht, sondern aus dem, was wir von ihm wissen wollen. Barthes' eigene Fragen hatten diese Eigenschaft an sich, aber Barthes schien damit zufrieden zu sein, eine Bedeutung und eine Wirkung *im* Bild zu situieren, so als ob die Befragung zum Vorschein brächte, was das Bild selbst durch die kosmetische Anwendung eines »Reinigungsbades«<sup>28</sup> auf einen Konsumgegenstand zu verbergen suchte. Sobald wir erkennen, dass die Evidenz des Beweises als Reaktion und Antwort aus den Fragen hervorgeht, die wir stellen, finden wir uns in einer Position, die es uns erlaubt, die Ambiguität dieser Evidenz zu erkennen: Mit einer anderen Frage wäre vielleicht eine andere Evidenz aus den selben Tatsachen, Objekten oder Bildern hervorgegangen.

Wie ein Fußabdruck im Gras oder ein Fleck auf einem Mantel besitzt das Bild die Fähigkeit, Beweismaterial für mehr als eine Sache in mehr als einem ideologischen Rahmen, mit mehr als einem rhetorischen oder politischen Effekt zu liefern, je nachdem, welche Fragen wir an es richten. Die radikal unterschiedlichen, aus hochgradig verschiedenen Fragen hervorgehenden Interpretationen des Filmmaterials über Rodney King sind dafür ein anschauliches Beispiel. Mittels der Rhetorik haben diese Fragen rückwirkend sozusagen recht verschiedene »Reinigungsbäder« für Mr. King oder seine Angreifer hergestellt. Das heißt: In den beiden Prozessen gegen die Polizeibeamten, die angeklagt waren, Mr. King zusammengeschlagen zu haben, führten gegensätzliche Perspektiven und unterschiedliche Fragen zu völlig disparaten Interpretationen durch die Staatsanwaltschaft und die Verteidigung.<sup>29</sup> Als rhetorische Äußerung, die uns bewegen soll, wird die Stimme des Dokumentarfilms hier hauptsächlich dafür beansprucht, aus den polysemen Eigenschaften von Klang und Bild etwas klar Konturiertes zu formen. Eigenschaften wie Unschuld treten erst nachträglich, *nach begangener Tat*, als dasjenige zutage, was eine rhetorische Stimme den Bestandteilen, die als Beweismaterial identifiziert werden, zu verleihen begehrt.

Trotz der Gewissheit, die rhetorische Äußerungen verleihen möchten, bewahren Bilder eine grundsätzliche Zweideutigkeit, die Who-done-it-Geschichten, Werbung und anderen Formen von Reduktionismus fremd ist. Barthes' spätere Schriften nehmen diese Perspektive ein, gleichwohl hat er, wie gesagt, seine früheren Schriften über das Bild und seine ideologischen Effekte nie revidiert. Zu jedem gesellschaftlichen Thema entstehen abweichende Positionen, die sich überschneidende Formen von Beweismaterial als Antworten auf verschiedene rhetorische Fragen einsetzen. Keine denotative Ebene der Gewissheit untermauert eine dieser unterschiedlichen Positionen. Stimme und Gesten des Redners oder des filmischen Körpers trachten danach, uns bezüglich gesellschaftlicher Themen und Konflikte zu bewegen, die sich nicht zu wissenschaftlicher Determination und einstimmiger Übereinkunft eignen.

Stil, Form und Stimme sind das Herzstück jedes persuasiven Engagements und persuasives Engagement bildet den Kern politischer Diskurse und gesellschaftlicher Praktiken, was auch immer ihre ideologischen Konsequenzen sein mögen. Wir bewohnen eine Kampfstätte, die gänzlich im Schatten der Ideologie liegt. Es gibt keinen Ausgang, nur die beständige Bemühung, Fragen zu stellen, Beweise vorzulegen und Argumente zu produzieren, die Vorstöße gegen ihnen vorangehende Positionen wagen. Indem wir die Gewissheit hinter uns lassen, bewegen wir uns in einer Kampfstätte radikalen Zweifels, der nicht

Bill Nichols

98

beseitigt, sondern höchstens aufgeschoben, aufgehoben und in letzter Konsequenz als wesentlicher Bestandteil eines Vorstoßes, einer Bewegung angenommen werden kann, deren Richtung und Geschwindigkeit allen Wechselfällen der Geschichte offen steht.

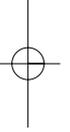
*Aus dem Englischen von Michael Cuntz*

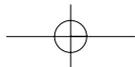
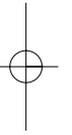
- 1 Anmerkung d. Übers.: Nichols verwendet hier den Begriff *evidence*. Dieser Kollektivsingular wird meistens mit ›Beweis‹ übersetzt. Doch gilt es, im Kontext des vorliegenden Beitrags noch genauer zu differenzieren und an einigen Stellen eine andere Übersetzung zu wählen. Die englische Sprache unterscheidet sich in ihrem Gebrauch des Wortes vom Deutschen und auch von den romanischen Sprachen. Was für uns Evidenz ist, heißt im Englischen meistens *self-evidence*. Dennoch ist auch im Kontext des Beweisens nicht umsonst von *evidence* die Rede. Das Evidenzmoment im Sinne des Deutschen ist in der englischen *evidence* durchaus mitgedacht, nur dass es hierbei nicht so sehr darauf ankommt, dass diese Evidenz einem Ding oder einer Tatsache erlaubt, für sich selbst einzustehen, sondern vielmehr für etwas anderes, etwa ein Verbrechen oder ein historisches Geschehen bürgen zu können. Ein guter Beweis muss das zu Beweisende als genau so Seiendes oder häufiger noch als genau so Gewesenes erscheinen lassen. Daher wird bei der Übersetzung von *evidence* hier mit gutem Grund auch ›Evidenz‹ verwendet. Bill Nichols analysiert in seinem Aufsatz aber nicht nur diesen Aspekt des Verweisens, sondern er verdeutlicht darüber hinaus, wie *evidence* konstruiert wird. Seiner Argumentation liegt die Annahme zu Grunde, dass Evidenz eine Eigenschaft ist, die Fakten und Dingen zugeschrieben wird. Erst durch dieses Zuschreiben von Evidenz werden Fakten und Dinge in den Rang von Beweismaterial erhoben. Dieser Prozess aber muss wiederum vom Verfahren des Beweisens unterschieden werden, das mit *proof* und dem Verb *to prove* bezeichnet wird. Es ist also kein Zufall, dass Nichols, wenn er auf Aristoteles' Rhetorik zu sprechen kommt, die eben auch und vor allem forensische Rhetorik ist, den Begriff *proof* verwendet (das englische Wort wird in diesem Fall jeweils in Klammern ausgewiesen). Die Notwendigkeit zu solcher Differenzierung gilt natürlich in gleichem Maß für die Übersetzung von Tal Golans Beitrag »Aus der Seele sprechen: Recht, Psychologie und das Beweismaterial vom Schauplatz der Psyche um 1900« im vorliegenden Band. Abschließend sei darauf hingewiesen, dass der deutsche Übersetzer von R. G. Collingwoods *Philosophy of History*, mit der sich Nichols intensiv auseinandersetzt, *evidence* mit ›Zeugnis‹ übersetzt. Eine solche Übersetzung erscheint uns als verengend und bringt den Übersetzer auch in die Verlegenheit, nicht zwischen *evidence* und *testimony* differenzieren zu können. Das Fehlen dieser Unterscheidungsmöglichkeit wäre aber insbesondere bei der Übersetzung von Tal Golans Beitrag Band fatal, in dem es zentral um die Möglichkeit geht, *testimony*, also Zeugenaussagen, in gültige *evidence*, also Beweismaterial, umzuwandeln.
- 2 THE TROUBLE WITH HARRY, USA 1955, Alfred Hitchcock.
- 3 Anm. d. Übers.: So der Wortlaut der deutschen Synchronfassung. Im Original heißt es: »Calvin: I ain't educated in fancy art, but I do know the face of a dead man when I see one. And this is it.«
- 4 »[F]ar from worldly cares«.
- 5 »[H]alf-forgotten impulse«.
- 6 »Calvin, consternated: »Do you know what you just did?« / Sam: »Certainly, just show you how clearly you misinterpreted my art.« / Calvin: »You just destroyed legal evidence!«
- 7 R. G. Collingwood: Philosophie der Geschichte, Stuttgart 1955, die Originalausgabe erschien als: The Idea of History, Oxford 1946.
- 8 Collingwood: Philosophie der Geschichte (Anm. 7), S. 264.

- 9 So Collingwoods ursprüngliche Formulierung. Zur Übersetzung von *evidence* vgl. Anm. 1.
- 10 Ebd., S. 278.
- 11 Ebd.
- 12 Vgl. ebd., S. 285: »[D]eine Geschichte ist ja ganz nett, aber wie können wir feststellen, ob sie stimmt oder nicht?«
- 13 Ebd., S. 284.
- 14 Anm. d. Übers.: *evidence* hier doppelt mit ›Material‹ und ›Zeugnis‹ wiedergegeben.
- 15 Ebd., S. 293.
- 16 Ebd., S. 275.
- 17 Roland Barthes: Rhetorik des Bildes, in: Wolfgang Kemp: Theorie der Fotografie III. 1945–1980, München 1999, S. 138–149 (hier: S. 147).
- 18 Die beste Beschäftigung mit dem Misstrauen gegenüber dem Visuellen als Kennzeichen der kritischen Theorie des 20. Jahrhunderts ist Martin Jay: *Downcast Eyes: The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*, Berkeley 1993. Diese Tendenz zeichnet auch einen Großteil der Cultural Studies aus und dies bringt es mit sich, dass einführende Texte zu diesem Feld wie die von Merzoff oder Cartwright in die Form moralischer Erbauungsgeschichten über die verführerische, ideologische Macht der Massenmedien und kultureller Praktiken in der Konsumgesellschaft gegossen sind.
- 19 Diese Diskussion der Quintilianschen Korrektur von Platons offenkundiger Verurteilung der Rhetorik beruht sehr stark auf Jacqueline Lichtensteins Ausführungen; vgl. dies.: *The Eloquence of Color: Rhetoric and Painting in the French Classical Age*, Berkeley 1993, S. 86–88.
- 20 Ebd., S. 88 f.
- 21 Roland Barthes: *S/Z*, Frankfurt/M. 1987, S. 13 f.
- 22 Barthes: Rhetorik (Anm. 17), S. 144 f.
- 23 Ebd., S. 148 f.
- 24 Anm. des Übers.: Bill Nichols verwendet hier den Ausdruck »to sell a bill of goods«. Die entsprechende Redewendung im Deutschen ist zwar »Die Katze im Sack kaufen«, allerdings geht dabei der Bezug zur Argumentation verloren: Die Redensart von der Warenliste geht offenbar auf die im Überseehandel des 17. Jh. verbreitete Strategie zurück, die aufgelisteten Waren zu verkaufen, lange bevor das betreffende Schiff überhaupt von seiner Reise zurückkehrte, so dass der Käufer häufig – bei Schiffbruch, Piraterie oder einfachem Verderben der Ware – buchstäblich nichts anderes kaufte als die Warenliste.
- 25 Ich entnehme den Ausdruck »film body«, filmischer Körper, Vivian Sobchacks: *The Address of the Eye: A Phenomenology of Film Experience*, Princeton, N.J. 1992. Sie schreibt: »[The film] visibly acts visually and, therefore, expresses and embodies intentionality in existence and at work in a world. The film is not, therefore, merely an object for perception and expression; it is also the subject of perception and expression. [...] More to the point would be a discussion that focuses on cinematic technology's function of materially embodying perception and expression as a situated, finite, centered and decentering *lived-body* that, through its commutation of perception and expression, is able to accomplish the signification of vision as significant«, S. 167.
- 26 Ich habe die ›Stimme‹ in diesem Sinn erstmalig in: Bill Nichols: *The Voice of Documentary*, in: ders.: *Film Quarterly* 36/3 (1983), S. 17–30, diskutiert und einige Positionen in: *Representing Reality*, Bloomington, IN 1991, modifiziert.
- 27 Vgl. Göran Therborn: *The Ideology of Power and the Power of Ideology*, London 1980, für eine hellsichtige Diskussion der verschiedenen Formen von Ideologie, die in jeder gesellschaftlichen Formation am Werk sind. Therborns Behandlung der Ideologie löst die Althusser'sche Vorstellung einer Ideologie-im-Allgemeinen, die eng mit der ›allgemeinen Ideologie‹ verwandt ist, die Barthes in: ders.: Rhetorik (Anm. 17) vertritt, in ihre Bestandteile zu jedem gegebenen historischen Augenblick auf. Eine allgemeine Ideologie, die das Subjekt konstituiert, mag zwar weiter am Werk sein, aber konkrete Ideologien und Gegen-Ideologien der Klassen sind die gemeinsamen Schauplätze des politischen Kampfs, es sei denn, der Neuentwurf des Subjekts wäre unser einziges und ausschließliches Ziel.
- 28 Barthes: Rhetorik (Anm. 17), S. 149.

- 29 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Filmmaterial über Rodney King und seinen Einsatz in den Prozessen gegen die angeklagten Polizeibeamten vgl. Bill Nichols: *The Trials and Tribulations of Rodney King*, in: ders.: *Blurred Boundaries: Questions of Meaning in Contemporary Culture*, Bloomington IN 1994, S. 17–42.

## SEKTION 2: BEWEIS UND ZEUGENSCHAFT. VOR ORT





**Jürgen Fohrmann**

**EINLEITUNG: BEWEIS UND ZEUGENSCHAFT. VOR ORT**

»Schreibe, was du gesehen hast, und was ist, und was geschehen soll danach.«<sup>1</sup> Diese Zeilen aus der *Offenbarung des Johannes*, markieren eine Art Grundszenen von Zeugenschaft. Es soll ein Bericht gegeben werden von einem Ereignis, das selbst gesehen wurde oder zuverlässig überliefert worden ist. Die mächtige Stimme, die spricht, gebietet das Weitersagen, und zwar um der Wahrheit willen. Der Anruf zur Zeugenschaft kommt immer autoritativ, weil etwas geschehen ist, etwas sich enthüllt oder ereignet hat, das übertragen werden soll. In diesem Sinne ist nicht nur das geoffenbarte Wort Anlass des Weitersagens, sondern jede Situation, die als der Grund eines markierten Übergangs – und hier als Ursprung von etwas – verstanden wird.

Eine ätiologische Gedächtnisszene inszeniert auch die *Theogonie* des Hesiod am Anfang der griechischen Textüberlieferung: Hier geht es um ein Gesehen-haben, das Tradierung und Bezeugung verlangt. Denn es ist die Mnemosyne, die dem Agon der alten mit den neuen Göttern beigewohnt hat und die nun vom Übergang der Gewalt von den Titanen zu den Olympiern kündigt. Diese Kunde vollzieht sich im Rahmen einer Art ›Nachrichtenkette‹, die von der Mutter Mnemosyne zu den Töchtern, den Musen, reicht, die ihrerseits den Dichter inspirieren, der nun das, was Mnemosyne den Musen übermittelte, ›singt‹ – und zwar so, dass bei jedem ›Singen‹ zugleich die Kette der Übermittler miterinnert und die Autorität der neuen Götter re-affirmiert wird.<sup>2</sup>

Es gibt also zwei Phasen, die der Beweis, den das Zeugnis antreten will, zugleich miteinander verbindet und voneinander scheidet: Erstens die Tat oder das Ereignis und zweitens der Bericht vom Ereignis. Bezeugung verknüpft also immer Vor- und Nachzeitigkeit, stellt eine Beziehung her zwischen dem Augenblick des Geschehens und der Erzählung an und für die Nachwelt. Zwischen beiden liegt das Gedächtnis, und es ist daher nur folgerichtig, dass es die Mnemosyne ist, die ›vor Ort‹ auf das Geschehen blickt.

Für die Stimme, die spricht, ist es wichtig, dass diese Erinnerung genau, wörtlich, ohne jeden Verlust, also ohne ›stille Post‹ übertragen wird. In der Kette der Übermittler darf – bei Androhung der schärfsten Strafen für Zuwiderhandlung – nichts verloren gehen:

Ich bezeuge allen, die da hören die Worte der Weissagung in diesem Buch: Wenn jemand etwas dazusetzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die

Jürgen Fohrmann

104

Plagen, die in diesem Buch geschrieben stehen. Und wenn jemand etwas davontut von den Worten des Buchs dieser Weissagung, so wird Gott abtun seinen Anteil vom Baum des Lebens und von der heiligen Stadt, davon in diesem Buch geschrieben steht. Es spricht, der solches bezeugt: Ja, ich komme bald [...].<sup>3</sup>

Es ist nun gerade eine Erfahrung von ›Neuzeit‹, die formuliert, dass solch reine Nachrichtenübermittlung, in die ein personales Gedächtnis involviert ist, an keiner Stelle gelingt. Abgesehen von den Fehlern, die neben der mangelhaften Erinnerungsfähigkeit dem Rauschen des Kanals – denn darum geht es – geschuldet sind, wird schon mit Chladenius in der Mitte des 18. Jahrhunderts jene Perspektivik reflektiert, die aus der Ortsdifferenz verschiedener Beobachter entsteht:

GESETZT, Es befinden sich bei einer vorfallenden Schlacht drei Zuschauer, davon der eine auf einem Berge zur Seite des rechten Flügels der einen Armee, der andere auf der Höhe zur Seiten des linken Flügels, der dritte hinter derselben Armee der Schlacht zusieht. Wenn diese drei ein genaues Verzeichnis von dem, was sich bei der Schlacht zugetragen, machen sollen, so wird allen Fleißes ungeachtet keines Erzählung mit den übrigen ganz genau übereinkommen. [...] [Die] Streitigkeiten [der beiden Beobachter rechts und links] werden vielleicht durch einen dritten Zuschauer, der rechts hinter der Armee gestanden, teils entschieden, teils durch neue Umstände vermehrt werden, davon die anderen nichts wissen wollen. Ebenso ist es mit allen Geschichten beschaffen [...].<sup>4</sup>

Unterschiedliche Standorte machen unterschiedliche ›Sehe-Punkte‹; die Pluralisierung der Vermittler führt nicht nur in der absteigenden Linie, sondern auch auf der horizontalen Ebene zu einer Vielfalt von Hinsichten, die alle nebeneinander bestehen und die – so schon der zitierte Chladenius – durch keinen Beobachter zweiter Ordnung ausgeglichen werden können.

Von diesem Zeitpunkt an wird es immer darum gehen, solche Pluralisierung sowohl zu produzieren und zu diskutieren als auch die mit ihr verbundenen Effekte vehement in die Schranken eines ›Regimes der Wahrheit‹ zu verweisen. Denn auf dem Spiel steht einerseits die Wahrheitsfähigkeit von Aussage und Zeugnis, andererseits aber auch die Einsicht in die schlechthin nicht herstellbare Identität von zwei Berichten, die zum selben Sachverhalt sich äußern. Die referentielle Einheit, eben der vermeintliche ›Sachverhalt‹, insinuiert dabei – qua semantischer Singularisierung – auch die vollständige Abbild-

barkeit von zwei unterschiedlichen, sich auf den Sachverhalt ›beziehenden‹ Darstellungen, die den Anspruch erheben, ›wahr‹ zu sein.

Diese Pluralisierung entstammt nicht nur einer Vervielfältigung des Sehepunktes, die mittels verschiedener Beobachter zustande kommt. Sie ist auch Effekt miteinander konkurrierender Medien und miteinander konkurrierender Formen: Ist die Fotografie wahrer als das gemalte Porträt oder verhält es sich umgekehrt? Ist der autobiographische Text ›authentischer‹ als eine Darstellung, die sich eines personalen Erzählers bedient? Medien- und Formdifferenzen führen notwendigerweise zu Darstellungsvarianten oder gar zu vollständig anderen Formen der Präsentation, die aber alle behaupten, es handle sich um Repräsentationen. Nicht nur am Beispiel des Erinnerns an die Shoah ist zu sehen, dass solche Fragen dann ein Politicum bilden, wenn es um Prozesse und Effekte von Authentifizierung geht.

Dass solche Authentifizierungsnotwendigkeiten selbst nicht ohne Referenz, sondern im wesentlichen systembezogen zu diskutieren sind, macht ein Blick auf drei Teilsysteme der modernen Gesellschaft deutlich: Während in der Wissenschaft die Pluralisierung von Wahrheitsansprüchen (als einer Art transformierter Zeugenschaft) zwar noch – aber dies natürlich nicht ohne Streit und Widerspruch – geduldet sein mag, ist sie in der Rechtsprechung, die Vorgänge endgültig klären und abschließen will, undenkbar. Die Kunst hingegen hat spätestens seit dem 18. Jahrhundert all ihre Ansprüche paradoxerweise gerade darauf gegründet, dass sie den Konstitutionszusammenhang von Ansprüchen selbst thematisch macht und unter Umständen zur Disposition stellt, indem sie in der Differenz von Medien, Formen und Sprecherpositionen die Perspektivgebundenheit von Geltungsbehauptungen immer wieder in Szene setzt und Geltung damit relativiert. Es gibt mithin systemspezifische Notwendigkeiten, zu Abschlüssen zu gelangen oder auch nicht, und es mag aus diesen Gründen dieselbe Ereignisbeschreibung, dasselbe ›Gesehen-haben‹ und ›Dabei-gewesen-sein‹, einmal als *fiktionale Darstellung*, die ihren Wahrheitsgehalt nicht aus der Beschreibung des Faktischen, sondern aus einem wie auch immer gearteten ›Anderen‹ bezieht, ein anderes Mal als schlichte *Fälschung* erscheinen. Zwar sind alle ›vor Ort‹ – es fragt sich dann nur, an welchem.

1 Die Offenbarung des Johannes, 1,19.

2 Vgl. Hesiod: Theogonie, in: ders.: Werke in einem Band, hg. v. Luise u. Klaus Hallof, Berlin 1994, S. 3–5.

3 Die Offenbarung des Johannes, 22,18–20.

4 Vgl. Johann Martin Chladenius: Von der Auslegung Historischer Nachrichten und Bücher [1742], in: Hans-Georg Gadamer/Gottfried Böhm (Hg.): Seminar. Philosophische Hermeneutik, Frankfurt/M. 1976, S. 71–72.

**Barbara Nitsche**  
**AUGENZEUGENSCHAFT ALS AUTHENTISIERUNGSSTRATEGIE**  
**IN MITTELALTERLICHEN ILLUMINIERTEN**  
**ROMAN DE TROIE-HANDSCHRIFTEN**

1.

»Ço dit Daires« (V. 3145), »[e]nsi com recontre Ditis« (V. 24907), »[ç]o que dist Daires et Ditis« (V. 30303) – in seinem altfranzösischen *Roman de Troie* (ca. 1165),<sup>1</sup> mit dem die volkssprachige mittelalterliche Trojaliteratur beginnt, verweist Benoît de Sainte Maure fortwährend auf die ›Gewährsleute‹ seiner Erzählung, mal namentlich als »Daires« und – ab V. 23397 verstärkt – »Ditis«,<sup>2</sup> mal in eher allgemeinen Formulierungen wie »si com recontre l’Autor« (V. 23680).<sup>3</sup> Wie Penny Sullivan herausgestellt hat, gibt es im Verlauf dieses hybriden, zwischen höfischem Roman und Historiographie angesiedelten Textes<sup>4</sup> über 100 derartige Quellenberufungen.<sup>5</sup>

Bei Dares und Dictys, den beiden Gewährsmännern, auf die sich Benoît de Sainte-Maure in seinem *Roman de Troie* so häufig beruft, handelt es sich um angebliche Augenzeugen des Trojanischen Krieges, die Berichte über diesen abgefasst hätten, von denen zwei spätantike lateinische ›Übersetzungen‹ vorliegen: Dares Phrygius’ *De excidio Troiae historia* (5. Jh.) sowie Dictys Cretensis *Ephemeris belli Troiani* (3./4. Jh.).<sup>6</sup> Im Gegensatz zum ›Lügner‹ Homer<sup>7</sup> kommen Dares und Dictys besondere historische Glaubwürdigkeit zu, da diese am Geschehen um Troja vermeintlich beteiligt gewesen seien – Dares auf Seiten der Trojaner, Dictys auf Seiten der Griechen – und regelrechte ›Kriegstagebücher‹ geführt hätten,<sup>8</sup> die von einem außerordentlichen Detailreichtum zeugen und an die geradezu abenteuerliche Textauffindungsgeschichten geknüpft sind: Wie die den lateinischen Texten jeweils vorangestellten Einleitungsepisteln verlauten lassen, sei das von Dictys verfasste ›Originalmanuskript‹ von einem Hirten gefunden worden, als sich durch besondere geologische Begebenheiten Dictys’ Grab auf Kreta geöffnet habe, und dann auf Umwegen zu Lucius Septimius gelangt, der die »griechische[], aber in phönizischen Buchstaben geschriebene[]«<sup>9</sup> Originalfassung ins Lateinische übersetzt habe. Wie Werner Eisenhut bemerkt, sei der Autor »[a]uch auf geradezu wissenschaftliche Fragen [...] gefaßt: Der Beschreibstoff sei Lindenbast gewesen, Sprache und Schrift hätten der Zeit entsprochen [...]. Die Beweiskette ist für damalige Verhältnisse lückenlos.«<sup>10</sup> Dares’ ›Augenzeugenbericht‹ hingegen sei Cornelius Nepos, einem Neffen Sallusts und Besitzer einer Schule, in einer Athener Bibliothek auf

der Suche nach Grammatiktraktaten zufällig in die Hände geraten und von ihm in die lateinische Sprache übersetzt worden. František Graus verweist auf den authentizitätsstiftenden Detailreichtum der Darstellungen auch dieses lateinischen Textes: »Dares hatte [...] genaue Verlustzahlen der Griechen (886000 Mann) und der Trojaner (676000 Mann) angegeben, in Kämpfen, die 10 Jahre, 6 Monate und 12 Tage dauerten.«<sup>11</sup> Der Verfasser macht allerdings »[k]eine Angabe [...] darüber, wie das Werk erhalten und nach Athen gekommen sein soll; nicht einmal über Sprache und Schrift verliert er auch nur ein Wort – er setzt wohl Griechisch voraus. Ihm gegenüber ist Diktys von geradezu erstaunlicher Exaktheit.«<sup>12</sup>

Quellenberufungen sind für mittelalterliche Erzählungen nichts Ungewöhnliches – im Fall des *Roman de Troie* ist vielleicht ihre ausgesprochene Häufigkeit bemerkenswert –, verleihen sie doch dem Berichteten Autorität und Authentizität. Für die mittelalterlichen Trojaerzählungen gelten Dares und Dictys bzw. ihre angeblichen Aufzeichnungen geradezu als »Kronzeugen« für die Ereignisse in Troja, dafür, wie sie sich »wirklich abgespielt« haben,<sup>13</sup> zeigt sich das mittelalterliche Geschichtsdenken doch Isidors von Sevilla Konzept der *historia* verpflichtet, wie es dieser in seiner *Etymologia* ausführt: »Apud veteres enim nemo conscribebat historiam, nisi is qui interfuisset, et ea quae conscribenda essent vidisset.«<sup>14</sup> Wie Haiko Wandhoff pointiert zusammenfasst, »gilt im Gegensatz zur nur erdachten *fabula* ein Text als verbürgte *historia*, wenn er ursprünglich auf einem Augenzeugenbericht basiert, der aufgezeichnet und in schriftlicher Form weitergetragen wird.«<sup>15</sup> Auch auf Dares Phrygius kommt Isidor in der *Etymologia* zu sprechen (I, 42);<sup>16</sup> er gilt »als erster Geschichtsschreiber der Heiden-Geschichte und damit als Pendant zum biblischen Historiographen Moses; der Trojanische Krieg wurde als erstes beglaubigtes Ereignis und damit geradezu als Paradigma der nicht-biblischen Weltgeschichte angesehen.«<sup>17</sup> In Bezug auf die »Augenzeugenberichte« des Dares und Dictys spricht Haiko Wandhoff von der »Urszene« historiographischer Augenzeugenschaft.<sup>18</sup>

Im Folgenden soll der Aspekt der Augenzeugenschaft als Authentisierungsstrategie in altfranzösischen illuminierten *Roman de Troie*-Handschriften<sup>19</sup> näher analysiert und aufgezeigt werden, wie die Handschriften Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV), Reg. lat. 1505, und Paris, Bibliothèque nationale de France (BN), ms. fr. 782, ihre *auctoritas* und ihren »Wahrheitsgehalt« über das Zusammenspiel von Text und Bildprogramm generieren und »Augenzeugenschaft« in Buchautorität transformieren.<sup>20</sup> In den genannten Handschriften fungieren gerade auch die – unterschiedlichen – Bildprogramme

Barbara Nitsche

108

als Garanten zusätzlicher Glaubwürdigkeit und Nachvollziehbarkeit der Ereignisse um Troja.

## 2.

Neben den oben erwähnten zahlreichen Verweisen auf die Gewährsleute seiner Erzählung, Dares und Dictys, kommt insbesondere Benoît's Prolog (Vv. 1–144) eine Schlüsselposition hinsichtlich der Authentisierung des *Roman de Troie* zu. Er beginnt mit dem geläufigen Topos, dass Wissen zur Mitteilung verpflichtet, wobei sich Benoît auf Salomon als *auctoritas* beruft: »Salemon nos enseigne e dit, / E sil list om en son escrit, / Que nus ne deit son sen celer« (Vv. 1–3).<sup>21</sup>

Aus der Verpflichtung zur Wissensvermittlung wie dem *memoria*-Gedanken zieht auch der Verfasser des *Roman de Troie* seine Legitimation, wobei er eine ausführliche ›Quellengenealogie‹ liefert, die der Beglaubigung des nachfolgend Erzählten dient: Aus dem Lateinischen, in dem Benoît die Geschichte vom Trojanischen Krieg vorgefunden habe, möchte er sie in die Volkssprache, d.h. ins Altfranzösische, übersetzen (Vv. 33–44). Zunächst geht er darauf ein, warum er »Omers« (»Homer«; V. 45) nicht folgen möchte. Dieser sei zwar ein »clers merveillos« (V. 45) von »grant pris« (V. 71),<sup>22</sup> habe jedoch nicht die Wahrheit gesprochen: Er sei ja erst 100 Jahre nach den Ereignissen um Troja geboren worden und habe zudem die Trojaner mit Göttern kämpfen lassen, weshalb man ihn in Athen, wo sein Werk rezipiert und diskutiert wurde, vielfach abgelehnt habe (Vv. 45–74). Anstatt auf Homer beruft sich Benoît im Prolog auf eine andere Quelle für seine Trojaerzählung: das auf Griechisch verfasste ›Kriegstagebuch‹ des Augenzeugen Dares (Vv. 75–92). Terminologisch wird Dares' *auctoritas* der Homers beigeordnet: Auch er sei ein »clerc merveillos« und zudem »des set arz escientos« (Vv. 99 f.).<sup>23</sup> In Troja geboren und aufgewachsen, sei Dares bis zum Abzug der griechischen Armee vor Ort gewesen und habe sich, als er bemerkte, wie »grant« die »affaire« (V. 101) sei,<sup>24</sup> dazu verpflichtet gefühlt, die Geschehnisse dem Gedächtnis der Menschheit aufzubewahren (Vv. 93–103). Benoît zufolge muss Dares geradezu Übermenschliches geleistet haben: Jeweils nachts habe er die Ereignisse des Tages auf Griechisch aufgezeichnet, wie er sie mit eigenen Augen wahrgenommen habe (Vv. 104–109). Um den trojanischen Kriegsteilnehmer Dares nicht dem Vorwurf der Parteilichkeit auszusetzen, beeilt sich Benoît darauf hinzuweisen, dass sich Dares natürlich ausschließlich »la verté« (»der Wahrheit«; V. 112) verpflichtet gefühlt habe.<sup>25</sup> Erst gegen Ende des Prologes und im Anschluss an die ›Quellengenealogie‹ nennt

sich auch der Verfasser des altfranzösischen Textes mit Namen: »Beneiz de Sainte More« (V. 132). Er habe den von Cornelius aus dem Griechischen ins Lateinische (Vv. 121 f.) übersetzten Dares-Bericht »contrové e fait e dit / E o sa main les moz escrit« (Vv. 133 f.).<sup>26</sup> Benoît bezeichnet sich – auch dies dient der Evozierung des Eindrucks von ›Vorlagentreue‹ – als Tradierer bzw. Übersetzer des alten Wissens, dem er buchstabengetreu zu folgen angibt: »Ci vueil l'estoire comencier: / Le latin sivrai e la letre, / Nule autre rien n'i voudrai metre, / S'ensi non com jol truis escrit« (Vv. 138–141).<sup>27</sup>

Benoît beglaubigt seine Erzählung vom Trojanischen Krieg im Prolog über eine Textauffindungs- und -entstehungsgeschichte, in der er dem vermeintlichen Augenzeugen Dares und dessen Übersetzer Cornelius Schlüsselpositionen zukommen lässt – Dictys hingegen wird im Prolog nicht erwähnt.<sup>28</sup> Benoît selbst präsentiert sich

as the final link in a cultural chain which begins with Dares and is continued by Cornelius. Thanks to his efforts, some part of the learning of the ancients will become accessible to the French-speaking people who are seen as its natural inheritors. The role of custodian and transmitter of the cultural heritage confers enormous prestige and enormous responsibility upon the clerk.<sup>29</sup>

Im Zusammenhang mit der dezidiert ausgefalteten Textgenese stiftet – neben der Augenzeugenschaft – auch die erwähnte Durchgangsstufe durch das Lateinische *auctoritas*: »Für die gebildeten *litterati* ist historisch beglaubigt, was die lateinische Schrift tradiert oder bezeugt: Der Durchgang durch die lateinische Schriftfassung gewährleistet historische Glaubwürdigkeit auch für die volkssprachliche Dichtung.«<sup>30</sup>

### 3.

Auch die Bildprogramme einiger der *Roman de Troie*-Handschriften tragen wesentlich dazu bei, das Erzählte zu autorisieren, so etwa das der Pergamenthandschrift Vatikan, BAV, Reg. lat. 1505. Bei dieser handelt es sich um eine illuminierte Einzelhandschrift des *Roman de Troie*, die Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts in Oberitalien entstanden ist. In ihr leiten Rubrizierungen die Rezipienten regelrecht durch die Handschrift, indem sie Anmerkungen zu Text und Bildprogramm geben, die gezeigten Figuren mittels *tituli* identifizieren und auch Hinweise auf die ›Textentstehungsgeschichte‹ liefern.

Barbara Nitsche

110

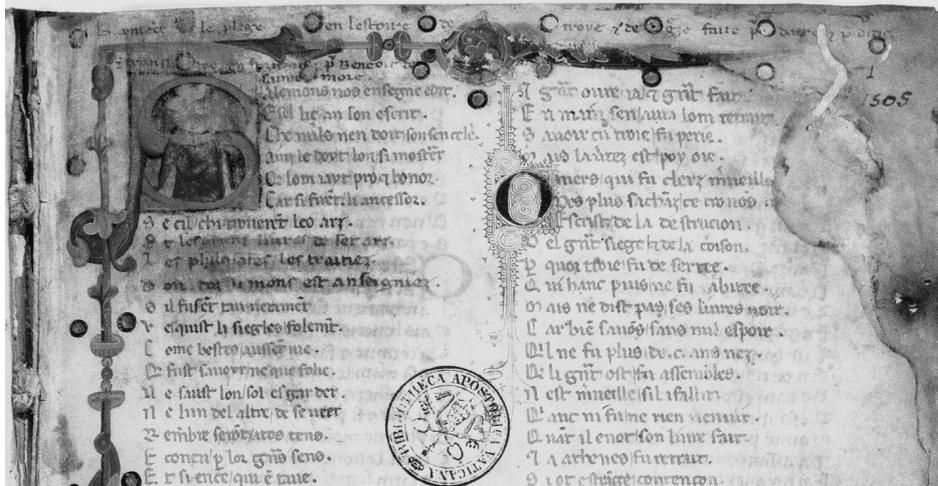


Abb. 1: Benoît de Sainte-Maure. *Roman de Troie*. Vatikan.  
BAV, Reg. lat. 1505 (Ende 13./Anfang 14. Jh.), fol. 1r (Ausschnitt)

Bereits vor Beginn des *Roman de Troie* ruft ein Rubrikatorhinweis am oberen Seitenrand auf fol. 1r (Abb. 1) die ›Garanten‹ der Trojaerzählung, Dares und Dicitys, auf und verweist auf Benoît als Übersetzer des von ihnen Berichteten: »Ici comence le prolege en lestoire de troye et de greze faite por[?] Daire et por[?] Ditis et translatee en françois por[?] Beneoit de sainte more.«<sup>31</sup> Danach setzt der Text mit »Salemons nos ensegne edit« (fol. 1r) ein. In der linken Spalte ist in einer – recht abgeriebenen – gerahmten historisierten S-Initiale im Profil eine Halbfigur im typischen zeitgemäßen Ornat des Rechtsgelehrten (zu erkennen am Hermelinkragen)<sup>32</sup> zu sehen, die mit ihren Händen auf den Textbeginn weist und in dessen Richtung blickt. Durch ihre Krone ist die Figur in der etwa sechs Zeilen hohen Initiale als Herrscher ausgewiesen. Im Zusammenspiel von Prologbeginn und Bildprogramm – die S-Initiale bildet den Anfangsbuchstaben des Namens »Salemons« – wird die in der Initiale gezeigte Figur auf Salomon hin konkretisiert, und sein gerechtes Urteilen wie auch seine sprichwörtliche Weisheit werden bei den Rezipienten abgerufen,<sup>33</sup> aber auch seine literarische Tätigkeit, ist Salomon in der Bibel doch auch als ›Autor‹ präsent.<sup>34</sup> Die Salomon-Darstellung verleiht dem ihr unmittelbar nachfolgenden *Roman de Troie* nicht nur *auctoritas*; in Bildprogramm wie Prologbeginn laufen zudem Autorschaft, Wissensvermittlung, Urteilsfähigkeit und Weisheit zusammen.<sup>35</sup> Zugleich scheint auch eine bestimmte Lektüeranweisung – Aufmerksamkeit gegenüber dem vermittelten, autorisierten ›Wissen‹ – an die Rezipienten nachfolgender *estoire* gegeben zu werden.

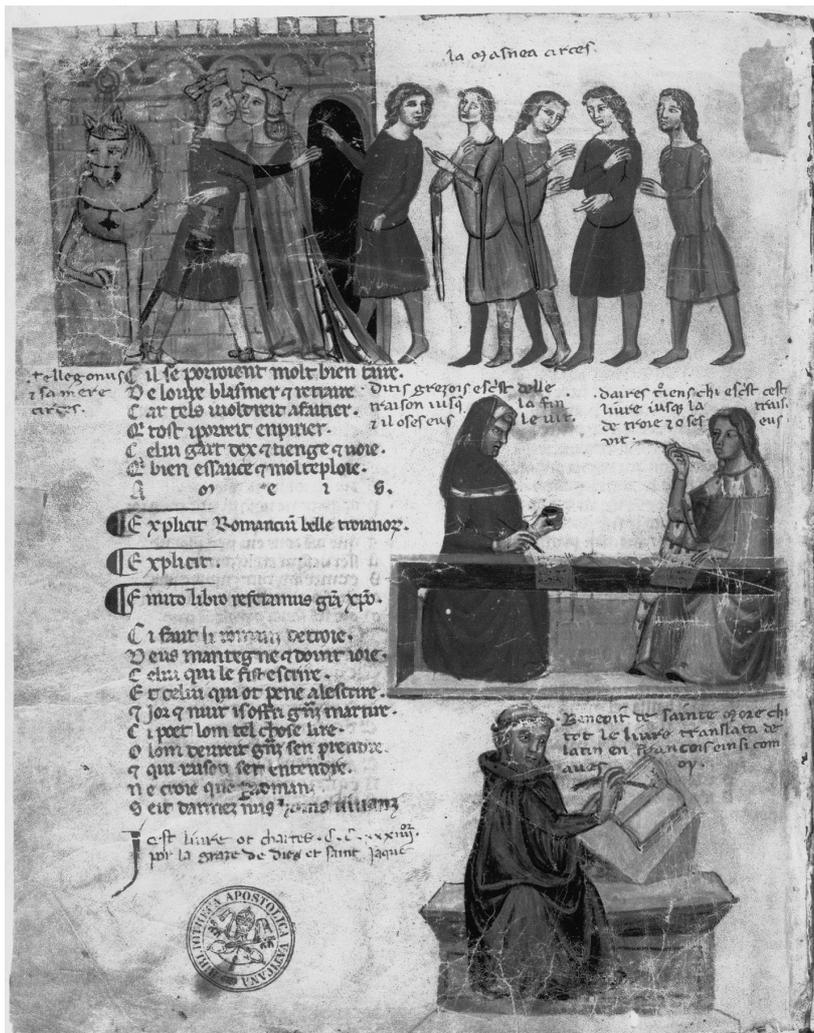


Abb. 2: Benoît de Sainte-Maure, *Roman de Troie*. Vatikan. BAV. Reg. lat. 1505 (Ende 13./Anfang 14. Jh.), fol. 232v

Wie in einer Klammer werden dann auf der die reich illustrierte Handschrift beschließenden Seite, fol. 232v (Abb. 2), Dares, Dictys und Benoît beim Abfassen ihrer Texte gezeigt und qua *tituli* explizit identifiziert,<sup>36</sup> so dass sie den *Roman de Troie* am Textende noch einmal zusätzlich autorisieren: Während das obere Drittel der Seite eine Handlungsszene aus dem *Roman de Troie* zeigt und somit die Handlungsebene in die Beglaubigungsstrategien der die Handschrift beschließenden Seite einbindet,<sup>37</sup> sieht man in der Mitte der rechten Kolumne zwei gemeinsam an einem Tisch sitzende Figuren, halb frontal, halb einander zugewandt. Die linke, rot gewandete von ihnen hält in der rechten Hand eine Feder sowie in der linken ein Tintengefäß, und sie hat die

Barbara Nitsche

112

Augen auf das Pergament gerichtet, das sie gerade beschreibt. Der entsprechende Rubrikatorhinweis lautet: »Ditis grezois escrist delle traison iusqe la fin *et il oses eus le uit*« (Hervorhebung B.N.).<sup>38</sup> Die zweite Figur, dem Betrachter halb zugewandt, fixiert mit ihrer linken Hand ein beschriebenes Pergamentblatt und hält in der hoch erhobenen rechten Hand eine Feder; sie ist überschrieben mit: »daires troiens chi escrist ceste liure iusqe la trais. de troie *et o ses eus vit*« (Hervorhebung B.N.).<sup>39</sup> In der linken Kolumne neben den beiden als Augenzeugen ausgewiesenen ›Autoren‹ verweist ein rubrizierter lateinischer Kommentar auf das Ende des Textes: »Explicit Romancium belle troianorum. / Explicit. / Finito libro referamus gracia Xristo.«<sup>40</sup> Unter den beiden Figuren am Tisch und somit in der Bildhierarchie etwas nachgeordnet wird in der rechten Kolumne eine tonsurierte Klerikerfigur auf einer Bank vor einem Schreibpult gezeigt, auf dem ein aufgeschlagenes Buch liegt, dessen linke Seite bereits mit zwei Zeilen beschrieben ist. Die Figur hält in ihrer überdimensional groß dargestellten rechten Hand eine Feder, deren Ende auf die Schrift auf dem Pergament führt. Hier lautet die rubrizierte Bildbeischrift: »Beneoit de sainte More chi tot le liure translata de latin en francois *einsi com aues oy*« (Hervorhebung B.N.).<sup>41</sup>

Textabfassungs- wie Übersetzungsvorgang werden in dieser Handschrift nicht nur bildlich dargestellt; durch die Rubrikator Kommentare sind die ›Autoren‹ Dares und Dictys sowie der ›Übersetzer‹ Benoît auch eindeutig kenntlich gemacht. Die Beischriften des Rubrikators suggerieren eine dezidierte Textgenese und Quellenabhängigkeit wie auch – unter Berufung auf die Augenzeugenschaft – einen uneingeschränkten Wahrheitsanspruch der geschilderten Ereignisse um Troja. Der Trojaner Dares habe die Geschichte bis zum Verrat der Trojaner abgefasst, der Grieche Dictys die Darstellung des Trojanischen Krieges zu Ende gebracht – beide, wie sie es mit ihren eigenen Augen wahrgenommen haben. Benoît wiederum habe die Texte vom Lateinischen ins Französische übersetzt. Zudem stellen die Rubrikatorhinweise eine Parallele her zwischen den Rezipienten als *Ohrenzeugen* von Benoîts »estoire« (»Erzählung«; Vv. 129, 138) und Dares und Dictys als *Augenzeugen* des Trojanischen Krieges. Durch die gemeinsame Visualisierung von Dares und Dictys in ihrer Funktion als Schreibende an einem Tisch wird nicht nur ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Kriegsparteien (und somit ihre potenziell unterschiedliche Wahrnehmungsperspektive auf die Ereignisse) ausgeblendet; indem Benoît gemeinsam mit ihnen auf einer Seite dargestellt wird, scheint zugleich auch die zeitliche Distanz zwischen dem Abfassen der Augenzeugenberichte und Benoîts Übersetzertätigkeit aufgehoben.

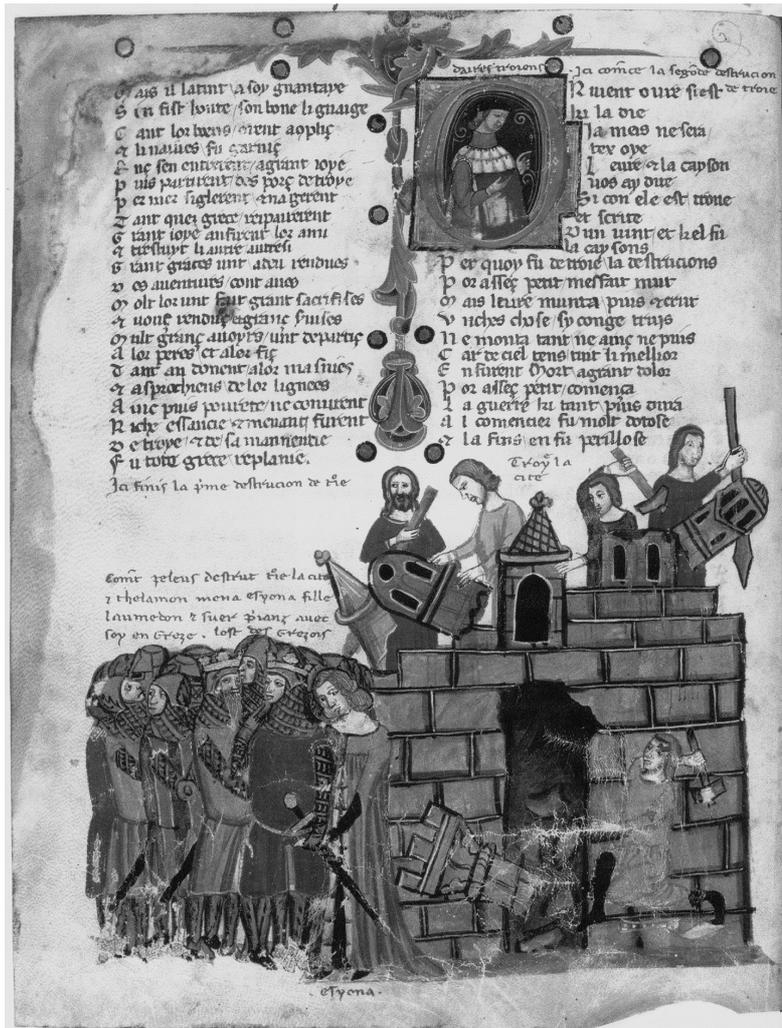


Abb. 3: Benoît de Sainte-Maure, *Roman de Troie*, Vatikan, BAV, Reg. lat. 1505 (Ende 13./Anfang 14. Jh.), fol. 21v

Wie zentral gerade der Stellenwert der vorgeblichen Augenzeugen für die Handschrift der Vaticana ist, verdeutlicht auch die Tatsache, dass sie noch eine weitere Dares-Miniatur enthält: Auf fol. 21<sup>42</sup> (Abb. 3) hebt zu Beginn der rechten Kolumne eine nach rechts gerichtete, mit beiden Händen auf die rechte Textspalte weisende, mit Hermelinkragen reich gewandete Halbfigur in einer O-Initiale die »Quelle« des nachfolgend Erzählten hervor: »daires troiens« überschreibt der Rubrikator die Figur in der Initiale, gefolgt von: »Ici comence la seconde destrucion de troie.«<sup>43</sup> Der Rubrikatorhinweis am Ende der linken Spalte auf fol. 21v lautet entsprechend: »Ici finis la prime destrucion de troie«,<sup>44</sup> während in der unteren Seitenhälfte die Zerstörung Trojas und die Entführung der Hesione visualisiert

Barbara Nitsche

114

werden.<sup>45</sup> Während Dares hier in einer historisierten Initiale ins Bild gesetzt wird und somit Text wie Illuminierung zu beglaubigen scheint, gibt es an der Stelle, die den Übergang von Benoîts ›Quelle‹ Dares zu Dictys markiert, zwar am oberen Rand der Handschrift einen Verweis auf Dictys, jedoch kein Dictys-Bild.<sup>46</sup> Dem auf trojanischer Seite beobachtenden Dares wird auf der Ebene der Miniaturen in dieser Handschrift somit – wie auch im Prolog – der Vorrang vor Dictys eingeräumt. Cornelius, der für die *translatio* von Dares' Augenzeugenbericht als so entscheidend dargestellt wird und im Prolog einen zentralen Platz erhält, bleibt im Bildprogramm dieser Handschrift hingegen ausgespart.

Dem im Prolog herausgehobenen Übersetzer und Vermittler von Dares' Augenzeugenbericht räumt die Pariser Pergamenthandschrift BN, ms. fr. 782, eine zweispaltig geschriebene, reich illustrierte Einzelhandschrift, die ca. 1330/40 in Oberitalien entstanden ist, einen gewichtigen Platz in ihren Eingangsminiaturen ein. Zwischen fol. 1r, die in ihrem ungewöhnlich reichen Bildprogramm ganz im Zeichen von Wissensaneignung, -diskussion und -*translatio* steht,<sup>47</sup> und fol. 4v, auf der unter anderem ein mit der Bildunterschrift »Beneuoiz de sainte more« versehener Gelehrter, der in einem Katheder sitzt und in einem beschriebenen Buch liest,<sup>48</sup> visualisiert wird,<sup>49</sup> findet sich auf fol. 2v (Abb. 4), in dem der Trojaerzählung vorangestellten, knapp 570 Vv. umfassenden »Résumé du Poème« (Vv. 145–714), ein »Bibliotheksbild«.

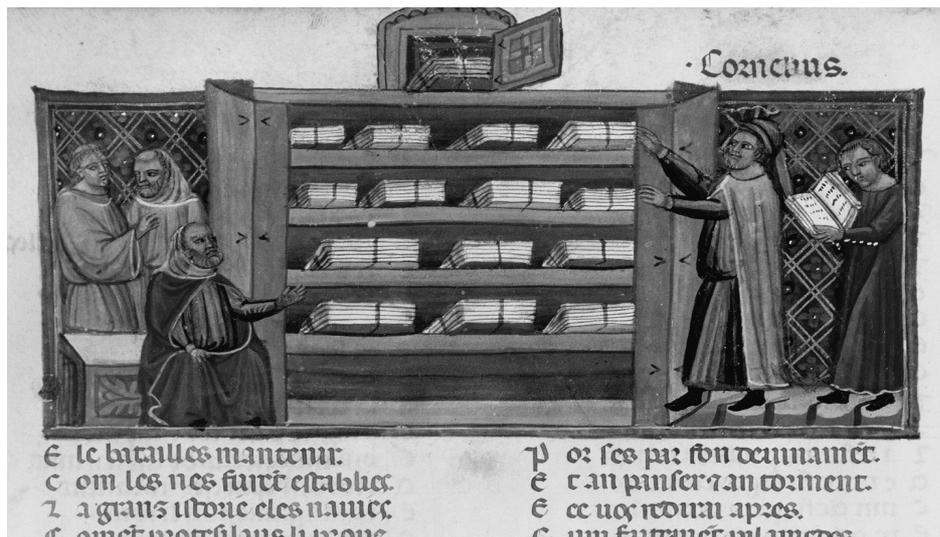


Abb. 4: Benoît de Sainte-Maure, *Roman de Troie*, Paris, BN, ms. fr. 782 (ca. 1330/40), fol. 2v (Ausschnitt)

In einem offenen Wandschrank liegen auf vier Regalbrettern insgesamt 14 rot, grün oder blau eingefasste Pergament- oder Papierbündel.<sup>50</sup> Über diesem ist in einem ebenfalls geöffneten Preziosenschränkchen ein weiteres, blau eingefasstes Bündel – »möglicherweise d[ie] Bibel«<sup>51</sup> – zu sehen. Links des Regals sind drei Klerikerfiguren abgebildet – zwei von ihnen diskutieren stehend miteinander, während die dritte von ihnen auf einer Bank sitzt und mit ihrer Linken auf das Regal mit den eingeschnürten Pergamentstapeln deutet. Auf der anderen Seite des Regals bewegen sich zwei Figuren auf das Regal zu, von denen die rechte, jüngere in einem aufgeschlagenen, beschriebenen Buch liest, während die linke mit beiden Armen auf die im Regal liegenden Bündel weist; vielleicht ist sie im Begriff, der obersten der vier Regalreihen ein Pergamentbündel zu entnehmen.<sup>52</sup> Diese Figur ist überschrieben mit dem *titulus* »Cornelius«. Wie Dietmar Rieger verdeutlicht, werden die Betrachter dieser Handschrift nachgerade dazu eingeladen, an dem in der Bibliothek gespeicherten Wissen zu partizipieren: »Zwei Gelehrte bieten dem Betrachter mit eindeutiger Gestik die auf vier Brettern liegenden [...] verschiedenfarbigen Kodizes an.«<sup>53</sup>

Keith Busby sieht in der Miniatur auf fol. 2v einen »bookshop«<sup>54</sup> und fasst sie als Indiz eines ausgedehnten Handschriftenhandels im Europa des 14. Jahrhunderts auf.<sup>55</sup> Meines Erachtens scheint hier jedoch die Auffindungslegende des Dares-Textes durch seinen im Prolog genannten »Übersetzer«, Cornelius Nepos, bildlich umgesetzt zu sein,<sup>56</sup> wobei Cornelius interessanterweise nicht bei seiner eigentlichen Übersetzertätigkeit gezeigt wird, sondern – als gelte es, den ungewöhnlichen Textentdeckungsvorgang dieses »trojanischen Augenzeugenberichtes« in der Athener Bibliothek zusätzlich visuell zu beglaubigen – bei der *Auffindung* des Dares-Textes in der Bibliothek.<sup>57</sup> Durch den unfertigen Charakter der Pergamentstapel im Regal, auf die Cornelius zeigt – es handelt sich nicht um gebundene Codices –, wird der Eindruck eines während der Kriegsturbulenzen nächtlich verfassten Berichts verstärkt. Das »Kriegstagebuch« des Dares ist auch insofern »authentisch«, als es noch keine – möglicherweise die Wahrheit verfälschenden – Buchbearbeitungsstufen durchlaufen hat. Indem dieses Bibliotheksbild in der Pariser Handschrift dem Prolog *nachgeordnet* ist, authentisiert es die in ihm formulierte Quellengenealogie noch einmal retrospektiv. Und auch die einer Bibliothek inhärente Semantik strahlt einen autorisierenden Gestus auf den Text aus, wird ihr doch »in mittelalterlichen Texten immer wieder die Rolle des Hortes der alleinigen, widerspruchsfreien Wahrheit, der »auctoritas« zugewiesen.«<sup>58</sup>

Barbara Nitsche

116

## 4.

In den beiden hier fokussierten altfranzösischen *Roman de Troie*-Handschriften kommt der Engführung zweier Beglaubigungsstrategien, Augenzeugenschaft und dem Verweis auf *auctoritas*, genauer: dem Zusammenspiel von Augenzeugenschaft, Textentstehungsgeschichte und Wissensvermittlung auf der Text- wie Bildebene eine authentisierende Funktion des Erzählten zu. Bei der Präsentation eines (weitgehend) identischen Textes werden in den betrachteten Handschriften – inhaltlich wie auch vom Layout und der Positionierung der Miniaturen innerhalb der Handschrift – höchst unterschiedliche Bildprogramme gewählt: Während die Pariser Handschrift den Schwerpunkt eher auf die Visualisierung von autorisiertem Wissen und dessen Vermittlung/*translatio studii* legt – wobei die Auffindungsgeschichte des Dares-Textes durch seinen Übersetzer Cornelius einen zentralen Platz im Bildprogramm der Handschrift erhält – und die entsprechenden Miniaturen im Zusammenhang mit dem Prolog bzw. in dessen unmittelbarer Nähe (d.h. zu Beginn der Handschrift) aufweist, entfaltet die Handschrift der Vaticana ihre Beglaubigungsstrategien, die insbesondere die vermeintlichen Augenzeugen des Trojanischen Kriegs fokussieren, über die gesamte Handschrift, so dass die entsprechenden Miniaturen, aber auch die Rubrikatorvermerke, die in der Handschrift der Vaticana eine dritte Ebene zwischen Text und Bildprogramm einziehen, das Erzählte geradezu rahmen: Bereits vor Textbeginn verweist ein Rubrikatorvermerk auf der ersten Seite auf die Augenzeugen Dares und Dictys sowie auf den Übersetzer des von ihnen Berichteten, Benoît de Sainte Maure. Am Textende schließlich präsentiert die Handschrift der Vaticana die beiden ›Augenzeugen‹ Dares und Dictys in ihrer Funktion als Schreibende wie auch Benoît, den ›Übersetzer‹ des Trojastoffs ins Altfranzösische, identifiziert diese über Beischriften und stellt dabei auch genau heraus, welchen Textpassagen bei Benoît welcher Augenzeugenbericht zugrunde liegt. Die Signifikanz, die den Augenzeugen im Bildprogramm der Handschrift der Vaticana zukommt, wird durch die Dares-Miniatur auf fol. 21v zusätzlich unterstrichen.

Bei aller Unterschiedlichkeit ist den Bildprogrammen der betrachteten Handschriften jedoch die Schlüsselposition, die schriftlich tradiertes Wissen einnimmt, gemein. So werden auch die mutmaßlichen Augenzeugen des Trojanischen Kriegs, Dares und Dictys, nicht etwa als Kämpfende oder Beobachterfiguren des Kriegs visualisiert, sondern als Schreibende. Es ist vor allem die *Buch-/Schriftautorität*, die die Bilder der Handschriften herausstellen und die eingangs des Prologs so hervorgehoben wird. Die Rezipienten der Handschriften werden zu Augenzeugen einer als wahr apostrophierten *Textentstehungs-*

*geschichte* und des mit ihr verknüpften Schreib- und Übersetzungsvorgangs. Die Miniaturen der Vaticana-Handschrift zeigen dies wohl besonders deutlich. Durch die Benoît-Figur auf fol. 232v, die mit der Beischrift »com aues oy« versehen ist, wird der Textentstehungsprozess in dieser Handschrift jedoch zusätzlich noch einmal über das *Hören* autorisiert. Die spezifische Medialität und Situierung mittelalterlicher Texte im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit wird in der Handschrift der Vaticana besonders offenkundig.<sup>59</sup>

- 1 Der altfranzösische Text wird zitiert nach: *Le Roman de Troie par Benoît de Sainte-Maure. Publié d'après tous les manuscrits connus par Léopold Constans. 6 Bde., Paris 1904–1912 (Société des anciens textes français)*. Alle Versangaben in diesem Beitrag beziehen sich auf diese Ausgabe. Da der *Roman de Troie* in keiner neuhochdeutschen Übersetzung vorliegt, wird zum besseren Verständnis der zitierten Stellen eine Arbeitsübersetzung vorgelegt. Die eingangs zitierten Textstellen lauten sinngemäß auf Neuhochdeutsch: »Dies sagt Dares« (V. 3145), »so, wie Dictys erzählt« (V. 24907), »dies sagen Dares und Dictys« (V. 30303).
- 2 Vgl. Vv. 23397–24407: »Riches chevaliers fu Ditis / E clers sages e bien apris / E sciëntos de grant memoire / Contre Daire rescris l'Estoire. / Cil fu defors en l'ost Grezeis, / Chevaliers sages e corteis; / Le uevres, si come les sot, / Mist en escrit come il mieuz pot. / Icist Ditis nos fait certains. / Saveir li quel des citeains / Porparlerent la traïson« (»Dictys war ein mächtiger Ritter / und weiser und gut unterrichteter Kleriker / und ein Gelehrter mit großem Erinnerungsvermögen: / Er schrieb die Geschichte gegen Dares [d.h. vom entgegengesetzten Standpunkt]. / Er [Dictys] war draußen im Heer der Griechen. / Er war ein weiser und höfischer Ritter: / er hat die Ereignisse so, wie er sie erfuhr, / niedergeschrieben, so gut er es vermochte. / Dieser Dictys lässt uns glaubhaft wissen, / wer die Bürger waren, / die den Verrat verabredet haben«). Im Kommentar zu ihrer Textausgabe begründen Baumgartner/Vielliard den Wechsel der Augenzeugenverweise um V. 24400 wie folgt: »À partir d'ici, Benoît recourt en effet au texte plus développé de Dictys, censé raconter l'histoire du point de vue des Grecs [...], mais il utilise encore, le cas échéant, le texte de Darès« (Benoît de Sainte-Maure: *Le Roman de Troie. Extraits du manuscrit Milan, Bibliothèque ambrosienne, D 55, édités, présentés et traduits par Emmanuelle Baumgartner et Françoise Vielliard. Ouvrage publié avec le concours du Centre National du Livre, Paris 1998 (Le Livre de Poche. Lettres gothiques 4552), S. 656*).
- 3 »[S]o, wie es der Urheber/Gewährsmann/Autor erzählt«.
- 4 »Der Titel *Roman de Troie* ist [...] mit ›Trojaroman‹ ungenau übersetzt. *Roman de Troie* heisst: Geschichte Trojas in romanischer, d.h. französischer Sprache« (Marc-René Jung: *Die französische Trojalegende im Mittelalter. Rektoratsrede gehalten von Prorektor Prof. Dr. Marc-René Jung anlässlich der 159. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1992*, in: *Jahresbericht der Universität Zürich 1991/92*, S. 5–15 (hier: S. 12)); ähnlich Elisabeth Lienert: *Deutsche Antikenromane des Mittelalters*, Berlin 2001 (Grundlagen der Germanistik 39), S. 11. Einerseits gilt der Trojastoff im mittelalterlichen Geschichtsdenken als historischer Stoff, und qua Gedanke der *translatio imperii* leiten sich von den Überlebenden des Trojanischen Krieges verschiedene Völker her, andererseits als Ursprung von Minne und Ritterschaft, was ihn näher in die Gattung des höfischen Romans rückt. Vgl. etwa Lienert: *Deutsche Antikenromane des Mittelalters*, die von der »Mediaevalisierung« [...] der Antike« (S. 13) spricht; weiterhin František Graus: *Troja und trojanische Herkunftssage im Mittelalter*, in: *Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongressakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes*, hg. v. Willi Erzgräber, Sigmaringen 1989, S. 25–43; Jan-Dirk Müller: *Das höfische Troja des deutschen Mittelalters*, in: Heinz Hofmann (Hg.): *Troia. Von Homer bis heute. Mit Beiträgen von Fabrizio Brena u.a.*, Tübingen 2004, S. 119–141; Beate Kellner: *Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter*, München 2004, hier Kap. 2: *Herkunft aus Troja* (S. 131–294).
- 5 Vgl. Penny Sullivan: *Translation and Adaptation in the Roman de Troie*, in: Glyn S. Burgess/Robert A. Taylor u.a.

Barbara Nitsche

118

- (Hg.): *The Spirit of the Court. Selected Proceedings of the Fourth Congress of the International Courtly Literature Society* (Toronto 1983), Cambridge 1985, hier S. 350–359, S. 357 zur Anzahl der Quellenberufungen.
- 6 Dictys Cretensis *Ephemeridos belli Troiani libri a Lucio Septimio ex Graeco in Latinum sermonem translati. Accedunt papyri Dictys Graeci in Aegypto inventae*, hg. v. Werner Eisenhut, Leipzig 1973 (*Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana*); Daretis Phrygii *De excidio Troiae historia*, hg. v. Ferdinand Meister, Stuttgart/Leipzig 1991 [Nachdruck der 1. Aufl. Leipzig 1873] (*Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana*). Zu diesen angeblichen Augenzeugenberichten des Trojanischen Krieges vgl. insbes.: Werner Eisenhut: Spätantike Troja-Erzählungen – mit einem Ausblick auf die mittelalterliche Troja-Literatur, in: *Mittellateinisches Jahrbuch* 18/1983, S. 1–28; Graus: *Troja und trojanische Herkunftssage* (Anm. 4); Andreas Beschorner: *Untersuchungen zu Dares Phrygius*, Tübingen 1992 (*Classica Monacensia* 4); Stefan Merkle: *Die Ephemeris belli Troiani des Diktys von Kreta*, Frankfurt/M. u.a. 1989 (*Studien zur klassischen Philologie* 44); ders.: *Troiani belli verior textus*. Die Trojaberichte des Dictys und Dares, in: Horst Brunner (Hg.): *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen*, Wiesbaden 1990 (*Wissensliteratur im Mittelalter* 3), S. 491–522; ders.: *The Truth and Nothing but the Truth: Dictys and Dares*, in: Gareth Schmeling (Hg.): *The Novel in the Ancient World*, Leiden/New York/Köln 1996, S. 563–580; ders.: *News from the past: Dictys and Dares on the Trojan War*, in: Heinz Hofmann (Hg.): *Latin Fiction. The Latin novel in context*, London/New York 1999, S. 155–166.
  - 7 Auf die Bewertung Homers wird im Folgenden noch eingegangen. Beschorner: *Untersuchungen* (Anm. 6), S. 4, sieht »[d]ie literarische Gattung des fiktionalen Augenzeugenberichtes [...] in der langen Tradition der Homerkritik.« Zur Homerkritik bereits in der Antike vgl. etwa Merkle: *Die Ephemeris* (Anm. 6), S. 35–44, zur mittelalterlichen Homerkritik etwa Graus: *Troja und trojanische Herkunftssage* (Anm. 4), S. 27 f.
  - 8 Vgl. hierzu zuletzt Müller: *Das höfische Troja* (Anm. 4), S. 122: »Die Texte des Dares und des Dictys gaben sich als authentische Geschichtsüberlieferung: *Ephemeris* meint Tagebuch (entspricht also dem lateinischen Begriff *commentarius*), und auch *Acta diurna* meinen ein von Tag zu Tag fortgesetztes Erfahrungsprotokoll. Der Tagebuchcharakter setzt Augenzeugenschaft voraus, und der Augenzeugenbericht ist die zuverlässigste Form von Geschichtsschreibung; denn der Begriff *historia* wird etymologisch mit ›sehen‹ in Verbindung gebracht.« Auch Christel Meier: *Autorschaft im 12. Jahrhundert. Persönliche Identität und Rollenkonstrukt*, in: Peter von Moos (Hg.): *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft*, Köln/Weimar/Wien 2004 (*Norm und Struktur* 23), S. 207–266 (hier: S. 208 f.), betont jüngst die Relevanz von Augenzeugenschaft für die Konzeption von Autorschaft: »In der antiken Tradition war Autorschaft konstituiert durch Schreibkompetenz (*ingenium et ars*), durch Inspiration, d.h. quasi-priesterliche höhere Weihe und Fähigkeit und – insbesondere in der Historiographie – durch die Nähe des Autors zum Berichteten, durch Autopsie, mehr oder weniger zufällige Augenzeugenschaft, schließlich [...] durch Beauftragung. Die christliche Autorschaft bedient sich dieser Muster und gewichtet sie unter ihren Prämissen um [...]. Inspiration und Beauftragung werden gewichtiger; Augenzeugenschaft bleibt qualifizierender Bestandteil in bestimmten Gattungen.«
  - 9 Jung: *Die französische Trojalegende im Mittelalter* (Anm. 4), S. 5.
  - 10 Eisenhut: *Spätantike Troja-Erzählungen* (Anm. 6), S. 15. Eisenhut betont die Gewöhnlichkeit der in der Einleitungsepistel der *Ephemeris* suggerierten Textauffindungsgeschichte: »Die Elemente der Fundgeschichte sind weder einzigartig noch neu: Christliche und nichtchristliche Legenden kennen das Wiederentdecken verschollener oder die Auffindung bislang unbekannter Schriften. Die Plausibilität im Ganzen und in den Details sollte die Authentizität bestätigen« (ebd., S. 16). Zur Topik derartiger Textauffindungsgeschichten vgl. etwa auch Merkle: *Die Ephemeris* (Anm. 6), S. 73–80.
  - 11 Graus: *Troja und trojanische Herkunftssage* (Anm. 4), S. 28.
  - 12 Eisenhut: *Spätantike Troja-Erzählungen* (Anm. 6), S. 16. Hinsichtlich der Frage der Echtheit der Dares- und Dictys-Berichte konstatiert Eisenhut: »Somit ist festzustellen, daß sich im griechischen Bereich zwar die Existenz des Diktys zeigen läßt und daß sie durch Papyri gesichert ist, daß man aber von Dares außer dem Namen keine Spur findet und daß, wenn es je eine ›phrygische Ilias‹ gegeben haben sollte, diese mit dem erhaltenen Dares-Text nichts zu tun hat. Also hat ein unbekannter Lateiner den Namen ›Dares‹ usurpiert, um damit sein eigenes Elaborat zu zieren« (ebd., S. 17).

- 13 Graus: Troja und trojanische Herkunftssage (Anm. 4), S. 28. Vgl. etwa auch Jung: Die französische Troja-  
legende (Anm. 4), S. 5.
- 14 Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarvm sive originvm. Libri XX, hg. v. W[allace] M[artin] Lindsay, 2  
Bde., Oxford 1911 (Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis), Bd. 1, Buch I, 41, 1. Vgl. zu dieser  
Textstelle, die *historia* an Augenzeugenschaft koppelt, auch Horst Wenzel: Hören und Sehen. Schrift und  
Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995 (C.H. Beck Kulturwissenschaft), S. 58. Merkle:  
Die Ephemeris (Anm. 6) verweist darauf, dass »[i]m 4. Jh. v. Chr. das Motiv der Autopsie bereits fester Be-  
standteil historiographischer Topik gewesen zu sein [scheint]« (S. 57).
- 15 Haiko Wandhoff: *velden und visieren, blüemen und florieren*: Zur Poetik der Sichtbarkeit in den höfischen  
Epen des Mittelalters, in: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 9/3 (1999), S. 586–597 (hier: S. 589 (unter Verweis  
auf Überlegungen Dennis H. Greens)).
- 16 Die entsprechende Textstelle lautet bei Isidor (Anm. 14), Bd. 1, Buch I, 42, 1: »De primis auctoribus histo-  
riarum. Historia autem apud nos primus Moyses de initio mundi conscripsit. Apud gentiles vero primus  
Dares Phrygius de Graecis et Troianis historiam edidit, quam in foliis palmarum ab eo conscriptam esse  
ferunt«. Dictys wird bei Isidor hingegen nicht erwähnt.
- 17 Horst Brunner: Vorwort, in: ders. (Hg.): Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit.  
Materialien und Untersuchungen, Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter 3), S. 3–6 (hier: S. 3). Vgl.  
hierzu auch Marc-René Jung: Die Vermittlung historischen Wissens zum Trojanerkrieg im Mittelalter, Frei-  
burg/Schweiz 2001 (Wolfgang Stammer Gastprofessur für Germanische Philologie, Vorträge, Heft 11), S. 14.
- 18 Wandhoff: *velden und visieren* (Anm. 15), S. 588.
- 19 Die Benoît-Überlieferung ist äußerst reichhaltig: Es existieren alleine 30 vollständige Handschriften –  
zahlreiche von ihnen illustriert –, hinzu kommen 28 Fragmente. Die altfranzösische *Roman de Troie*-  
Überlieferung ist ausführlich dokumentiert bei: Marc-René Jung: La légende de Troie en France au moyen  
âge. Analyse des versions françaises et bibliographie raisonnée des manuscrits, Basel/Tübingen 1996  
(Romanica Helvetica 114).
- 20 Wandhoff: *velden und visieren* (Anm. 15), S. 588, verweist – hier mit Blick auf den *Herzog Ernst B* – auf  
»die Kopplung von Augenzeugenschaft und Buchautorität [...]: Das Buch, in welches der Augenzeugenbe-  
richt eingespeichert ist, wird in seiner sichtbaren Körperlichkeit selbst zum (Ersatz-)Gegenstand authen-  
tizitätssichernder Augenwahrnehmung.«
- 21 »Salomon unterweist und sagt uns, / so liest man es in seinem Schriftwerk, / dass niemand sein Wissen  
verschweigen/verheimlichen darf«.
- 22 »[E]rstaunlicher/außergewöhnlicher/herausragender Kleriker/Gelehrter« von »großem Ruhm/Ansehen«. Homer war natürlich kein Geistlicher, aber der Begriff »clerc« suggeriert *auctoritas*. Vgl. zu dieser Termi-  
nologie auch Douglas Kelly: The conspiracy of allusion. Description, rewriting, and authorship from Macro-  
bius to medieval romance, Leiden/Boston/Köln 1999 (Studies in the history of Christian thought 97), S.  
150: »Benoît refers to his principal sources mostly as *autor*; he has no other designation for a ›writer‹  
other than *clerc*. For example, Homer and Dares are identified as ›clerks‹ because they authored their ac-  
counts of the Trojan War (*Troie* v. 45 and 99). Other writers are also distinguished as cleric«.
- 23 »[E]rstaunlicher Kleriker/Gelehrter« (V. 45); »der Sieben Freien Künste kundig« (V. 71).
- 24 »[B]edeutend«, »Angelegenheit«.
- 25 Eisenhut: Spätantike Troja-Erzählungen (Anm. 6), S. 17, konstatiert dennoch: »[Es] drängt sich der Schluß  
auf: Der lateinische Dares ist die Gegenposition zu dem auf griechischer Seite stehenden Diktys«.
- 26 »[F]ortgeführt/tradiert/dichterisch erfunden[?] und gemacht und gesagt / und mit seiner Hand die Worte  
geschrieben«.
- 27 »Hier möchte ich die Geschichte beginnen: / Dem lateinischen Text werde ich wörtlich/buchstabengetreu  
folgen, / und nichts anderes möchte ich schreiben als das, / wie ich es geschrieben finde«.
- 28 Auf Dictys greift Benoît – wie er es darstellt – erst für die Schilderung der Ereignisse zurück, die sich ab  
dem Verrat der Trojaner zutragen, d.h. von dem Zeitpunkt an, als sich Trojaner heimlich ins Lager der  
Griechen begeben und Trojas Untergang besiegeln (vgl. auch Anm. 2). Mit dem Wechsel der Örtlichkeiten  
wird gewissermaßen auch die Quelle, der ›Augenzeuge vor Ort‹, gewechselt.

Barbara Nitsche

120

- 29 Sullivan: Translation and Adaptation (Anm. 5), S. 359.
- 30 Wenzel: Hören und Sehen (Anm. 14), S. 59 (unter Verweis auf Überlegungen Klaus Grubmüllers).
- 31 Aus der Handschrift wird mit aufgelösten Abkürzungen zitiert. Übersetzt lautet die zitierte Textstelle: »Hier beginnt der Prolog der Erzählung über die Trojaner und die Griechen, gemacht [verfasst] von Dares und von Dictys und von Benoît de Sainte-Maure ins (Alt-)Französische übersetzt«. Vgl. zu fol. 1r dieser Handschrift auch Jung: La légende de Troie (Anm. 19), S. 274.
- 32 Vgl. Andrea von Hülsen-Esch: Kleider machen Leute. Zu Gruppenrepräsentation von Gelehrten im Spätmittelalter, in: Otto Gerhard Oexle/Andrea von Hülsen-Esch (Hg.): Die Repräsentation der Gruppen. Texte, Bilder, Objekte, Göttingen 1998 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 141), S. 225–257, hier S. 229 zu Pelzkragen bei Juristen in Bologna.
- 33 Mit Weisheit wird Salomon in der Bibel an verschiedener Stelle assoziiert, etwa: 1 Kg 3,2–15 (Salomons Bitte um Weisheit), 1 Kg 3,16–28 (Das salomonische Urteil).
- 34 Zu Salomon als Verfasser von Sprichwörtern und Liedern vgl. 1 Kg 5,12.
- 35 Vgl. auch die Salomon-Darstellungen in den illuminierten Handschriften Paris, BN, ms. fr. 782, fol. 1r; Paris, BN, ms. fr. 1553, fol. 2r; Paris, BN, ms. fr. 1610, fol. 1r; Wien, Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB), Cod. 2571, fol. 1r.
- 36 Jung: La légende de Troie (Anm. 19) bemerkt: »Ainsi notre manuscrit du *Roman de Troie* est le seul à mettre en vedette les noms des trois auteurs aussi bien au début qu'à la fin du texte« (S. 277). Zur bildlichen Präsentation von Textentstehungsgeschichten in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters vgl. neuerdings Ursula Peters: Werkauftrag und Buchübergabe. Textentstehungsgeschichten in Autorbildern volkssprachiger Handschriften des 12. bis 15. Jahrhunderts, in: Gerald Kapfhammer/Wolf-Dietrich Löhr/Barbara Nitsche (Hg.): Autorbilder. Zur Medialität literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Münster 2006 (Tholos 2) [im Druck].
- 37 Circe umarmt ihren Sohn Telegonus, der seinen Vater Ulixes getötet hat. Jung: La légende de Troie (Anm. 19), S. 659, konstatiert: »Le cycle se termine donc par des réconciliations.«
- 38 »Der Grieche Dictys schrieb vom Verrat bis zum Ende, und er hat es mit seinen Augen gesehen«.
- 39 »Der Trojaner Dares, der dieses Buch bis zum Verrat von Troja schrieb und [es] mit seinen Augen gesehen hat«.
- 40 Unterhalb dieser Zeilen folgen noch ein – wieder auf Altfranzösisch verfasster – »textsichernder« Schreiber- und Rubrikatorzusatz, die das Ende des Erzählten sowie die genaue Blatzzahl der Handschrift angeben und auf diese Weise nachträglichen Hinzufügungen vorbeugen: »Ci faut li romanz detroie. / Deus mantegne et doint ioie. / Celui qui le fist escrire. / Et celui qui ot pene alescrire. / Et jor et nuit isoffri granz martire. / Ci poet lom tel chose lire. / O lom deureit granz sen prendre. / Et qui raison set entendre. / Ne croie que parromanz[?] / Seit dannez nus homs uiuanz«, lautet der Schreiberzusatz, mit einigem Abstand gefolgt von dem rubrizierten Hinweis: »Icest liure ot chartes .C.C.xxxiiij.or / por la graze de Dies et saint Jaque« (fol. 232v) (»Hier endet die Erzählung von Troja (in der Volkssprache). / Gott erhalte und gebe demjenigen Freude, / der sie schreiben ließ, / und demjenigen, der die Mühe auf sich nahm, sie niederzuschreiben, / und der deshalb Tag und Nacht große Mühe litt. / Hier kann man etwas lesen, / woraus man großen geistigen Gewinn ziehen sollte, / und wer der Vernunft zugänglich ist, / glaube nicht, dass durch Erzählungen in der Volkssprache/Romane[?] / irgendein lebender Mensch Schaden nehme. // Dieses Buch hat 234 Blatt / durch Gottes und des Hl. Jakobs Gnade«). Für den Hinweis auf diesen Aspekt der Textsicherung danke ich Michael Cuntz. Zum Schreiberzusatz bemerkt Jung: La légende de Troie (Anm. 19), S. 277: »Le scribe qui a terminé la transcription ne s'est pas nommé, et s'est contenté de nous faire savoir le *granz martire* que lui a causé son labour.«
- 41 »Benoît de Sainte-Maure, der das ganze Buch vom Lateinischen ins (Alt-)Französische übertragen hat, so wie ihr gehört habt«.
- 42 Vgl. zu fol. 21v auch Jung: La légende de Troie (Anm. 19), S. 276.
- 43 »Hier beginnt die zweite Zerstörung Trojas«.
- 44 »Hier ende ich von der ersten Zerstörung Trojas«.
- 45 Auch hier spart der Rubrikator nicht mit Hinweisen: »Troye la cite« (»die Stadt Troja«) ist die Mauersze-

- nerie der Miniatur übertitelt, und über der linken, eine mit Unterschrift »esyona« (»Hesione«) versehene Frauenfigur fortführenden Gruppe von Kämpfern expliziert er: »Coment peleus destrut troie la cite et thelamon mena esyona fille laumedon et suer prianz avec soy en Greze. lost des Grezois« (»Wie Peleus die Stadt Troja zerstört und Thelamon Hesione, die Tochter Laomedons und Schwester des Priamus, mit sich nach Griechenland führt. Heer der Griechen«).
- 46 Vgl. auch Jung: *La légende de Troie* (Anm. 19), S. 276 f.: »On lit dans la marge supérieure du f. 185d, qui commence avec le vers 24393:  *Ici finist Daire troiens son livre et Ditis chevalier grezois comence coment li traitment furent ordené et com Troie fu l'autre foiz destruite et coment li Grezois tornerent en son pais*. Il n'y a pas de portrait de Dictys à cet endroit«. Mir ist nur eine Handschrift bekannt (Nottingham, University Library, Ms. Middleton LM 6, zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, eine (zumeist) zweiseitig geschriebene Sammelhandschrift, die auf fol. 1r–156r Benoïts de Sainte-Maure *Roman de Troie* enthält), die den Wechsel der »Quellen«, die Benoït für seine Trojaerzählung heranzieht, im Bildprogramm an der entsprechenden Stelle in der Handschrift markiert und eine – zwar nicht mit *titulus* explizit identifizierte, doch dem textuellen Augenzeugenwechsel unmittelbar beigeordnete – Schreiberminiatur inseriert: Auf fol. 126v stellt die Handschrift aus Nottingham den Rezipienten den nicht im Prolog erwähnten zweiten Gewährsmann für Ereignisse um Troja, Dictys, visuell vor Augen (vgl. hierzu auch Jung: *La légende de Troie* (Anm. 19), S. 130). Der Augenzeugenwechsel im Text wird somit über das Bildprogramm der Handschrift aus Nottingham zusätzlich beglaubigt.
- 47 Unter anderem visualisiert eine Mittelkolumne zwischen den beiden Schriftspalten die im Prolog erwähnten »granz livres des set arz« (»großen/wichtigen Bücher der Sieben Freien Künste«; V. 8), das schriftlich vermittelte Wissen, in Form von sieben Figuren in untereinander angeordneten Medaillons, von denen die oberen vier Figuren wie auch die unterste vor aufgeschlagenen, beschriebenen Büchern sitzen.
- 48 Hierbei handelt es sich vermutlich um das Quellenmemorieren, das sowohl als Prozess der Aneignung von Wissen als auch als kreativer Akt angesehen werden muss; vgl. hierzu Mary J. Carruthers: *The Book of Memory. A Study of Memory in Medieval Culture*, Cambridge 1990 (Cambridge Studies in Medieval Literature 10), hier insbes. Kap. 7: *Memory and the Book* (S. 221–257 u. 340–347).
- 49 Für eine ausführliche Analyse der Eingangsseiten der Pariser sowie der in Text und Bildprogramm äußerst ähnlichen Wiener *Roman de Troie*-Handschrift siehe – mit Diskussion der Forschungsliteratur – Barbara Nitsche: *Konzeptionen mehrfacher Autorschaft in altfranzösischen und mittelhochdeutschen illuminierten Trojaroman-Handschriften*, in: Kapfhammer/Löhr/Nitsche (Hg.): *Autorbilder* (Anm. 36).
- 50 Vgl. zu dieser Seite Dietmar Rieger: *Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur*, München 2002, insbes. S. 53 f. Rieger macht hier jedoch keine Papier- oder Pergamentbündel aus, sondern gebundene Bücher: »Die Buchrücken sind – wie im Mittelalter üblich – verborgen, was hier auch als Aufforderung gedeutet werden könnte, das einzelne Buch zu »öffnen«, so wie die beiden Schranktüren weit offenstehen« (ebd.).
- 51 Ebd., S. 54.
- 52 Vgl. Hermann Julius Hermann: *Die italienischen Handschriften des Dugento und Trecento*. 2. Oberitalienische Handschriften der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Mit 51 Lichtdrucktafeln, davon 2 farbig, Leipzig 1929 (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich, N.F. 5.2), S. 139, allerdings mit Blick auf die im Bildprogramm äußerst ähnliche Wiener Handschrift.
- 53 Rieger: *Imaginäre Bibliotheken* (Anm. 50), S. 53.
- 54 Keith Busby: *Codex and Context. Reading Old French Verse Narrative in Manuscript*. 2 Bde., Amsterdam/New York 2002 (Faux Titre 221/222), Bd. 1, S. 608.
- 55 Vgl. ebd., S. 608–611. Das Kapitel, in dem sich Busby mit dieser *Roman de Troie*-Handschrift befasst, lautet programmatisch: *The Geography of the Codex*.
- 56 So argumentieren, allerdings mit Blick auf die im Bildprogramm sehr ähnliche Wiener Handschrift (ÖNB, Cod. 2571), auch Jung: *La légende de Troie* (Anm. 19), S. 300, sowie Dagmar Thoss in: Benoït de Sainte-Maure. *Roman de Troie* (Österreichische Nationalbibliothek, Wien, Codex 2571). *Farbmikrofiche-Edition*. Einleitung u. kodikologische Beschreibung v. Dagmar Thoss, München 1989 (Codices illuminati medii aevi 10), S. 23.

Barbara Nitsche

122

- 57 Rieger: Imaginäre Bibliotheken (Anm. 50), S. 53, verdeutlicht allerdings, dass in den meisten Fällen des »Verweise[s] auf ein livreskes Fundstück und seinen Fundort, die ›Bibliothek‹, das Finden mit dem Übersetzen korreliert ist.«
- 58 Ebd., S. 44. Rieger sieht demzufolge die Miniatur auf fol. 2v »unter dem Zeichen der Initiation: Die Öffnung der an sich hermetisch abgeschlossenen, das heilige Wissen speichernden Bibliothek bedeutet für denjenigen, der als ihrer würdig erkannt ist, Teilhabe an diesem Wissen und damit auch Teilnahme an der mit diesem verbundenen Macht. Den Bücherschrank zu öffnen, meint darüber hinaus aber in mittelalterlicher Bildlichkeit auch und gerade einen Zugang zur Memoria zu finden, welcher [...] die Schrankmetapher attribuiert wird« (S. 54).
- 59 Für ihre Hilfe mit der altfranzösischen Sprache danke ich Barbara Ventarola und Michael Cuntz, für ihre kunsthistorischen Hinweise Friederike Wille und Wolf-Dietrich Löhr; Ursula Peters möchte ich für die kritische Lektüre sehr herzlich danken.

**Tal Golan**  
**AUS DER SEELE SPRECHEN: RECHT, PSYCHOLOGIE UND**  
**DAS BEWEISMATERIAL VOM SCHAUPLATZ DER PSYCHE UM 1900**

**EINLEITUNG**

Dieser Aufsatz erzählt von den Anstrengungen, welche die Experimentalpsychologie des frühen 20. Jahrhunderts unternahm, um sich Zugang zu den Gerichtssälen der Vereinigten Staaten zu verschaffen. Zur Verwirklichung dieses Ziels stellten die Experimentalpsychologen das traditionelle Vertrauen des Gerichts in die auf persönlicher Integrität und Beobachtung beruhende Glaubwürdigkeit menschlicher Zeugenaussagen in Frage. Ihr Argument lautete, dass den Zeugen selbst dann nicht mehr zu trauen war, wenn ihr Wille zur Aufrichtigkeit außer Frage stand, weil sie von unbewussten inneren Beweggründen angetrieben und in ihrer Wahrnehmung einer Vielzahl von Fehlern unterworfen waren. Indem die Psychologen die Notwendigkeit betonten, die Psyche (*mind*) des Zeugen eingehend zu untersuchen, trachteten sie danach, die juristische Rede über die Evidenz des Beweismaterials<sup>1</sup> neu zu definieren. Es war nicht mehr länger ausschließlich der Schauplatz des Verbrechens, sondern auch der innere Schauplatz der Psyche des Tatzeugen, den es zu rekonstruieren und auszuwerten galt.

Der Berufsstand der Juristen in den USA blieb sehr zögerlich, wenn es darum ging, seine Verfahren der Behandlung von Zeugen und Zeugenaussagen dem Blick der Experimentalpsychologie auszusetzen. Die Richter mögen bereit gewesen sein, Psychologen außerhalb des Gerichtssaals zu menschlichen Bewusstseinsvorgängen zu konsultieren, jedoch nicht innerhalb desselben. Insbesondere lehnten sie es ab, die Existenz eines psychologischen Subjekts anzuerkennen, das unfähig war, die es umgebende Welt oder seine innere Vorstellungswelt fehlerfrei wahrzunehmen, über sie zu berichten oder zu urteilen. Das Rechtssubjekt handelte zielgerichtet und seine Gegebenheiten ließen sich nicht durch deterministische Formeln erfassen. Letztendlich bestand das Gericht darauf, menschliche und gesellschaftliche Phänomene gemäß der ontologischen Substanz zu erklären, auf der es selbst beruhte: Eine autonome, kausale Handlungsinstanz, die über einen freien Willen verfügt und aus eigenem Antrieb handelt. Aus dieser Konstellation entbrannte ein interessanter Kampf um die Deutungshoheit zwischen Juristen und Psychologen, der sich um eine ganze Reihe von Fragen drehte: Wer war in menschlichen Belangen der kompetentere Experte? Welches Labor war das kompetentere – das des Psychologen in seinem

Tal Golan

124

Elfenbeinturm oder das des Richters im Gerichtssaal? Und wessen Sprachgebrauch war angemessener – der juristische, in dem von Werten und Zielen, oder der wissenschaftliche, in dem von Zahlen und Mechanismen die Rede war?

#### PSYCHOLOGIE DER ZEUGENAUSSAGE

Obwohl sich unsere Geschichte auf Amerika konzentriert, müssen wir mit ihr in Europa einsetzen, wo die Psychologie der Zeugenaussage erstmals im späten 19. Jahrhundert auf den Plan trat. Der österreichische Jurist und Kriminologe Hans Gross erkannte als erster klar die Herausforderung, welche die Psychologie für das Rechtswesen darstellte. Gross' Klassiker *Kriminalpsychologie* von 1897 eröffnete eine neue Richtung in der reichen europäischen Tradition der Kriminalpsychologie und -anthropologie, die sich bis dahin ausschließlich mit der Psychopathologie und der Naturgeschichte der Psyche des Verbrechers (*criminal mind*) befasst hatte: »Das Verbrechen existiert freilich objektiv«, schrieb Gross.

[A]ber für uns existiert jedes Verbrechen doch nur so, wie wir es wahrnehmen, so wie es uns nach allen Mitteln, die uns die Strafprozessordnung gestattet, zur Kenntnis kommt. Alle diese Mittel beruhen aber auf sinnlicher Wahrnehmung, auf der Wahrnehmung durch den Richter und seine Hilfsorgane, durch Zeugen, Beschuldigte und Sachverständige; diese Wahrnehmungen müssen psychisch bewertet werden. [...] Wir müssen es wissen, wie wir und die Zeugen und die Sachverständigen und die Beschuldigten selbst beobachten und wahrnehmen, wir müssen wissen, wie sie denken, reimen und beweisen, wir müssen in Rechnung bringen, wie verschieden die Menschen auffassen und wahrnehmen, welche Irrtümer und Täuschungen unterlaufen können, wie sich die Leute erinnern und im Gedächtnis behalten, wie verschieden alles zugeht nach Alter, Geschlecht, Natur und Kultur.<sup>2</sup>

Gross' Plädoyer für eine neue psychojuristische Wissenschaft wurde in Frankreich von Alfred Binet, Direktor des psychologischen Labors an der Sorbonne, aufgenommen. Im Jahr 1900 stellte dieser die Ergebnisse seiner Experimente zum Einfluss von Suggestionen auf Beobachtung und Erinnerung vor, machte auf ihre juristische Verwendbarkeit aufmerksam und verwies auf »den Vorteil, der aus der Institution einer praktischen Wissenschaft von der Zeugenaussage erwächse«.<sup>3</sup> Kurz darauf ging William Stern in Breslau an die Umsetzung die-

ses Vorhabens. Indem er fragte, welcher Personentyp sich am besten für Zeugenaussagen eignete, legte Stern einen Maßstab für ›Suggestibilität‹ fest und versuchte, in einer Reihe systematischer Experimente dessen Abhängigkeit von Variablen wie Geschlecht, Alter, Ausbildung und anderen zu ermitteln. Zu diesem Zweck entwickelte er, was später die paradigmatischen *Aussage*<sup>4</sup>-Experimente werden sollten. Den Versuchspersonen wurden Bilder gezeigt oder sie wurden in ein simuliertes Ereignis verwickelt und anschließend mittels verschiedener Befragungsmethoden in einer Reihe von suggestiven Kontexten aufgefordert, sich an die Einzelheiten zu erinnern.<sup>5</sup>

Eine zweite Versuchskategorie, die aus den Aussage-Experimenten hervorging, verband den 1879 von Sir Francis Galton eingeführten ›Assoziations-test‹ mit den Reaktionszeit-Techniken, die in den 1880ern entwickelt worden waren.<sup>6</sup> Im Assoziationstest wurde die Testperson mit einer Wortgruppe konfrontiert und dazu aufgefordert, jeweils den ersten Gedanken zu äußern, den ein Wort hervorrief. Galton hatte ihn entwickelt, um die Verzerrungen auszuschalten, die bei der Untersuchung der geistigen Assoziationsfähigkeit durch die bewusste Introspektion hervorgerufen werden. Die Reaktionsexperimente, in denen Bewusstseinsprozesse wie Willensentscheidung, Aufmerksamkeit und Unterscheidung auf tausendstel Sekunden genau gestoppt wurden, erschienen in den 1880ern als das große neuartige Werkzeug der ›Neuen Psychologie‹, das zur exakten chronometrischen Erfassung der Psyche führen würde. Zwei Jahrzehnte danach kombinierten junge Wissenschaftler wie Carl Jung und Max Wertheimer die zwei Verfahren in der Hoffnung, die Schuld eines Angeklagten durch die Chronometrie von Assoziationen zu bestimmen. Die zu Grunde liegende Theorie, die man auch mit der Psychoanalyse teilte, war, dass emotional besetzte Ideenkomplexe sich durch charakteristische unwillkürliche Störungen offenbaren, die sie im Bewusstsein hervorrufen. Bei der Anwendung des Aussage-Tests ging die Testperson eine sorgfältig ausgearbeitete Liste von Wörtern durch. Die für die erste passende Antwort benötigte Zeit wurde gemessen und man achtete darauf, ob Verzögerungen und Unregelmäßigkeiten bei Assoziationen auftraten, die mit dem Verbrechen in Zusammenhang standen.<sup>7</sup>

So hatte sich um die Wende zum 20. Jahrhundert neben den florierenden Zweigen der erziehenden und der therapeutischen Psychologie auch das Feld der angewandten Psychologie der Aussage herausgebildet. Ihr Hauptanliegen bestand darin, die Exaktheit menschlicher Zeugenaussagen und die Bedingungen, von denen diese Exaktheit abhängt, zu bestimmen und Beamte aus Polizei und Rechtswesen hinsichtlich der Fehlbarkeit kognitiver Prozesse zu schulen. 1903 gründete Stern die Zeitschrift *Beiträge zur Psychologie der Aussage*, die

Tal Golan

126

rasch zum offiziellen Sprachrohr auf diesem neuen Gebiet avancierte.<sup>8</sup> 1906 stellten Binet und Édouard Claparède die deutschen Ergebnisse im Bereich der Psychologie der Aussage auf den Seiten der *Année Psychologique* vor und wiederholten die Forderung nach einer »science psycho-judiciaire«.<sup>9</sup> In Deutschland, Österreich und Frankreich schien man das Gefühl zu haben, dass systematische experimentelle Untersuchungen es den Psychologen schon in einer nahen Zukunft erlauben würden, Schuld festzustellen und menschliche Aussagen auf einer Skala der Zuverlässigkeit einzuordnen.<sup>10</sup>

Während die Rechtspsychologie auf dem europäischen Kontinent Fortschritte machte, blieb die Beschäftigung mit ihr in Ländern mit Gewohnheitsrecht außergewöhnlich.<sup>11</sup> 1906 beklagte der Verfasser des ersten auf Englisch geschriebenen Buchs über Rechtspsychologie, die Berufsjuristen hätten »ihre Schlussfolgerungen über die menschliche Psyche [noch] erzielt, bevor die Psychologie als Wissenschaft existierte und sie scheinen sich nicht klar zu machen, dass diese alten Vorstellungen nun revidiert werden müssen«.<sup>12</sup> Insgesamt galt, wie ein Amerikanischer Experte für psychologische Tests 1909 bemerkte: »English and American investigators are conspicuous by their absence from the field of legal psychology«.<sup>13</sup> Der einzige nennenswerte amerikanische Experimentalwissenschaftler, der die Arbeit auf dem Gebiet der Psychologie der Aussage aufnahm, war der deutsche Auswanderer Hugo Münsterberg in seinem Labor in Harvard.

#### MÜNSTERBERGS KAMPAGNE

Münsterberg promovierte 1885 in Wilhelm Wundts Leipziger Labor in Psychophysiologie. Nachdem er zusätzlich 1887 in Heidelberg einen Dokortitel in Medizin erworben hatte, zog er nach Freiburg, wo er ein psychologisches Labor aufbaute, das rasch als Hochburg des positivistischen Flügels der Experimentalpsychologie Anerkennung fand.<sup>14</sup> Sein Reduktionismus brachte Münsterberg allerdings erbitterte Kritik seitens der etablierten Führer der deutschen Psychologie ein, stieß dafür aber in der angloamerikanischen Welt auf weitaus größere Wertschätzung.<sup>15</sup> Einer der enthusiastischsten Anhänger Münsterbergs war William James aus Harvard, damals der aufgehende Stern am Himmel der US-amerikanischen Psychologie. Da er sich der Schwierigkeiten bewusst war, mit denen Münsterberg zu Hause zu kämpfen hatte, lud James ihn ein, das experimentalpsychologische Forschungsprogramm in Harvard zu leiten.<sup>16</sup> Münsterberg kam im Herbst 1892 nach Harvard und es sollte nicht lange dauern, bis sein Labor als eines der bedeutendsten in den Vereinigten Staaten galt.<sup>17</sup>

Münsterberg ist in den Chroniken der Psychologie als der Vater der amerikanischen Arbeits- und Betriebspsychologie kanonisiert worden. Gleichwohl interessierte er sich auch sehr intensiv für Rechtspsychologie. In seinen Augen fehlte es aber an ernsthafter Aufmerksamkeit seitens der juristischen Fachwelt. Aus Frustration darüber entschied sich Münsterberg Anfang 1907, eine öffentliche Kampagne mit dem Ziel zu lancieren, ein breites Interesse an den Errungenschaften der Psychologie der Zeugenaussage zu wecken. Seine ersten drei Artikel erschienen in populären Sonntagsmagazinen und diskutierten den Fortschritt der neuen Wissenschaft, »die in Deutschland ihren Anfang genommen hat und sich rasant in den psychologischen Labors auf der ganzen Welt verbreitet hat«. <sup>18</sup> In Amerika, so schrieb Münsterberg, »ist sich die praktische Jurisprudenz dessen im Großen und Ganzen noch nicht bewusst«. <sup>19</sup> Dies sollte allerdings nicht mehr lange so bleiben. Sobald sie die Analyseverfahren der modernsten Versuchsmethoden anwendete, sich an den damaligen Standards des Beweisens (*proof*) ausrichtete und in ihren Beurteilungen die Kriterien anlegte, die allgemein bei der Untersuchung von Beweismaterial Gültigkeit hatten, sollte die neue Wissenschaft der Psychologie der Aussage ein unverzichtbares Hilfsmittel auch der amerikanischen Justiz werden. <sup>20</sup>

Münsterbergs eingängige und allgemeinverständliche Artikel über die Psychologie der Aussage fanden große Aufmerksamkeit und im Juni des Jahres 1907 beauftragte *McClure's Magazine* ihn damit, einen Essay über einen sensationsträchtigen Mordprozess in Idaho zu schreiben. Zu Beginn jenes Jahres war Frank Steunenberg, ein ehemaliger Gouverneur des Staates und prominenter Gegner einer gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft, ermordet worden. Die Behörden nahmen einen gewissen Harry Orchard fest, der nicht nur diesen Mord gestand, sondern noch eine Reihe weiterer, mit denen ihn angeblich Bill Haywood, einer der Führer der neu gegründeten Gewerkschaft Industrial Workers of the World sowie andere aus dem engsten Zirkel radikaler Arbeitervereine beauftragt hatten. Das Geständnis führte zu einer Gerichtsverhandlung, die den Höhepunkt fast ein Jahrzehnt währender gewaltsamer Auseinandersetzungen in der Arbeitswelt bildete und für die internationale Protestbewegung der Arbeiter sofort Symbolcharakter bekam. <sup>21</sup>

Münsterberg trotzte also im Juni des Jahres 1907 dem allgemeinen Druck und reiste nach Boise, Idaho, wo er vier Tage in sechs Gerichtsverhandlungen damit zubrachte, zu beobachten wie »die zwölf Geschworenen alle in ihrem eigenen Rhythmus in zwölf Schaukelstühlen wippten«. <sup>22</sup> Anschließend fuhr ihn der Gouverneur von Idaho, Frank Gooding, mit einem Kofferraum voller wissenschaftlicher Instrumente in das Staatsgefängnis, wo er die Erlaubnis erhielt,

Tal Golan

128

sieben Stunden lang inoffiziell verschiedene Tests mit Harry Orchard durchzuführen und so zu versuchen, den Wahrheitsgehalt seiner Zeugenaussage zu bewerten. Orchard bestand den Test mit Bravour. »So weit es die objektiven Tatsachen betrifft«, fasste Münsterberg seine Ergebnisse zusammen, »waren meine wenigen Stunden des Experimentierens überzeugender als irgendetwas, das in all diesen Prozesswochen dargelegt wurde«. <sup>23</sup>

Auf der Zugfahrt zurück nach Massachusetts enthüllte Münsterberg seine Befunde einem glücklichen Reporter, der ihm zufällig im Zug begegnete. Am nächsten Tag wurde er im ganzen Land mit der Aussage zitiert, dass »jedes Wort von Orchards Geständnis wahr ist«. <sup>24</sup> Scharen von Reportern waren begierig zu erfahren, wie der Professor zu seinen Schlussfolgerungen gelangt war. Die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Tests, der die Psyche durchdringen und arglistige Täuschung aufdecken konnte, regte ihre Phantasie an und sie stürzten sich geradezu auf das Thema. Die Meldung wurde sofort zur Sensation und der Mythos des Lügendetektors war geboren.

Ein langer Artikel im *New York Herald*, den ein junger Kollege Münsterbergs verfasste, beschrieb mithilfe von Illustrationen die Apparate, die Psychologen zur Aufdeckung arglistiger Täuschungen verwendeten. Dazu gehörten der Automatograph, der unwillkürliche Bewegungen aufzeichnete, der Sphygmograph, der die Herzschläge, und der Pneumograph, der die Frequenz und den Rhythmus der Atmung aufzeichnete. Der Artikel wurde in anderen Zeitungen wieder abgedruckt und nach London telegraphiert, wo er als die Beschreibung des »crowning life work« <sup>25</sup> des Psychologen aus Harvard dargestellt wurde, der die neue Maschinerie zur Entlarvung von Lügen erfunden hatte. Die gewichtigen Neuigkeiten gelangten auch nach Frankreich, wo die Auswirkungen dieser neuen Technologie für die Aufdeckung von Liebesaffären ausführlich diskutiert wurden. Das Wort »Handgelenk« wurde versehentlich als »Rücken« übersetzt, so dass der Eindruck entstand, der dämonische Sphygmograph werde auf dem Rücken des Opfers festgeschnallt, um seine Wahrhaftigkeit zu überprüfen. <sup>26</sup>

So wurde die Sache zu einer sensationellen öffentlichen Angelegenheit, noch bevor das Urteil im Prozess von Idaho verkündet worden war. Münsterberg, der ein Gerichtsverfahren gegen sich befürchtete, bat *McClure's Magazine*, die Veröffentlichung seines Aufsatzes über Orchard bis zur Verkündung des Urteils aufzuschieben. Ende Juli sprachen die Prozessgeschworenen, die Orchards Geständnis und Zeugenaussage misstrauten, Haywood frei. Münsterberg beschloss, seinen Artikel ganz zurückzuziehen. Stattdessen veröffentlichte er in der Septemбераusgabe von *McClure's* einen leidenschaftlichen Beitrag über die

Bedeutung der Psychologie für den Verlauf von Gerichtsverfahren. Er warnte vor »dem blinden Vertrauen in die Beobachtungsgabe des durchschnittlichen und normalen Mannes« und behauptete, dass die Geschworenen und der Richter nicht über das notwendige Wissen verfügen, um das in den Beobachtungen der Zeugen vorherrschende Chaos zu ordnen. »Gibt das Gericht sich ausreichend Mühe, die Fähigkeiten und Gewohnheiten zu überprüfen, mit denen der Zeuge sich durch die Welt bewegt, die er zu beobachten wähnt?«, fragte Münsterberg rhetorisch.<sup>27</sup>

The study of these powers no longer lies outside of the realm of science. The progress of experimental psychology makes it an absurd incongruity that the State should devote its fullest energy to the clearing up of all the physical happenings, but should never ask the psychological expert to determine the value of the factor which becomes most influential – the mind of the witness.<sup>28</sup>

Charles Moore, ein prominenter Rechtsgelehrter, nahm Anstoß am didaktischen Ton, den der Psychologieprofessor anschlug. Moore war viele Jahre mit der gewaltigen Aufgabe beschäftigt gewesen, gut 2000 dicke Bände von Rechtsgutachten nach ungehobenen psychologischen Schätzen zu durchforsten, die tief in den Urteilsbegründungen (*opinion*) der erfahrenen Richter versteckt lagen. Während die Veröffentlichung des Resultats seiner mühevollen Arbeit in Gestalt eines zweibändigen *Treatise on Facts* unmittelbar bevorstand, nahm es Moore auf sich, den Berufsstand der Juristen gegen den anmaßenden Eindringling und seine ungerechtfertigte Anschuldigung zu verteidigen, das Gericht verfüge nur über unzulängliche psychologische Kenntnisse.<sup>29</sup> Wie Moore erklärte, hatte Münsterberg nicht »im entferntesten eine Vorstellung von den Verfahren, mit denen Richter zu ihren Schlussfolgerungen zu gelangen pflegen« und dies führe ihn dazu, »den Wert, den die Gerichte unmittelbaren Zeugenaussagen beimessen«,<sup>30</sup> völlig überzubewerten. Tatsächlich hätten die Richter alle Probleme, auf die Münsterberg anspielte, und noch viele weitere berücksichtigt. Schließlich besäße der Prozessrichter das beste aller möglichen psychologischen Labore – den Gerichtssaal selbst, wo »er Jahr für Jahr Versuche mit lebensnahen und schwerwiegenden Auswirkungen selbst durchführt oder diesen vorsitzt«, weshalb er der wahre Experimentalpsychologe sei und daher »auf beinahe jedem Gebiet, das einen näheren und praktischen Bezug zur Frage der Vertrauenswürdigkeit von im Gerichtssaal gemachten Zeugenaussagen besitzt, die Richter die Psychologen meilenweit schlagen«.<sup>31</sup>

Tal Golan

130

Münsterbergs Antwort ließ nicht auf sich warten. Er ließe sich, wie er in einem Brief an die wichtige Rechtszeitschrift *Law Notes* schrieb, nicht abschrecken von »Anwälten, die plötzlich mit dem Finger auf meinen psychologischen Radikalismus und meine Boulevardblatt-Demagogie zeigen«. <sup>32</sup> Es erschienen also fleißig weitere Artikel und bis zum März 1908 hatte Münsterberg vier weitere Beiträge für populäre Zeitschriften veröffentlicht, in denen die amerikanische Öffentlichkeit mit den Lehren der *Psychologie der Aussage* bekannt gemacht wurde. »Es gibt niemanden, der eine Zunahme der Zahl der Experten in unseren Strafgerichtshöfen wünscht«, <sup>33</sup> schrieb er. Und dennoch: »Der Gedanke eines psychologischen Experten bei Gericht kann nicht mehr aus der öffentlichen Debatte zurückgenommen werden. Das psychische Leben – Wahrnehmung und Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Denken, Gefühl und Willen – spielt eine zu wichtige Rolle im Gerichtssaal, als dass man den Rat jener ablehnen könnte, die ihre Arbeit dem Studium dieser Funktionen gewidmet haben«. <sup>34</sup> Aber »[w]ährend das Gericht in vollem Umfang Gebrauch von allen modernen wissenschaftlichen Methoden macht, wenn beispielsweise ein getrockneter Blutstropfen in einem Mordfall untersucht werden muss«, <sup>35</sup> gibt unglücklicherweise »dasselbe Gericht sich völlig mit den unwissenschaftlichsten und willkürlichsten Methoden von gewöhnlicher Voreingenommenheit und Ignoranz zufrieden, wenn es darum geht, eine Hervorbringung der Psyche [...] zu untersuchen«. <sup>36</sup>

Die Kampagne schien Erfolg zu haben. Plötzlich lag das Thema der Rechtspsychologie in der Luft, »Psychology and Law« schien das Tagesthema zu sein, und Münsterberg, »der das Wissen um die Wahrheit auf eine exakte Wissenschaft zurückführte«, war sehr gefragt als Redner in allen Clubs und Gesellschaften, die darauf brannten, etwas über die avanciertesten Ideen der Wissenschaft zu hören. <sup>37</sup> Im Dezember des Jahres 1907 wurde Münsterberg zum Präsidenten der American Philosophical Association gewählt. Im März 1908 wurden seine acht populären Artikel über Rechtspsychologie in überarbeiteter Form in einem Band mit dem Titel *On the Witness Stand* neu aufgelegt, der dank der vorangehenden Kontroversen ein Publikumserfolg wurde und zahlreiche Auflagen sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in Großbritannien erfuhr.

#### WIGMORES PAMPHLET

Professor John Henry Wigmore, Dekan der Northwestern Law School, dessen monumentaler, mehrbändiger *Treatise on the System of Evidence* ihn zur füh-

renden Autorität seiner Generation auf dem Gebiet des Beweismaterials machte, hatte mit wachsender Verärgerung beobachtet, wie Münsterberg seine Öffentlichkeitskampagne entfaltete. Wigmore kultivierte ein lebhaftes Interesse für die aufkommenden forensischen Wissenschaften und hielt sich besonders viel auf seine progressiven Einstellungen gegenüber den Wissenschaften zugute. Münsterbergs Buch, das die juristische Gemeinschaft der Ignoranz anklagte und sie als ein Hindernis für den Fortschritt der Wissenschaften darstellte, erboste ihn. Stand er Münsterbergs Behauptungen ohnehin schon höchst skeptisch gegenüber, war sein juristischer Verstand vor allem Dingen irritiert, weil Münsterberg beständig die Angabe seiner Quellen für alle angeführten »easily available data«<sup>38</sup> schuldig blieb. Wigmore erwartete, dass andere professionelle Psychologen Münsterbergs Behauptungen prüfen würden. Jedoch kündigte sich nichts dergleichen an. Unterdessen befragten ihn Studenten wie Kollegen häufig zu die Psychologie der Aussage betreffenden Fakten. Weil er es müde war, mit »Ich weiß es nicht« zu antworten, beschloss Wigmore schließlich, sich selbst an die Aufgabe zu wagen. Ausgestattet mit ausreichenden Kenntnissen mehrerer europäischer Sprachen, verbrachte Wigmore 1908 einen Großteil seiner Freizeit in den Bibliotheken von Chicago, wo er sich einen Überblick über die umfangreiche kontinentale psychologische Literatur verschaffte und sich mit einem Großteil der Arbeiten vertraut machte, auf die sich Münsterberg ständig bezog. Am Ende des Jahres war er bereit, wie er Münsterberg im Voraus wissen ließ, »to poke some fun at your indictment of us«.<sup>39</sup>

Im Februar 1909 veröffentlichte Wigmore einen bissigen Artikel mit dem Untertitel »A Report on the Case of Cockstone v. Münsterberg«, in dem er von einem imaginären Beleidigungsprozess gegen Münsterberg berichtete. Die Klage wurde am ersten April beim Supreme Court von Wundt County eingereicht. Der Name des Klägers, Cockstone, setzte sich aus denen von Coke und von Blackstone zusammen, zweier Giganten des Gewohnheitsrechts.<sup>40</sup> Der Verteidiger war Mr. R.E. Search, seine Assistenten hießen Mr. X. Perry Ment und Mr. Si Kist [Herr Seelenklempner]. Der Angeklagte selbst war ein Ausländer (Wigmores unfreundlichster Seitenhieb), der nach Windyville [Windbeutelhausen] (das war Chicago) kam, um zwei Vorlesungen zu halten. Bei der ersten sprach er zur »Ambitious Affratellation of Office Boys« [die Ehrgeizige Bruderschaft der Laufburschen] und behandelte die stets gleichbleibende psychologische Verbindung zwischen der Persönlichkeit des Bürovorstehers und der Anzahl des Buchstabens M auf den Papierschnipseln im Papierkorb. Der zweite mit dem Titel »Studies in Domestic Psy-collar-gy« [Psychologische Studien für den Hausgebrauch und jede Kragenweite] war an den Ehrenwerten Orden in Vororten

Tal Golan

132

wohnhafter *Dames*<sup>41</sup> gerichtet und handelte von einer Methode, verlorene Krakenknöpfe aufzuspüren.<sup>42</sup>

Den Autor des Buchs *On the Witness Stand* in den Zeugenstand zu rufen, verlieh dem Artikel eine weitere und nicht seine schwächste satirische Note. Allerdings wurde der Artikel an dieser Stelle auch ernst. Mit der erklärten Absicht, die Ehre des juristischen Berufsstands zu verteidigen, nahm der Anwalt des Klägers, Simplicissimus Tyro (der schlichteste Anfänger) den Beklagten zu jeder seiner Behauptungen ins Kreuzverhör und erklärte sie eine nach der anderen für null und nichtig. Unter Vorlage einer ausführlichen Bibliographie von 127 psychologischen Titeln in fünf Sprachen demonstrierte Wigmore, der dabei seine Gelehrsamkeit und seinen rhetorischen Esprit grandios entfaltete, das zarte Alter und den kindischen Charakter der Psychologie, wie sie sich in ihren ungestümen Pauschalisierungen, inneren Widersprüchen und ihren abstrusen Gedanken offenbarten. Durch die Betonung der Tatsache, dass die Psychologie noch in den Kinderschuhen steckte, konnte Wigmore suggerieren, dass es noch zu früh sei, um sich ihrer im Gerichtssaal zu bedienen, ohne selbst ausdrücklich diesen Schluss ziehen und für ihn einstehen zu müssen. Dieser Schachzug erlaubte es ihm auch, das Rechtssystem als Institution darzustellen, die nicht bloß völlig schuldlos der Vernachlässigung der Psychologie verdächtigt wurde, sondern die sogar begierig auf deren Dienste wartete, während diese ihr unhaltbare Versprechungen machte.

Wigmores beißender Angriff auf Münsterberg hinterließ bei der amerikanischen Rechtspsychologie einen mächtigen Eindruck. Einem Bericht von 1927 zufolge »haben die Psychologen sich seit der Abfuhr, die sich Professor Münsterberg geholt hat, ziemlich vor dem Rechtswesen in Acht genommen haben.«<sup>43</sup> Da Wigmores Artikel einen ausgezeichneten Überblick über das Forschungsgebiet gab, wollte es die Ironie des Schicksals, dass er sich schnell großer Beliebtheit unter Psychologen und Universitätsdozenten erfreute, die ihn für ihre Leselisten ausschlachteten.<sup>44</sup>

Sich über Münsterberg lustig zu machen, stellte die Ernsthaften jedoch nicht zufrieden. Sicherlich war Münsterbergs Stil anmaßend und viele seiner Lösungsversuche waren unausgereift. Gleichwohl schien er wahrhaftig die Büchse der Pandora geöffnet zu haben. Und der erste Geist, der herauskam – in Form eines Zeugen, der unfähig war, die ihn umgebende Welt oder seine Vorstellungen zuverlässig und fehlerfrei wahrzunehmen, über sie zu berichten oder zu urteilen – beunruhigte die juristische Gemeinschaft ernstlich. Denn die führende US-amerikanische Abhandlung des 19. Jahrhunderts über Beweismaterial hatte erklärt:

Evidence rests upon our faith in human testimony as sanctioned by experience, that is, upon the general experience of the truth of the statements of men of integrity, having capacity and opportunity for observation, and without apparent influence from passion, or interest to pervert the truth [...] It is upon this faith in the credibility of human testimony that the court or jury in a trial are largely obliged to rely.<sup>45</sup>

Wenn also die Psychologie der Aussage Recht damit hatte, dass »selbst die günstigsten Bedingungen für Zeugenschaft und Erinnerung Menschen nicht vor Einbildungen mehr oder weniger gravierender Natur bewahren können«,<sup>46</sup> dann legte sie eine grundlegende Schwäche im zentralen juristischen Dogma bloß, demzufolge die äußere Welt mittels der Aussage von Augenzeugen im Gerichtssaal zuverlässig wiedergegeben werden konnte.

Bei der Behandlung dieses Problems in Wigmores satirischem Angriff auf Münsterberg hallte die Position Moores wider. Dieser hatte argumentiert, die Psychologen hätten es versäumt, die wirklich kritische juristische Frage anzusprechen, die nicht die Häufigkeit von fehlerhaften Zeugenaussagen betraf, sondern deren Einfluss auf das Gerichtsverfahren. Durch die Rechtsbelehrungen des Richters<sup>47</sup> und ihre eingehende Beratung waren die Geschworenen dazu in der Lage, Fehler in Zeugenaussagen zu kompensieren und zu fehlerfreien Urteilen zu gelangen. Aber in der Büchse warteten noch mehr Geister und das Problem lag sogar tiefer, als es die Kreuzritter der Psychologie der Aussage selbst angenommen hatten.

Zu lange hatte die anglo-amerikanische Juristengemeinschaft die systematische Untersuchung der psychologischen Grundlagen von Gerichtsverfahren vernachlässigt. Sie hatte zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts hehre wissenschaftliche Ziele formuliert, doch wiesen diese in eine andere Richtung. Rechtsgelehrte haben stets davon geträumt, das Recht auf erste Prinzipien zurückzuführen, von denen sich wie in der Geometrie alles Folgende notwendig ableiten lässt. Am Ende des Jahrhunderts gab es einen starken Trend hin zum experimentellen Modell. Langdells Fallmethode, mit der die Harvard Law School Berühmtheit erlangt und die Rechtsausbildung seit den 1870er Jahren beherrscht hatte, betrachtete den Gerichtssaal als ihr Labor und juristische Urteilsbegründungen als ihre ausschließliche Datengrundlage. Die Rechtswissenschaftler sollten im Rahmen ihrer empirischen Forschung in den Bibliotheken auf die Suche nach Fakten gehen, und zwar in den Fallsammlungen (vorzugsweise unter den Fällen, die in Berufung gegangen waren und sich mit unverfälschten Rechtsfragen befassen), um zu versuchen, aus ihnen allgemeingültige erste Prinzipien

Tal Golan

134

zu gewinnen – gerade so als handle es sich um physikalische Naturgesetze – und aus diesen ein vollständig rationales Gesetzkorpus abzuleiten.<sup>48</sup> Andere hofften sogar darauf, dass das Recht wie die Geologie oder die Biologie evolutionär durch die Geschichte seines empirischen Inhalts erklärt werden könnte.<sup>49</sup> Wie immer aber das gerade aktuelle wissenschaftliche Vorhaben hieß, die experimentelle Untersuchung der dem Recht eigentümlichen Verfahren der Tatsachenfindung und des Beweises gehörte niemals zu deren Zielen.

In seiner Verteidigung des Berufsstands der Juristen sah sich Wigmore mit den gleichen Fehlern konfrontiert, für die er Münsterberg der Lächerlichkeit preisgegeben hatte. Die Lehrmeinungen des Gewohnheitsrechts zur Evidenz des Beweismaterials trugen schwer an der Last innerer Konflikte, juristischer Fiktionen und Verallgemeinerungen über die Natur des Menschen, die jeder Grundlage entbehrten. Und was noch schlimmer war: Der Psychologie der Aussage mochte es zwar noch nicht hinreichend gelungen sein aufzuzeigen, welche praktischen Vorteile aus dem Studium der menschlichen Erkenntnisfähigkeit erwachsen konnten. Zumindest aber verfügte sie über ein gut entwickeltes Versuchsprogramm, auf das sich ihre zukünftigen Bemühungen stützen konnten. Das angloamerikanische Rechtssystem hingegen hatte nicht einmal ansatzweise den Versuch unternommen, die experimentellen Ressourcen zu entwickeln, derer es bedurfte hätte, um seine eigenen Verfahren zur Gewinnung von Zeugenaussagen auf ihre Effizienz zu überprüfen. Als Gefangene der Ideologie des kontradiktorischen Systems<sup>50</sup> beschäftigten sich die Autoren, die seine illustre Tradition zum gerichtlichen Beweismaterial begründeten und fortschrieben (mit der großen aber angejahrten Ausnahme von Bentham), ausschließlich mit der Verfahrensseite des Rechts und ignorierten dabei buchstäblich die ›wirkliche Welt‹ – in der Leute ständig in Prozesse der Persuasion und der Beweisführung (*proof*) verwickelt waren. Man überließ es stets dem Gewicht von Tradition und Präzedenzfällen, diese Verfahren zu vereinheitlichen, und der Erfahrung des Richters wie dem gesunden Menschenverstand der Geschworen, sie zu rationalisieren.

Während des 19. Jahrhunderts blieben die internen Funktionsmechanismen des Rechts weitgehend von den Uneingeweihten abgeschirmt und die Arbeitshypothesen des Rechts bezüglich des autonom, vorsätzlich und verantwortlich handelnden Individuums, das frei zwischen Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit wählt, deckten sich mit dem weitergehenden liberalen Paradigma des psychologischen Individualismus.<sup>51</sup> So konnten die Juristen argumentieren, dass, anderen Disziplinen vergleichbar, auch das Gewohnheitsrecht auf seine Weise eine systematische Analyse der Natur des Menschen darstellte.

Ende des 19. Jahrhunderts wendete sich jedoch das Blatt. Das individualistische Paradigma war abgenutzt, die neuen Gesellschaftswissenschaften warteten mit zunehmend differenzierten Korpora organisierten und standardisierten Wissens auf, und ihre professionellen Vertreter erhoben mit wachsendem Erfolg den Anspruch, über wissenschaftliche Autorität in verschiedenen Bereichen der US-amerikanischen Kultur wie Bildung, Arbeitswelt, Therapeutik und schließlich auch dem Recht zu verfügen.

Die Psychologie konnte vielleicht, »kaum darauf hoffen, eine exakte und angewandte Wissenschaft zu werden« räumte Josiah Morse, Professor für Psychologie an der University of South Carolina 1913 ein.<sup>52</sup> Doch »jedes Recht ist psychologisch. Es wird von Menschen gemacht und aufgesetzt, um menschliches Verhalten zu steuern und zu kontrollieren. Die Spur des Menschlichen findet sich auf jedem Zentimeter davon.«<sup>53</sup> Zwar mochten viele Richter und Anwälte dank ihrer breiten Erfahrung fundierte Kenntnisse der menschlichen Natur gewonnen haben. Aber genau darin lag auch das Problem – der praktizierende Jurist musste erst ein Leben lang Erfahrungen sammeln und dabei den hohen Preis zahlreicher Irrtümer zahlen, um sich dieses Wissen zu verschaffen. »Darin liegt der Wert der Psychologie«, argumentierte Morse, denn im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts konnte ein praktizierender Jurist profitieren von »den Anstrengungen wenigstens zweier Generationen Wissenschaftler, die ihr Leben dem sorgfältigen Studium des menschlichen Bewusstseins und Verhaltens gewidmet haben, Anstrengungen, deren Ergebnisse in Büchern und Monographien kondensiert wurden, die es ihm ermöglichen, in etwa einem Jahr das zu lernen, auf dessen Entdeckung andere ihr ganzes Leben verwandt haben.«<sup>54</sup>

Die Gemeinschaft der Juristen blieb eine überzeugende Antwort auf diese Herausforderung schuldig. Ihr Recht war »gemacht«, nicht »gegeben«, und seine Autorität lag daher in der »Rationalität« seiner Verfahren, die nun von externen Experten im Namen der Heiligen Wissenschaft in Frage gestellt wurden. Wigmore war sich dessen wohl bewusst. »Our profession should awaken«, sagte er den Mitgliedern der Iowa Bar Association im Jahr 1909, kurz nach seiner Widerlegung Münsterbergs.

As our fellow professions are not standing still, we shall be left entirely behind, unless we endeavor to catch up. The people will take from us the one talent which we have unworthily preserved and give it to other servants who have been more diligent.<sup>55</sup>

Tal Golan

136

Vier Jahre später übernahm Wigmore es erneut höchstpersönlich, die juristische Herrschaft über die menschlichen Belange wiederherzustellen. 1913 veröffentlichte er ein 1200-seitiges Buch mit dem Titel *The Principles of Judicial Proof as Given by Logic, Psychology, and General Experience and Illustrated in Judicial Trials*. Auf der ersten Seite erklärte Wigmore: »Dieses Buch schickt sich an, wenn auch in nur vorläufiger Form, ein *Novum Organum* für das Studium juristischen Beweismaterials zu bieten.«<sup>56</sup> Der Baconsche Anspruch war weder zufällig noch unangemessen. Das Buch unterbreitete den Entwurf einer völlig neuen Rechtswissenschaft, welche die Beziehung zwischen Recht und Gesellschaftswissenschaften neu bestimmen sollte, um so eine adäquate Synthese für Gerichtsverfahren im 20. Jahrhundert zu schaffen. Wigmore bekräftigte:

There is, and there must be, a probative science – the principles of proof – independent of the artificial rules of procedures, hence, it can be and should be studied. This science, to be sure, may as yet be imperfectly formulated. But, all the more need is there to begin in earnest to investigate and develop it. [...] [It] is the ultimate purpose of every judicial investigation. The procedural rules for admissibility are merely a preliminary aid to the main activity, viz. the persuasion of the tribunal's mind to a correct conclusion by safe materials. This main process is that for which the jury are there, and on which the counsel's duty is focused. Vital as it is, its principles surely demand study.<sup>57</sup>

Und er sprach eine deutliche Warnung aus: »Wir müssen danach trachten, ein Verständnis der Prinzipien dessen zu erlangen, was man einen »natürlichen« Beweis nennen könnte – das bisher vernachlässigte Verfahren.«<sup>58</sup> Sollte uns dies nicht gelingen, würden wir nicht umhin kommen, weiterhin Gerichtsprozesse zu führen auf Grundlage von »unverstandenen, un gelenkten und deshalb unsicheren psychischen Vorgängen.«<sup>59</sup>

Das Hans Gross, »der mehr als jeder Andere in der Neuzeit dafür getan hat, uns zur Anwendung der Wissenschaft auf den juristischen Beweis zu ermutigen«,<sup>60</sup> gewidmete ehrgeizige Buch versuchte, die von Münsterberg geöffnete Büchse der Pandora wieder mit einem Deckel zu verschließen, der das Produkt einer eigentümlichen Synthese aller einschlägigen Felder des menschlichen Wissens war. Angelegt als Lehrbuch, das sich aus Quellen speiste, die den Gebieten des Rechts, der Logik, verschiedener forensischer Wissenschaften, der Psychologie und sogar der Literatur entsprangen, zielten die *Principles* darauf ab, den Jurastudenten wie den praktizierenden Juristen mit den grundlegenden wis-

senschaftlichen Kenntnissen zu versorgen, was die logischen, psychologischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Dimensionen der kognitiven Prozesse von Beweisführung (*proof*) und Überzeugung anbelangte. Das Buch beinhaltete auch viel eigenständige Arbeit von Wigmore selbst. Ein Teil davon bestand in einem Versuchsprogramm, das die Aussage-Experimente ausweitete, um zusätzlich zu den Zeugen auch die Geschworenen einzuschließen. In diesen Experimenten demonstrierte Wigmore, wie die Geschworenen im Verlauf ihrer Beratung dazu in der Lage waren, fehlerhafte Zeugenaussagen auszugleichen und zu korrekten Urteilsprüchen zu gelangen. Ein weiterer Teil des Buchs widmete sich einer erstaunlich originellen Methode, die Wigmore entwickelt hatte, um die komplexen Verfahren und Abläufe der legalen Beweisführung zu quantifizieren und analysieren. Er formulierte: »Die Psyche wird bewegt, warum also können wir nicht erklären, warum sie bewegt wird? Wenn wir eine mathematische Gleichung aufstellen und durchrechnen können, warum können wir dann nicht eine beweisfähige psychische Gleichung aufstellen und durchrechnen?«<sup>61</sup> Die von ihm entwickelte graphische Methode ermöglichte es, eine Masse von Beweismaterial in ihre Bestandteile zu zerlegen und die logischen Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen und den strittigen Tatsachen auszudrücken, die es zu beweisen galt, um dabei ihren Beweiswert zu kalkulieren.<sup>62</sup>

Die *Principles of Judicial Proof* wurde von den Rezensenten begeistert aufgenommen, hatten aber keine sichtbaren Auswirkungen auf das amerikanische Rechtsdenken. Von 1913 bis kurz vor seinem Tod 1943 bot Wigmore einen allgemein als *Evidence I* bekannten Pflichtkurs an, der auf seinem Buch beruhte und dem Standardkurs über die Gesetzmäßigkeiten von Beweismaterial, *Evidence II* vorangestellt war. Aber das Buch wurde nie außerhalb der Northwestern Law School verwendet. Von einem Rechtsdenker geschrieben, der versuchte, das Feld durch ein gewaltiges, aber unausgegorenes induktives Unternehmen zu beherrschen, erwies sich Wigmore's Buch als eine unhaltbare Kreuzung aus juristischem Lehrbuch, populärer Anthologie und mathematisch-logischem Traktat. Dem Renommee seines Autors ist es zu verdanken, dass es das Buch auf drei Auflagen brachte und 30 Jahre lang gedruckt wurde. Doch die *Principles of Judicial Proof* blieben in Titel, Form und Programm für die juristische wie für die naturwissenschaftliche Denkart stets ein Fremdkörper. Heute ist das vergessene Buch ein stummer Zeuge der breiten Kluft, die weiterhin Recht und Psychologie trennt.<sup>63</sup>

Aus dem Englischen von Michael Cuntz

Tal Golan

138

- 1 Anm. d. Übers.: Zur Problematik der Übersetzung von *evidence* ins Deutsche vgl. die Endnote 1 in Bill Nichols' Beitrag »Evidence – Fragen nach dem Beweis« (im vorliegenden Band).
- 2 Hans Gross: Kriminalpsychologie, Leipzig 1905, S. 3 f.
- 3 Alfred Binet: La Suggestibilité, Paris 1900, S. 9. – Anm. d. Übers.: Tal Golan zitiert in seinem Beitrag sehr ausgiebig aus den zeitgenössischen Quellen. Häufig sind diese Zitate auch syntaktisch sehr eng mit seinen eigenen Formulierungen verwoben. Dies funktioniert aber nur, solange Text und Zitate die gleiche Sprache haben. Daher habe ich mich dafür entschieden, alle Zitate zu übersetzen, die weder lang genug sind, um eine eigenständige Syntax zu haben, noch kurz genug, um sich problemlos in die Syntax des Deutschen einzufügen. Die konsequente Gleichbehandlung aller Zitate wäre zu sehr auf Kosten der Lesbarkeit des Textes gegangen.
- 4 Anm. d. Übers.: Deutsch im Original.
- 5 Vgl. William Stern: Zur Psychologie der Aussage: Experimentelle Untersuchungen über Erinnerungstreue, in: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 22/1902, S. 1–14; ders.: Aussage-Studium, in: Beiträge zur Psychologie der Aussage 1/1903–04, S. 46–78. Viele folgten Sterns paradigmatischen Experimenten, z.B. Arthur Wreschner: Zur Psychologie der Aussage, in: Archiv für die gesamte Psychologie 1/1902, S. 148–166; Otto Lipmann: Experimentelle Aussagen über einen Vorgang und eine Lokalität, in: Beiträge zur Psychologie der Aussage 1/1903–04, S. 90–115.
- 6 Vgl. Francis Galton: Psychometric Experiments, in: Brain 2/1879, S. 149–162.
- 7 Vgl. Max Wertheimer/Julius Klein: Psychologische Tatbestandsdiagnostik, in: Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik 15/1904, S. 72–76; ders.: Experimentelle Untersuchungen zur Tatbestandsdiagnostik, in: Archiv für gesammelte Psychologie 6/1905, S. 72; Carl Jung: Die psychologische Diagnose des Tatbestandes, in: Zeitschrift für Schweizerisches Strafrecht 18/1905, S. 369–394. Zur Verbindung zur Psychoanalyse vgl. Sigmund Freud: Psychoanalysis and the Ascertaining of Truth in Courts of Law, erstmals veröffentlicht in: Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik 26/1906 und wieder abgedruckt in: Philip Rieff (Hg.): Collected Papers of Sigmund Freud, Bd. 1, New York 1963, S. 115–125; Michael Wertheimer u.a.: Carl Jung and Max Wertheimer on a Priority Issue, in: Journal of the History of the Behavioral Sciences 28/1992, S. 45–56.
- 8 Nach 1907 wurde die Zeitschrift unter dem Namen *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelersforschung* fortgeführt. Gross' älteres *Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik* und die *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* fungierten ebenfalls als wichtige Organe.
- 9 Alfred Binet: La science du témoignage, in: L'année psychologique 11/1904, S. 128–136 und 12/1906, S. 230–274; siehe auch: Édouard Claparède: La fidélité et l'éducabilité du témoignage, in: Archives des Sciences Physiques et Naturelles, (Apr. 7, 1904), S. 44–61; ders.: La psychologie judiciaire, in: L'année psychologique 11/1905, S. 128–136 und 12/1906, S. 275–302; ders.: Expériences collectives sur le témoignage, in: Archives de psychologie 5/1906, S. 344–387.
- 10 Vgl. Sterns Zusammenfassung seines eigenen Werks für das amerikanische Publikum bei der berühmten Clark Conference, bei der auch Sigmund Freud sprach. William Stern: Lectures on the Psychology of Testimony, in: American Journal of Psychology 21/1910, S. 271–282.
- 11 Anm. d. Übers.: Das angelsächsische Common Law, das nicht nur in Großbritannien, sondern auch in den USA, Kanada und diversen Commonwealth-Staaten praktiziert wird, ist bekanntlich ein Gewohnheitsrecht. Da es nicht über festgeschriebene Gesetze funktioniert, sondern über richterliche Entscheidungen, kommt Präzedenzfällen gleichsam legislative Wirkung zu. So erklärt sich der außerordentliche Widerstand der Vertreter dieser Rechtsform gegen die Hinterfragung durch die Psychologen. Die semantische Nähe zwischen Common Law und *common sense* entspricht einer Realität, weil das Recht aus der dem gesunden Menschenverstand verpflichteten Praxis der Juristen im Gerichtssaal gewonnen wird, nicht aus der distanzierten Position einer Legislative. Die Evidenz, auf der es fußt, ist darüber hinaus auch die der Gewohnheit: Recht ist, was sich als Tradition durchsetzt. Nur auf Grund dieser Besonderheit des angelsächsischen Rechtssystems konnte es zu dem kommen, was Golan weiter unten über Langdells Methode und die Harvard Law School ausführt. Die systematische Untersuchung der Prozessberichte ist so wichtig, weil in den Richterurteilen die Leitlinien des Rechts stecken. Und nur vor diesem Hintergrund wird

auch der Wunschtraum verständlich, Recht als etwas evolutionär Gewachsenes zu begreifen. Dies wäre in einem Rechtssystem, das sich einen Codex gibt, sinnlos. So aber läuft das Bestreben der Juristen darauf hinaus, der eigenen Traditionsbildung die Kontingenz auszutreiben und ihr die Evidenz eines naturwissenschaftlich notwendigen Prozesses zu verleihen, der von der gesamten Körperschaft der praktizierenden Juristen getragen wird: Die Evolution des Rechts resultiert aus der Fortentwicklung der Spezies der Richter.

- 12 G. F. Arnold: *Psychology Applied to Legal Evidence*. Calcutta/New York 1906, S. 6.
- 13 G. M. Whipple: *The Observer as a Reporter: A Survey of the Psychology of Testimony*, in: *Psychological Bulletin* 6/1909, S. 153–157 (hier: S. 154).
- 14 Vgl. John Theodore Merz: *A History of European Thought in the Nineteenth Century*, Bd. 1, London 1904, S. 518 u. 521; Wladyslaw Heinrich: *Die moderne physiologische Psychologie*, Zürich 1895, S. 154.
- 15 Vgl. George C. Robertson: *Dr. Münsterberg on Apperception*, in: *Mind* 15/1890, S. 243–244; ders.: *Münsterberg on ›Muscular Sense‹ and ›Time Sense‹*, in: ebd., S. 524–536.
- 16 Vgl. William James: *Principles of Psychology*, Bd. 2, New York 1890, S. 486–492, Anm. 505. James schickte einige seiner fortgeschrittenen Studenten zur Vervollständigung ihrer Ausbildung in Münsterbergs Labor.
- 17 Vgl. Herbert Nichols: *The Psychological Laboratory at Harvard*, in: *McClure's Magazine* 1/1895, S. 399–409.
- 18 Hugo Münsterberg: *Untrue Confessions*, in: *Time Magazine* (Jan. 1907).
- 19 Ebd.
- 20 Vgl. Hugo Münsterberg: *On the Witness Stand*, in: *Time Magazine* (Mar. 1907); ders.: *Suggestion in Court*, in: *Reader Magazine* (Apr. 1907).
- 21 D. H. Grover: *Debaters and Dynamiters: The Story of the Haywood Trial*, Corvallis, OR 1964.
- 22 Margaret Münsterberg: *Hugo Münsterberg*, New York 1922, S. 144.
- 23 Hugo Münsterberg: *Experiments with Orchard* [unveröffentlichtes Manuskript], zitiert in: Mathew Hale: *Human Science and Social Order*, Philadelphia 1980, S. 117.
- 24 Ebd.
- 25 Münsterberg: *Hugo Münsterberg* (Anm. 22) S. 148 f.
- 26 Ebd.
- 27 Hugo Münsterberg: *Nothing but the Truth*, in: *McClure's Magazine* (Sep. 1907), S. 533.
- 28 Ebd.
- 29 Charles C. Moore: *Yellow Psychology*, in: *Law Notes* (Oct. 1907), S. 125–127 (hier: S. 125); ders.: *A Treatise on Facts or the Weight and Value of Evidence*, Bd. 2, New York 1908.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd.
- 32 Hugo Münsterberg: *Yellow Psychology*, in: *Law Notes* (Nov. 1907), S. 145–146 (hier: S. 145).
- 33 Die vier Artikel sind: *The Third Degree, Hypnotism and Crime*, und *Prevention of Crime*, alle in: *McClure's Magazine*, und: *Traces of Emotions*, in: *Cosmopolitan*. Dieses und die folgenden Zitate stammen aus der späteren Sammlung der Artikel. Hugo Münsterberg: *Science on the Witness Stand*, New York 1908 (erstes Zitat: S. 108).
- 34 Ebd., S. 117.
- 35 Ebd., S. 45.
- 36 Ebd., S. 9 f.
- 37 Vgl. Leitartikel: *Invents Machines for ›Cure of Liars‹*, in: *New York Times* (Sep. 11, 1907). Für eine Kostprobe von Münsterbergs Vorlesungen vgl. ders.: *Courts Need Psychologists*, in: *Cornell Daily Sun* (Dec. 6, 1908), S. 1; Zu Moores fortgesetzten Attacken vgl. Charles C. Moore: *Psychology in the Courts*, in: *Law Notes* (Jan. 1908), S. 185–187.
- 38 Robert Harvey Gault: *Memories*, Wigmore Collection, Northwestern University Library.
- 39 *Letter to Münsterberg* (Nov 11, 1908), Münsterberg Collection, Mss. Acc. 2244.
- 40 Lord Coke war ein Symbol für den Trotz der Juristen gegen äußere Eindringlinge, seit er 1616 im Tower

Tal Golan

140

von London interniert wurde, weil er sich dem König widersetzt hatte. Blackstone war dafür berühmt, dass er dem Gewohnheitsrecht durch seine *Commentaries On the Law of England* von 1765–69 intellektuelles Ansehen verliehen hatte.

- 41 Anm. d. Übers.: Dame ist hier der weibliche Adelstitel, der dem Knight, also dem Ritter, entspricht.
- 42 John Henry Wigmore: Professor Münsterberg and the Psychology of Testimony, in: *Illinois Law Review* 3 (Feb. 1909), S. 399–445.
- 43 Robert Maynard Hutchins: *The Law and the Psychologists*, in: *Yale Review* 16/1927, S. 678–690 (hier: S. 678).
- 44 Huntington Cairns: *Law and the Social Sciences*, New York 1935, S. 169.
- 45 Simon Greenleaf: *A Treatise on the Law of Evidence*, Bd. 1, Boston 1819, S. 22.
- 46 William Stern: *Zur Psychologie* (Anm. 5), S. 4.
- 47 Anm. des Übers.: Hier geht es um *the judge's instruction* an die Geschworenen, die den Fall gewissermaßen rahmt. Zu Beginn und am Ende des Prozesses instruiert der Richter die Geschworenen über die Natur des Falls und der auf ihn anzuwendenden Gesetze, aber auch über die Art und Weise, wie sie das Beweismaterial zu gewichten haben. Idealerweise kann der erfahrene Richter demnach seinen Vorbehalten gegenüber zweifelhaften Beweismitteln, also auch Zeugenaussagen, Ausdruck verleihen.
- 48 Vgl. Professor Langdell's Vortrag bei der ›Quarter Millennial‹ Celebration der Harvard University, in: *Law Quarterly Review* 3/1887, S. 123–125 (hier: S. 124); Richard A. Cosgrove: *Our Lady the Common Law: An Anglo-American Legal Community 1870–1930*, New York 1987, S. 25–53; Michael H. Hoeflich: *Law and Geometry: Legal Science from Leibniz to Langdell*, in: *American Journal of Legal History* 30/1986, S. 95–121; Marcia Speziale: *Langdell's Concept of Law as Science: The Beginning of Anti-Formalism in American Legal Theory*, in: *Vermont Law Review* 5/1980, S. 3–37.
- 49 Henry S. Maine: *Ancient Law, its Connection with the Early History of Society and its Relation to Modern Ideas*, London 1906; John Henry Wigmore: *Planetary Theory of the Law's Evolution*, in: ders./Albert Kocourek (Hg.): *Formative Influences of Legal Development*, Bd. 3, Boston 1918, S. 531–541.
- 50 Anm. des Übers.: Im Unterschied etwa zum deutschen Recht beruht das angelsächsische Recht auf der Dominanz des Streits zwischen Anklage und Verteidigung. Nur diese beiden Instanzen haben das Recht zur Zeugenbefragung. Der Richter tritt dabei in erster Linie als Moderator auf.
- 51 Craig Haney: *Criminal Justice and the Nineteenth-Century Paradigm*, in: *Law and Human Behavior* 6/1982, S. 191–235.
- 52 John Morse: *The Value of Psychology to the Lawyer*, in: *Case and Comment* 19 (May 1913), S. 795–799 (hier: S. 796).
- 53 Ebd.
- 54 Ebd.
- 55 John Henry Wigmore: *Science of Criminology*, in: *Proceedings of the Iowa State Bar Association* (1909), S. 113–123 (hier: S. 114). Im gleichen Jahr initiierte Wigmore eine nationale Konferenz über Kriminologie, aus der ein nationales Institut und eine Zeitschrift hervorgingen.
- 56 John Henry Wigmore: *Principles of Judicial Proof As Given by Logic, Psychology, And General Experience and Illustrated in Judicial Trials*, Boston 1913, S. 1 f.
- 57 Ebd.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd.
- 60 Ebd., S. 1.
- 61 Ebd., S. 4.
- 62 Die im § 376 vorgestellte Methode griff viele Bestandteile der modernen vergleichenden Datenanalyse auf, deren Bedeutung gerade erst in vollem Umfang von Rechtstheoretikern erfasst wird. Vgl. Peter Tilters/David Schum: *Charting New Territory in Judicial Proof: Beyond Wigmore*, in: *Cardozo Law Review* 9/1988, S. 907–966.
- 63 Vgl. William Twining: *Theories of Evidence: Bentham and Wigmore*, London 1985.

Sirka Laass

»POVERTY VIEWED AT A DISTANCE«:

ZUR STÖRUNG DES DOKUMENTARISCHEN BLICKS IN JAMES AGEES UND  
WALKER EVANS' *LET US NOW PRAISE FAMOUS MEN*

James Agees und Walker Evans' 1936 entstandenes Gemeinschaftsprojekt *Let Us Now Praise Famous Men*<sup>1</sup> ist eine Fotografie- und Textdokumentation über das Leben dreier Pachtbauernfamilien im Süden der Vereinigten Staaten. Ursprünglich als illustrierter Zeitschriftenartikel in Auftrag gegeben, richtete sich das Werk vor allem an das gebildete und kunstinteressierte Publikum des amerikanischen Magazins *Fortune*. Ästhetisch ansprechend und emotional nachvollziehbar aufbereitet, sollte *Let Us Now Praise Famous Men* als Teil der *Life and Circumstances*-Reihe des Magazins von den alltäglichen Mühen im Leben der im Baumwollanbau arbeitenden Pachtbauern berichten.<sup>2</sup> Diesem Auftrag entsprechend steht die Darstellung der konkreten Lebenswirklichkeit der drei Familien im Mittelpunkt von Agees und Evans' dokumentarischem Interesse. Doch auch wenn der Gegenstand der Dokumentation über die beiden Augenzeugen und Berichterstatter Agee und Evans zunächst fest in der Realität »vor Ort« verankert scheint, wird die Möglichkeit eines objektiven, dokumentarischen Schreibens im Verlauf des Buches mehrfach explizit – und nicht zuletzt implizit durch eine radikal subjektive Darstellungsweise – in Frage gestellt, während die Authentisierungs- und Autorisierungsgesten der dokumentarischen Praxis selbst immer stärker zum Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung werden.

Ziel dieses Beitrags soll es sein, die in *Let Us Now Praise Famous Men* betriebene Problematisierung von Augenzeugenschaft im Kontext der dokumentarischen Praxis der 1930er Jahre nachzuzeichnen und zu untersuchen, wie sich Agees kritische Reflexion über die kulturellen und politischen Implikationen seiner eigenen überlegenen Betrachterperspektive auf das Selbstverständnis des Buches als Dokument aktueller Lebenswirklichkeit auswirkt.<sup>3</sup> »The documentary narrative«, schreibt Paula Rabinowitz mit Bezug auf die dokumentarische Praxis der 1930er Jahre, »depends on the power of the gaze to construct meanings for the writer and the reader of ›the people«.<sup>4</sup> Der Schwerpunkt meines Interesses liegt mit dem, was hier Rabinowitz' Befund entsprechend als »dokumentarischer Blick« bezeichnet werden soll, auf der visuellen Bedeutungsproduktion dokumentarischer Wirklichkeitsdarstellung. Besondere Bedeutung erlangt in diesem Zusammenhang die Verbindung von Fotografie und

Sirka Laass

142

Text, wie sie für die zahlreichen reformpolitisch motivierten Fallstudien der Depressionsära kennzeichnend ist.

»Between 1929 and 1933 the whole structure of American society seemed to be going to pieces« – mit diesen Worten beschreibt der Schriftsteller Edmund Wilson die amerikanische Situation der frühen 1930er Jahre.<sup>5</sup> Nach Jahren der wirtschaftlichen Prosperität kam die verheerende Wirtschaftskrise für die meisten Amerikaner – Politiker und Intellektuelle eingeschlossen – vollkommen unerwartet. Kaum jemand ging zunächst davon aus, dass die Krise von Dauer sein könnte. Breit angelegte staatliche Hilfsaktionen widersprachen den liberalen Überzeugungen des Präsidenten Herbert C. Hoover, dessen wirtschaftspolitisches Vorgehen einzig darauf ausgerichtet schien, den krisengeschüttelten amerikanischen Unternehmergeist mit Zuversichtsbekundungen zu neuem Leben zu erwecken.<sup>6</sup>

Auf ähnliche Weise ging die amerikanische Presse mit den Anzeichen der nationalen und internationalen Wirtschaftskrise um. Eine öffentliche Diskussion der Ursachen für die Depression fand in den Printmedien lange Zeit nicht statt. Erst auf Hoovers Behauptung »Nobody is actually starving« hin veröffentlichte das Magazin *Fortune* gleichsam als Erwiderung im September 1932 einen Artikel mit dem Titel »No One Has Starved«, der den Untertitel trug »... Which Is Not True«. Es ist bemerkenswert, dass in dem Artikel die Existenz einer Depression in ihrer konkreten Bedeutung für die amerikanische Bevölkerung zum ersten Mal in dem öffentlichkeitswirksamen Rahmen eines großen Magazins eingeräumt wurde – und dies fünfunddreißig Monate nach dem Börsenkrach.<sup>7</sup> Tatsächlich waren in den Vereinigten Staaten zwischen 1929 und 1932 Tausende an den Folgen von Hungersnöten gestorben.<sup>8</sup> Doch bis zu diesem Zeitpunkt hatte die amerikanische Presse ihr Möglichstes getan, um die Folgen der Wirtschaftskrise zu ignorieren.

Die Bestrebungen, die Depression medial unsichtbar zu halten, wurden zunächst durch das Fehlen augenfälliger Anzeichen einer krisenbedingten Verelendung der Bevölkerung begünstigt. So warnt William Stott davor, die Bilder, die retrospektiv mit der Depression in Verbindung gebracht werden können, mit dem Anblick gleichzusetzen, der sich dem zeitgenössischen Betrachter zu Beginn der Krise darbot.<sup>9</sup> »You could feel the depression«, erinnert sich Caroline Bird in ihren Memoiren *The Invisible Scar*, »but you could not look out of the window and see it. Men who lost their jobs dropped out of sight. They were quiet, and you had to know just when and where to find them«.<sup>10</sup>

Mit dem Beginn der Amtszeit Franklin Delano Roosevelts, der im Herbst 1932 die Präsidentschaftswahlen gegen Hoover gewann, setzte sich die Ansicht

durch, dass den ökonomischen und sozialen Folgen der Depression nur mit politischer Planung und spürbaren Eingriffen in das freie Spiel der wirtschaftlichen und sozialen Kräfte beizukommen war. Roosevelts Politik des *New Deal* basierte auf einer Verbindung von Regierungsinitiative und Selbstbeteiligung der Betroffenen. So wurde ein staatlich finanziertes Sozialfürsorgesystem ins Leben gerufen, wobei mit Einrichtung der *Works Progress Administration (WPA)* schon bald umfangreiche Arbeitsbeschaffungsprogramme an die Stelle der direkten Sozialfürsorge traten. Die WPA schuf Tausende staatlich finanzierter Arbeitsplätze, unter anderem auch für arbeitslose Künstler, die über das *WPA Arts Project* vor allem mit der Dokumentation der wirtschaftlichen und sozialen Probleme ihres Landes beauftragt wurden. Die Roosevelt-Regierung zielte dabei auf eine (auch im Sinne der Wählermobilisation) politisch verwertbare Bestandsaufnahme amerikanischer Kultur im weitesten Sinne ab.<sup>11</sup> Nach Jahren der medialen Unsichtbarkeit rückte die Wirtschaftskrise mit all ihren Auswirkungen auf das Leben der Amerikaner auf diese Weise plötzlich in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

In kaum einem der staatlich geförderten Unternehmungen kommen die dokumentarischen Anstrengungen der Dekade mit einer derartigen Prägnanz zum Ausdruck wie in den Projekten der *Photography Unit* der *Farm Security Administration (FSA)*. Unter der Leitung von Roy Stryker entstand hier eine umfangreiche Sammlung von etwa 270 000 Dokumentariefotografien vorwiegend aus den ländlichen Regionen Amerikas.<sup>12</sup> Die Fotografien wurden sämtlichen Presseorganen des Landes kostenlos zur Verfügung gestellt. So entstand zwischen zahlreichen amerikanischen Redaktionsbüros ein fein gespanntes Netzwerk, über das die Fotografien der FSA zirkulierten – eine öffentlichkeitswirksame Vermittlungsstrategie, in der Maren Stange eine frühe Form von »corporate public relations« sieht.<sup>13</sup> Astrid Böger weist auf die detaillierten Arbeitsanweisungen, die so genannten *shooting scripts*, hin, mit denen Stryker Einfluss auf die Arbeit seiner Mitarbeiter nahm.<sup>14</sup> Stryker war der Auffassung, dass eine gute Dokumentariefotografie das allgemeine Elend der Bevölkerung im Anblick eines einzelnen Menschen über das visuelle Erleben hinaus durch unmittelbare emotionale Ansprache nachvollziehbar machen musste: »A good documentary should tell not only what a place or a thing or a person *looks* like, but it must also tell the audience what it would *feel* like to be an actual witness to the scene«. <sup>15</sup>

Die dokumentarische Bestandsaufnahme der Vereinigten Staaten in den 1930er Jahren verfolgte so in zahlreichen Einzelprojekten das Ziel einer unmittelbar nachvollziehbaren Repräsentation amerikanischer Wirklichkeit. An die

Sirka Laass

144

Stelle von wissenschaftlichen Erklärungen rückte die Hoffnung auf die Evidenz der im Detail dokumentierten Fakten, die gleichsam als Einzelteile eines monumentalen Puzzlespiels zusammengesetzt ein genaues Bild der amerikanischen Gesellschaft und ihrer Kultur ergeben sollten. Im Mittelpunkt der einzelnen Projekte stand, wie Horst Tonn bemerkt, nicht die Entdeckung objektiver Ursachen für die Krise, sondern die subjektiv nachvollziehbare Sichtbarmachung eines kollektiven nationalen Schicksals »in den Gesichtern und Gesten der Betroffenen«. <sup>16</sup>

»Formerly, for a good many years, I was a writer of tales«, schreibt der amerikanische Schriftsteller Sherwood Anderson 1935 unter dem Eindruck der Depression,

it may be that I should have remained just that, but there is a difficulty. There are, everywhere in America, these people now out of work. There are women and children hungry and others without enough clothes. [...] The stories look at me out of the eyes of men and women. They shout at me. <sup>17</sup>

Der literarischen Umsetzung imaginerter Geschichten, dem Schreiben lebloser, immaterieller *tales*, die sich passiv jeder künstlerischen Gestaltung fügen, wird hier das Konzept einer Aufzeichnung von aktiv den Blick und die Aufmerksamkeit des Autors einfordernden, nicht-fiktionalen und lebendigen *stories* entgegengesetzt. Die sich in Andersons Worten abzeichnende Abkehr von fiktionalen Methoden der Wirklichkeitsrepräsentation, verbunden mit der fundamentalen Infragestellung einer elitären, realitätsfernen Kunstauffassung, ist ein charakteristisches Merkmal für die US-amerikanische Literatur der 1930er Jahre, die ganz im Zeichen einer zunehmenden Politisierung von Künstlern und Intellektuellen stand.

Der Autoritäts- und Funktionsverlust fiktionaler Literatur ging einher mit der Aufwertung individueller Erfahrung als Ausgangspunkt für die künstlerische Schreibpraxis, deren dominantes Anliegen in der Dokumentation aktueller Lebenswirklichkeit lag. »Erfahrung« und »Augenzeugenschaft« belegten die Authentizität des Erzählgegenstandes, der idealtypische Schriftsteller reiste selbst zu den Orten des Geschehens und berichtete von seinen Erlebnissen. »To be trustworthy, a speaker needed to be the man or a firsthand witness. If he had suffered also, it would help«, schreibt Stott in einer Anspielung auf das Whitmansche »I am the man, I suffer'd, I was there«. <sup>18</sup> Der amerikanische Literaturkritiker Philip Rahv spricht in diesem Zusammenhang von einem »cult of ex-

perience«, der in der Literatur der Dekade zum Ausdruck komme.<sup>19</sup> Dokumentarisches Schreiben geriet zu einem Akt gesellschaftlicher Partizipation, zu einer Form der Sichtbarmachung vorhandener Missstände, die zu diesem Zweck gleichsam »vor Ort« in ihren individuellen Ausprägungen, ihrer Plastizität, betrachtet wurden. »The place to study the present crisis«, erklärte der Schriftsteller Edmund Wilson, »is not in the charts of the compilers of statistics, but in one's self and in the people one sees.«<sup>20</sup> Die von Wilson formulierte subjektive Teilnahme des Autors an der von ihm präsentierten Realität war demnach zugleich Zeichen seiner persönlichen Betroffenheit und Ausdruck seiner Autorität als Schriftsteller, der sich in seiner Funktion als Augenzeuge legitimierte. »Here we pass on what we have seen and learned«, heißt es auch in der Einleitung zu Dorothea Langes und Paul Taylors dokumentarischer Gemeinschaftsproduktion *An American Exodus*.<sup>21</sup> Das visuelle Erfassen und Begreifen der Realität und ihre Dokumentation wurde zu einem zentralen Topos der amerikanischen Literatur der 1930er Jahre, so dass der medialen Unsichtbarkeit der Depression zu Beginn des Jahrzehnts eine Phase intensiver Visualisierung ihrer Symptome folgte, die sich als dem unverstellten Blick und unmittelbaren Empfinden des einzelnen Schriftstellers direkt verpflichtet ausgab.

Neben Langes und Taylors *An American Exodus* gehört das 1937 erschienene *You Have Seen Their Faces* von Erskine Caldwell und Margaret Bourke-White zu den einflussreichsten Publikationen im Bereich der Dokumentationsliteratur dieses Zeitraumes. Die Autoren berichten in *You Have Seen Their Faces* von ihren Erfahrungen auf einer gemeinsamen Reise durch den Süden der Vereinigten Staaten, von dem Elend der Pachtbauernfamilien und der Unmenschlichkeit ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen. Bereits im Titel des Buches wird der epistemologische Zusammenhang zwischen Sehen und Wissen nachvollzogen. Doch das »We have seen and learned« Langes und Taylors wird in *You Have Seen Their Faces* um eine entscheidende, appellative Funktion erweitert. »Schau dir die Gesichter der Betroffenen an und begreife«, scheint der Titel dem Leser suggerieren zu wollen, und auch der Text findet deutliche Worte, die sich vollkommen der pragmatischen Bestimmung des Buches als Reform-Motor fügen und als konkrete Handlungsanweisungen begriffen werden können:

There is an urgent need for *government commission* [...] to make a *study* of tenant farming. [...] Whatever the first results of the study would be, they would be enough to show how little was previously known about the tenant farming system, and that some *planning* is necessary in order

Sirka Laass

146

to *regenerate* ten million persons who actually are, or are threatened with the possibility of, living in economic slavery in America.<sup>22</sup>

Die pragmatische Dimension der Dokumentarliteratur der Depressionsära kommt in kaum einem anderen Werk so deutlich zum Ausdruck wie in Caldwell's und Bourke-Whites *You Have Seen Their Faces*. Die argumentative Folge »government commission« – »study« – »planning« – »regeneration« umschreibt auf anschauliche Weise die politische Verfahrensweise Roosevelts und seines *brain trust* angesichts der sozialen und ökonomischen Probleme der Vereinigten Staaten. Die eindeutig reformpolitisch motivierte Aussageintention des Textes, dessen Ziel es ist, das Programm des *New Deal* zu propagieren, wird visuell eindrucksvoll unterstützt durch Fotografien Not leidender Menschen – Bilder sozialen Elends, die dem absichtslosen Sehen und Erleben der konkreten Lebenswelt dieser Menschen geschuldet scheinen und sich doch der Botschaft des Textes nie vollständig entziehen. Die Bildunterschriften legen den Porträtierten die Worte der Autoren in den Mund<sup>23</sup> – eine rhetorische Gestaltung, die für Caldwell's und Bourke-Whites Umgang mit dem Objekt dokumentarischer Repräsentation charakteristisch ist. Im Appendix des Buches erläutert Bourke-White ihre Vorgehensweise bei der Aufnahme der Fotografien:

Flash bulbs provide the best means I know, under poor light conditions, of letting your subject talk away until just that expression which you wish to capture crosses his face. Sometimes I would set up the camera in a corner of the room, sit some distance away from it with a remote control in my hand, and watch our people while Mr. Caldwell talked with them. It might be an hour before their faces or gestures gave us what we were trying to express, but the instant it occurred the scene was imprisoned on a sheet of film before they knew what had happened.<sup>24</sup>

Die Wahl der Darstellung in Caldwell's und Bourke-Whites Dokumentationsprojekt wurzelt damit in einer bestimmten Kommunikationsabsicht der Autoren. Aus den Einlassungen der Fotografin wird deutlich, dass die dokumentarische Praxis der 1930er Jahre letzten Endes eine in hohem Maße zielgerichtete Konstruktion von Bedeutung auf dem Weg einer »effektvolle[n] Dramatisierung von Einzelschicksalen« war.<sup>25</sup> So wie Bourke-White folgte eine Mehrzahl der von der FSA beauftragten Dokumentarfotografen den bildgestalterischen Vorgaben ihres Auftraggebers: Strykers *shooting scripts* standen nicht selten am Anfang der dokumentarfotografischen Tätigkeit. Texte und Bilder der ein-

zelenen Dokumentationsprojekte bildeten auf diese Weise eine argumentative Einheit, im Rahmen derer die Fotografien der Betroffenen vor allem einen illustrativen Zweck erfüllen sollten.

Durch Fotografien flankierte Fallstudien, wie *An American Exodus* oder *You Have Seen Their Faces*, wurden nicht zufällig zum bevorzugten Subgenre des amerikanischen Dokumentarismus der Depressionszeit, denn in ihnen verband sich die Affinität des Mediums Fotografie zur stofflichen Partikularität der dokumentierten Realität in einzigartiger Weise mit der Hinwendung der jeweiligen Texte zum direkt wahrnehmbaren Einzelfall, der etwas anschaulich machte, das ansonsten unsichtbar geblieben wäre.<sup>26</sup> Auf den engen Zusammenhang zwischen Fotografie und Fallstudie weist auch Abigail Solomon-Godeau hin: »To the extent that photography is less able to deal with collectivity than with individuality, work such as the F.S.A. project demonstrates a probably inevitable slippage from the political to the anecdotal or the emblematic.«<sup>27</sup> Der hier diagnostizierte Bedeutungsverlust der »politischen« zugunsten der »emblematischen« Dimension des amerikanischen Dokumentarismus bedarf jedoch einer genaueren Analyse, denn die in den entsprechenden Projekten betriebene Konkretisierung abstrakter ökonomischer Prozesse, deren mediale Präsenz innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Diskurse ja nicht ohne weiteres gegeben war, entfaltete eine ganz eigene politische Dynamik.

Schon der amerikanische Soziologe und Lehrer Lewis Wickes Hine hatte die Fotografie im Kampf gegen soziale Missstände als ein geeignetes Medium visueller Aufklärungsarbeit entdeckt. Eine Passage aus Hines 1909 erschienenem Artikel »Social Photography« macht dabei deutlich, dass gerade der Erfolg der Fotografie als Bildmedium im Bereich der Werbeindustrie aufgrund ihres unhinterfragten Wahrheitsanspruchs, ihrer raschen und umfassenden Ausbreitung und ihrer allgemeinen Verständlichkeit sie für eine sozial engagierte dokumentarische Praxis qualifizierte:

Long ago, the business man settled, in the affirmative, the question, »Does Advertising Pay?« [...] Now, the social worker, with the most human, living material as his stock in trade, is still going through the old steps of doubt and conviction. [...] We are only beginning to realize the innumerable methods of reaching this great public. [...] Take the photograph of a tiny spinner in a Carolina cotton mill. As it is, it makes an appeal. [...] With a picture thus sympathetically interpreted, what a lever we have for the social uplift. [...] In fact, [the picture] is often more ef-

Sirka Laass

148

fective than the reality would have been, because, in the picture, the non-essential and conflicting interests have been eliminated. The picture is the language of all nationalities and all ages.<sup>28</sup>

Die Eigenart der Fotografie, die Realität als direkte Transkription physischer Erscheinungen scheinbar unvermittelt und universell verständlich zu repräsentieren, gleichzeitig aber Raum für rhetorische Gestaltung zu bieten, führte sie einer Verwendung zu, bei der sie zum Lieferanten visueller Argumente einer reformpolitisch motivierten soziologischen Praxis wurde.<sup>29</sup> Die besondere Effektivität der Dokumentarfotografie als visuelles Kommunikationsmedium basierte für Hine dabei auf der Erzeugung stilistischer Einheit und ideologischer Kohärenz. In diesem Sinne fungierte sie als Garant einer dominanten Betrachterperspektive – eine Funktion, die Susan Scheibler mit Bezug auf das Dokumentarische im Allgemeinen für relevant erklärt:

Appropriating its photographic genealogy, the documentary form is able to offer itself as a metaphysical guarantee, offering presence and coherence through the possibility of knowledge. [...] The document promises that the limitless text of existence will take on a manageable form and substance, providing the spectator with a position of mastery over a potentially threatening world.<sup>30</sup>

Von einem solchen repräsentationskritischen Standpunkt aus betrachtet erscheint die Evidenz erzeugende Funktion der Dokumentarfotografie als eine Form der visuellen Aneignung von Realität. Die perspektivisch dominante Betrachterposition wird damit aber zu einer inhärent ideologischen Konstruktion: Der dokumentarische Blick durch die Kamera ist niemals interesselos und objektiv, sondern immer gesteuert von dem Wunsch nach sozialer, politischer oder ökonomischer Kontrolle des fotografisch Repräsentierten.

Im Vorwort von *Let Us Now Praise Famous Men* erklärt Agee die drei Pachtbauernfamilien, deren Bekanntschaft Evans und er auf ihrer Reise durch Alabama machten, in Anlehnung an die zahlreichen Fallstudien in der Dokumentationsliteratur der Zeit zu repräsentativen Beispielen seines Themas: »The nominal subject is North American cotton tenantry as examined in the daily living of three representative white tenant families.«<sup>31</sup> Der Gegenstand seines Textes erscheint damit zunächst fest in der Realität »vor Ort« als das Produkt imaginationsfreier, authentischer Erfahrung verankert. Immer wieder weist Agee auf

die Relevanz des Alltäglich-Faktischen hin, das den Ausgangspunkt für seinen Text bildet: »the effort is to recognize the stature of a portion of unimagined existence«,<sup>32</sup> heißt es ebenfalls im Vorwort des Buches und er betont mehrfach eindringlich, dass es ihm um die Darstellung profaner menschlicher Existenz geht.

Anders als in der vorausgegangenen Praxis dokumentarischen Schreibens und entgegen seiner Ankündigungen im Vorwort versucht Agee im Verlaufe des Buches jedoch nicht, die alltäglichen Lebensverhältnisse der drei Pächterfamilien in die gewohnten Wahrnehmungsmuster seiner Leserschaft zu transferieren, indem er die porträtierten Personen als Beispiele für ein wirtschaftliches oder soziales Phänomen instrumentalisiert. Anstatt sich der vorgegebenen pragmatischen Bestimmung seines Textes zu fügen und sich auf diese Weise das Verständnis seiner Leserschaft zu sichern, thematisiert Agee unaufhörlich die Begrenztheit seiner eigenen Darstellung angesichts der Singularität menschlicher Existenz und unterläuft etablierte Rezeptionshaltungen, indem er sich der kohärent-autoritativen Dokumentation einer gesellschaftlich verwertbaren ›Wahrheit‹ konsequent verweigert:

In a novel, a house or person has his meaning, his existence, entirely through the writer. Here, a house or a person has only the most limited of his meaning through me: his true meaning is much huger. It is that he *exists*, in actual being, as you do and as I do, and as no character of the imagination can possibly exist. [...] As for me, I can tell you of him only what I saw, only so accurately as in my terms I know how: and this in turn has its chief stature not in any ability of mine but in the fact that I too exist, not as a work of fiction, but as a human being.<sup>33</sup>

Als entscheidendes Differenzierungskriterium zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Repräsentationsverfahren wird hier zwar der Bezug des Textes auf eine reale Wahrnehmungssituation bestimmt, aus der realitätsbehauptenden Qualität seiner Darstellung erwächst für Agee jedoch trotz seines entschieden dokumentarischen Interesses kein absoluter Wahrheitsanspruch. Langes und Taylors Autorität stiftendes »Here we pass on what we have seen and learned« wird bei Agee in einer vergleichbaren Formulierung durch das Adverb »only« relativiert: »I can tell you of him *only* what I saw.«<sup>34</sup> Wenn Agee den Konstruktcharakter seines dokumentarischen Repräsentationsverfahrens in Abhängigkeit von der limitierten Perspektive seines Beobachterstandpunkts herausstreicht, stellt er die der dokumentarischen Praxis seiner Zeit zu Grunde liegenden Wahr-

Sirka Laass

150

nehmungs- und Deutungsmuster in Frage, die in der Figur des Augenzeugen eine perspektivisch mächtige Betrachterposition zur Legitimationsinstanz authentischer Wirklichkeitsdarstellung erklären. Agees tiefgreifende Skepsis gegenüber etablierten dokumentarischen Repräsentationsverfahren, insbesondere auch gegenüber der Kamera als Ausdruck der visuellen Bemächtigung einer fremden Wirklichkeit, äußert sich so immer wieder in einer eingehenden Reflexion seiner dominanten sozialen und visuell-kognitiven Position, seines »privilege of perception«,<sup>35</sup> gegenüber dem Gegenstand seiner Dokumentation.

Der Blick des Dokumentaristen, der auf dem Weg einer eindeutigen und nachvollziehbaren Darstellung die Kontrolle gesellschaftlicher Wirklichkeit behauptet, wird in *Let Us Now Praise Famous Men* selbst zum Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung. Wenn Agee in die Rolle des investigativen Dokumentaristen schlüpft, der seine überlegene Betrachterperspektive bewusst als die eines »spy, travelling as a journalist«<sup>36</sup> problematisiert, geht es ihm vor allem darum, die Konventionalität dokumentarischer Repräsentationsverfahren und ihre gesellschaftlichen Implikationen aufzudecken. Der Augenzeuge und Berichterstatter, Sinnbild des idealtypischen Schriftstellers in der Dokumentarliteratur der 1930er Jahre, wird zur Figur des Eindringlings umgedeutet und seine privilegierte Beobachterposition damit als eine zutiefst ideologische Konstruktion markiert. Agees und Evans Dokumentation, bemerkt Rabinowitz, gerät auf diese Weise zu einer »uncanny history of middleclass perception and its relationship to the powers and pleasures of looking at others«.<sup>37</sup>

Einschlägiger Ausdruck des sozialen und visuell-kognitiven Supremats des Dokumentaristen ist für Agee immer wieder die Kamera als ein optisches Instrument, das eine unüberwindbare Grenze zwischen Beobachter und Beobachtetem markiert. »While Agee had a life-long respect for the camera«, schreibt Michael Klug entsprechend, »he saw that it could impose dangerous limits on the imagination. If the writer uses the camera as model for his own perceptions, he inevitably becomes detached from the life that is before him«.<sup>38</sup> Thematisiert wird dieser Aspekt fotografischer Repräsentation gleich zu Beginn des Buches in dem Kapitel »July 1936«, in dem das wiederkehrende Motiv einer unüberwindbaren Distanz des Dokumentaristen zu der von ihm dokumentierten Realität in drei kleinen Episoden einprägsam in Szene gesetzt wird. In der letzten dieser Episoden begegnen Agee und Evans, als sie Vorbereitungen treffen, eine entlegene Landkirche zu fotografieren, einem schwarzen Ehepaar. Der von Agee antizipierte fotografische Akt als Moment der visuellen Bemächtigung einer fremden Wirklichkeit – »I watched what would be trapped, possessed, fertilized«<sup>39</sup> – steht dabei sinnbildlich für jene weit über die spezifische Situation

hinausreichenden Prozesse sozialer, ökonomischer und politischer Kontrolle, die auch das Verhältnis zwischen ihm und dem schwarzen Ehepaar bestimmen. Beseelt von dem Wunsch, den kulturellen Implikationen ihrer Handlungsweise zu entkommen und die Harmlosigkeit ihres Vorhabens zu erklären, läuft Agee dem Paar auf ihrem Weg ein Stück weit nach: »They made us, in spite of our knowledge of our own meaning, ashamed and insecure in our wish to break into and possess their church, and after a minute or two I decided to go after them and speak to them.«<sup>40</sup> Die auf den folgenden Seiten eingehend beschriebene Dynamik dieser Situation, in der sich Agee mit der durch die plötzliche Verfolgung ausgelösten Angst des schwarzen Paares konfrontiert sieht, kulminiert in einer unüberwindbaren und endgültigen Obstruktion des Blickkontakts:

Their faces were secret, soft, utterly without trust of me, and utterly without understanding; and they had to stand here now and hear what I was saying, because in that country no negro safely walks away from a white man, or even appears not to listen while he is talking, [...] so that again, with my eyes and smile wretched and out of key with all I was able to say, I said I was awfully sorry if I had bothered them; but they only retreated still more profoundly behind their faces, their eyes watching mine as if awaiting any sudden move they must ward, and the young man said again that that was all right, and I nodded, and turned away from them, and walked down the road without looking back.<sup>41</sup>

Der gestörte Blickwechsel als Ausdruck einer gescheiterten Kommunikation steht in der von Agee eindringlich geschilderten Episode mit gesellschaftlich-ideologischen Formationen im Bunde, welche die Augenzeugenschaft des Dokumentaristen zu einer (latent aggressiven) visuellen Heimsuchung werden lassen: Im Rahmen einer festgeschriebenen sozialen Ordnung gerät Agees privilegierter Blick zu einem Akt der visuellen Beherrschung und Inbesitznahme einer Gruppe gesellschaftlich exkludierter und rechtloser Subjekte. Die ›Lektüre‹ des fremden Blicks kann nur in eine Richtung gelingen, so dass die Botschaft, die Agee mit Hilfe seines Blickes zu vermitteln sucht, für das schwarze Ehepaar bis zuletzt unlesbar bleibt.

Die von Agee ausführlich geschilderte Situation kann thematisch als eine Art Auftakt für die (ähnlich prekäre) erste Begegnung mit der Pachtbauernfamilie Ricketts gelten. Auch hier entwickelt sich das Geschehen ausgehend vom Akt der fotografischen Aufnahme der Familie zu einem Komplex vielschichtiger sozialer Interaktionen, der sich um die beherrschende visuelle Position der

Sirka Laass

152

Dokumentaristen und ihrer Kamera anordnet. Entziehen sich die sozio-kulturellen Implikationen des fotografischen Akts offenbar dem Verständnis der fotografisch repräsentierten Pachtbauern, so reflektiert Agee den Gebrauch des optischen Apparates gleichwohl als einen Akt der Gewalt und der Kontrolle durch den Blick des Fotografen: »I notice how much slower white people are to catch on than negroes, who understand the meaning of a camera, a weapon, a stealer of images and souls, a gun, an evil eye.«<sup>42</sup> Die metaphorische Beschreibung der Kamera als einer bildräuberischen Waffe, dem sprichwörtlichen ›Bösen Blick‹ einer fernen und gnadenlosen Macht, ist von großer Aussagekraft hinsichtlich Agees repräsentationskritischer Einstellung, die Reed als ein zentrales Motiv seines Dokumentationsprojekts kennzeichnet: »*Let Us Now Praise Famous Men* can be read as a detailed political allegory about the relations between those of us with the power to represent others and those we claim to represent.«<sup>43</sup> Sadie Ricketts, die Mutter der Familie, die in der detailliert beschriebenen Szene als Einzige die der Kamera inhärenten ideologischen Effekte zu verstehen scheint, wird zum Fokus der Aufmerksamkeit in Agees emphatischem Versuch, durch seinen Blick eine Ebene persönlicher Verständigung zu etablieren, die der kulturell determinierten Dynamik visueller Bemächtigung entgegenwirkt. Gemäß seiner Kommunikationsabsicht nimmt der Text in dieser – hier stark gekürzt wiedergegebenen – Passage die Form eines Dialogs an:

You realized what the poor foolishness of your husband had let you all in for [...] and to you it was as if you and your children and your husband and these others were stood there naked in front of the cold absorptions of the camera in all your shame and pitiableness to be pried into and laughed at; and your eyes were wild with fury and shame and fear. [...] All this while it was you I was particularly watching, Mrs. Ricketts; you can have no idea with what care for you, what need to let you know, oh, not to fear us, not to fear, not to hate us. [...] So, continually, I was watching for your eyes, and whenever they turned upon me, trying through my own and through a friendly and tender smile (which sickens me to disgust to think of) to store into your eyes some knowledge of this, [...] but your eyes upon me, time after time, held nothing but the same terror. [...] And you looked a moment and withdrew your eyes, and gazed patiently into the ground, in nothing but sorrow.<sup>44</sup>

Ähnlich wie in der Begegnung mit dem schwarzen Paar scheitert auch in dieser Szene die Kommunikation über den Blickkontakt im Prozess der fotogra-

fischen Aufnahme, so dass der undurchsichtige Blick ebenso wie die Kamera als »witchcraft« für die fotografierten Pachtbauern bis zuletzt ein unfassbares Mysterium voller Unwägbarkeiten bleibt: »colder than keenest ice, and incalculably cruel«. <sup>45</sup> In Anlehnung an Crarys Analyse der Fotografie als einer »magischen Form«, die das fotografisch Repräsentierte in ein System symbolischer Ordnungen überführt, welche in der Folge als das Wirkliche behauptet werden, <sup>46</sup> kann der privilegierte, für die Pachtbauern unlesbare Blick des Dokumentaristen als ein magisches Instrument gesellschaftlicher Macht beschrieben werden, der durch die Konstruktion einer normativen, kulturell codierten, symbolischen Sichtweise die gesellschaftliche Verständigung *über* den Gegenstand dokumentarischer Repräsentation nur ermöglicht, indem er sich über eine Verständigung *mit* den solchermaßen visuell »Heimgesuchten« hinwegsetzt, die in der ausgewählten Passage als »Opfer« ihrer eigenen fotografischen Repräsentation erscheinen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen kann Shloss' Befund, »Agee continued to posture as a camera, wishing [...] to become a disembodied eye, to be someone who could be present without affecting the situation observed«, <sup>47</sup> nur sehr bedingt als zutreffend bezeichnet werden, denn die Fotografie erscheint für Agee nicht (oder doch nicht allein) als transparentes Medium, dessen Bedeutung sich in der bildlichen Vergegenwärtigung einer vorgängigen Realität erschöpft. In Agees Reflexion über die medienspezifischen Eigenschaften der Fotografie ist das Phänomen fotografischer Distanznahme und Entfremdung vom Referenten der Repräsentation vielmehr immer schon mitbedacht. Gegen gesellschaftlich-ideologische Formationen, die auf die Invisibilisierung medialer Vermittlungsstrategien des Dokumentarischen zielen, ist Agee vor allem daran gelegen, die Unhintergebarkeit des Mediums und die Limitation der eigenen Perspektive in der Vermittlung von Wirklichkeit offenbar werden zu lassen.

Der fotografische Effekt der Distanznahme zum Gegenstand der Repräsentation erscheint vielleicht an keinem Punkt des Buches deutlicher als in der Schilderung eines nachmittäglichen Gewitters, das Agee im Kreise der Familie Gudger erlebt. Das bedrohliche Unwetter schafft zwischen den im Haus der Pachtbauern bei Kerzenlicht versammelten Menschen eine Atmosphäre nahezu uneingeschränkter Intimität, die sich verliert, sobald das Gewitter vorübergezogen ist und die geöffneten Fensterläden das helle und klare Tageslicht einlassen:

The personality of a room, and of a group of creatures, has undergone change, as if of two different techniques of mediums; what began as

Sirka Laass

154

›rembrandt‹, deeplighted in gold, in each integer colossaly heavily plant-  
ed, has become a photograph, a record in clean, staring, colorless light,  
almost without shadow, of two iron sheeted beds which stand a little  
away from the walls; of dislocated chairs; within cube of nailed house-  
wood; a family of tenant farmers, late in a sunday afternoon, in a certain  
fold of country, in a certain part of the south, and of the lives of each of  
them, confronted by a person strange to them, whose presence and its  
motives are so outlandish there is no reason why any of it should be ever  
understood; almost as if there were no use trying to explain; just say, I am  
from Mars, and let it go at that.<sup>48</sup>

Mit dem Abzug des Gewitters findet sich Agee unversehens in der Rolle des Ein-  
dringlings wieder. Das Umschlagen der Stimmung von Vertrautheit zu Fremd-  
heit wird in dieser Textpassage vor allem mit Bezug auf die unterschiedlichen  
Ausdrucksformen Malerei und Fotografie reflektiert. In dem autoreflexiven Ver-  
weis auf die beiden Bildmedien erscheint die ›Fotografiehaftigkeit‹ der geschild-  
erten Situation gegenüber der ›Malereihaftigkeit‹ der vorhergehenden Situati-  
on explizit markiert. Die Evokation fremdmedialer Vermittlungsverfahren wirkt  
sich unmittelbar auf die Bedeutungskonstitution des Textes aus. Vor dem Hin-  
tergrund der expliziten Medienthematisierung erscheint der Wechsel des skiz-  
zierten Farbspiels entsprechend semantisch aufgeladen: Die warmen, dunklen  
und schweren Farben eines Rembrandt-Bildes versinnbildlichen menschliche  
Nähe, familiäre Eintracht und Geborgenheit, während die kalten, hellen und  
klaren Farben der beschriebenen ›mentalen‹ Fotografie Distanz und Fremdheit  
symbolisieren. Der sezierende Blick durch das Kamera-Auge nimmt mit foto-  
grafischer Präzision wahr, was auf einem Bild, wie es Rembrandt gemalt hätte,  
als organische Einheit erscheint. Der in sich geschlossene, um ein Lichtzentrum  
angeordnete Raum des gemalten Bildes wird in der Fotografie zu einem in sei-  
nen isolierten Bestandteilen wahrgenommenen »cube of nailed housewood«.  
Die ekphrastische Beschreibung<sup>49</sup> hat vor allem eine rezeptionslenkende Funk-  
tion: Dem Leser wird eine Textlektüre nahe gelegt, bei der die perspektivische  
Distanzierung des fotografischen Blickes die vorhandenen persönlichen Be-  
ziehungen zwischen Individuen zerstört und an ihre Stelle ein analytisches  
Klassifikationssystem, die Stereotypisierung der Pachtbauernfamilie, setzt: »A  
family of tenant farmers, late in a sunday afternoon, in a certain fold of country«.  
Fotografische Abstraktionsprozesse geraten auf diese Weise in einen Bedeu-  
tungszusammenhang mit den kulturellen und ideologischen Implikationen einer  
perspektivisch dominanten Betrachterposition, deren Kohärenz erzeugende

Funktion für die »Vermittlungs- und Verwertungsmechanismen einer liberalen Öffentlichkeit«<sup>50</sup> von entscheidender Bedeutung ist. Die technische Überpräzisierung der Fotografie zerstört die Verbindung der repräsentierten Individuen und Objekte untereinander und konstituiert auf diese Weise ihre symbolische Lesbarkeit im Kontext etablierter Wahrnehmungs- und Deutungssysteme. »Poverty viewed at a distance« ist Agees sarkastische Umschreibung für diesen Effekt fotografisch-dokumentarischer Distanznahme, den er in seinem Text immer wieder zu problematisieren sucht: »This is a book about ›sharecroppers‹, and is written for all those who have a soft place in their hearts for the laughter and tears inherent in poverty viewed at a distance, and especially for those who can afford the retail price.«<sup>51</sup>

Mit der Problematisierung des in zahlreichen Fallstudien der Depressionsdekade eingeübten fotografisch-dokumentarischen Blicks zielt Agee darauf ab, die unhintergehbare Medialität dokumentarischer Darstellungsformen sichtbar zu machen. Die permanente Latenz ihres Medienstatus garantierte der Fotografie jene Objektivitäts- und Authentizitätseffekte, die sie zum privilegierten Medium des Dokumentarismus der 1930er Jahre machten. Der medial vermittelten Blickführung der Fotografie war im Rahmen ihres dokumentarischen Einsatzes vor allem deshalb gesellschaftlicher Erfolg beschieden, weil es ihr gelang, sich als Medium unsichtbar zu machen und damit einen unvermittelten Zugang zu ihrem Gegenstand zu suggerieren. Wenn dagegen in *Let Us Now Praise Famous Men* immer wieder die wirklichkeitstransformierende Macht der Fotografie thematisch wird, wenn der sezierende Blick des Dokumentaristen wiederholt als eine aggressive Inbesitznahme der beobachteten Welt inszeniert wird, so geht es Agee dabei vor allem um die Störung der gesellschaftlichen Verwertbarkeit seines Texts als ›authentisches‹ Zeugnis der Wirklichkeit. Anstatt die Wahrheit der Darstellung zu authentifizieren, formuliert Agee eine immer größere Anzahl möglicher Versionen dieser Wahrheit. Sein Text ist geprägt von fortwährenden Unterbrechungen, Neuansätzen und Rücknahmen des Gesagten und folgt damit letztlich der Logik einer seriellen Darstellung vielfach miteinander verknüpfter Einzelelemente, die aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Die beständige Verschiebung der Perspektive – »Or by another saying. [...] Or by a few further notes«<sup>52</sup> – wird zum entscheidenden Merkmal der Textarchitektur. Die Kontingenz des jeweils geschilderten Realitätsausschnitts bewirkt, dass jeder Versuch, Wirklichkeit in ihrer Totalität und Gleichzeitigkeit abzubilden, scheitert, so dass die Schilderung nie zu einem letztgültigen Ende gelangt. In dem Maße wie sich *Let Us Now Praise Famous*

Sirka Laass

156

*Men* der Logik eindeutig fixierbarer Bedeutungszuschreibungen entgegenstellt, durchbricht das Werk die etablierten Wahrnehmungsparadigmen seiner Zeit.

- 1 James Agee/Walker Evans: *Let Us Now Praise Famous Men* [1941], London 2001.
- 2 *Fortune* verweigerte eine Veröffentlichung, da der Artikel in Art und Umfang den Rahmen des Magazins vollkommen sprengte. Erst 1941 fand sich mit Houghton and Mifflin ein Verlag, der bereit war, *Let Us Now Praise Famous Men* als Buch in vollem Umfang und mit nur minimalen Änderungen herauszubringen.
- 3 Obwohl eine Auseinandersetzung mit Evans' fotografischer Praxis und der Ästhetik seiner Bilder in diesem Zusammenhang ebenso aufschlussreich wie sinnvoll wäre, werde ich mich aus Platzgründen in meiner Analyse im Wesentlichen auf Agees Text beschränken müssen.
- 4 Paula Rabinowitz: *They Must Be Represented. The Politics of Documentary*, London/New York 1994, S. 51.
- 5 Edmund Wilson: *The Thirties. From Notebooks and Diaries of the Period* [1940], New York 1980, S. xv.
- 6 Vgl. Piers Brendon: *The Dark Valley. A Panorama of the 1930ies*, London 2001, S. 70 ff.
- 7 Vgl. William Stott: *Documentary Expression and Thirties America*, Oxford 1973, S. 68 ff.
- 8 Brendon und Edsforth weisen darauf hin, dass die Anzahl derer, die tatsächlich verhungerten, vermutlich gering war, während unzählige Menschen an den Folgekrankheiten von Unterernährung wie etwa Lungenentzündung starben (vgl. Brendon: *The Dark Valley* (Anm. 6), S. 75 f.; Ronald Edsforth: *The New Deal. America's Response to the Great Depression*, Oxford 2000, S. 84 f.).
- 9 Vgl. Stott: *Documentary Expression* (Anm. 7), S. 67 ff.
- 10 Caroline Bird: *The Invisible Scar. The Great Depression and What It Did to American Life from Then to Now*, New York 1966, S. 22.
- 11 Auf den Aspekt der Adressierung und Mobilisierung einer potenziellen Wählerschaft weist auch Rabinowitz hin: »The newly visible poor could hardly enter the public culture through documentaries about them. These genres were clearly intended for a middle-class audience of voters, who would be swayed by the scences of privation to support New Deal policies« (Rabinowitz: *They Must Be Represented* (Anm. 4), S. 14).
- 12 Von diesen Fotografien befinden sich heute rund 170 000 in der *Library of Congress* in Washington, D.C. Sie können dort größtenteils über Microfiche eingesehen werden (vgl. Maren Stange: *Symbols of Ideal Life. Social Documentary Photography in America 1890–1950*, New York 1989, S. 107).
- 13 Ebd., S. 108.
- 14 Astrid Böger: *People's Lives. Public Images. The New Deal Documentary Aesthetic*, Tübingen 2001, S. 148. Fotografen, die, wie Walker Evans, in ihrer Arbeit den klaren Vorstellungen Strykers nicht zu entsprechen gewillt waren, gerieten unweigerlich in Konflikt mit ihrem Vorgesetzten. Aus diesem Grund wurde Evans nach nur zweijähriger Einstellung aus den Diensten der *FSA* entlassen (vgl. Alan Trachtenberg: *Reading American Photographs. Images as History. Mathew Brady to Walker Evans*, New York 1989, S. 245).
- 15 Zitiert nach Stott: *Documentary Expression* (Anm. 7), S. 29 (Hervorhebungen im Original).
- 16 Horst Tonn: *Wahre Geschichten. Die amerikanische Dokumentarliteratur im 20. Jahrhundert*, Essen 1996, S. 75.
- 17 Sherwood Anderson: *Puzzled America* [1935], Mamaroneck/New York 1970, S. xi ff.
- 18 Stott: *Documentary Expression* (Anm. 7), S. 36.
- 19 Philip Rahv: *The Cult of Experience in American Writing* [1940], in: ders. (Hg.): *Literature in America*, Gloucester, MA 1973, S. 358–372 (hier: S. 368).
- 20 Edmund Wilson: *The American Jitters* [1932], New York 1980, S. 303.
- 21 Dorothea Lange/Paul Schuster Taylor: *An American Exodus. A Record of Human Erosion* [1939], New York 1975, S. 6.
- 22 Erskine Caldwell/Margaret Bourke-White: *You Have Seen Their Faces* [1937], New York 1975, S. 167 f. (meine Hervorhebungen, S.L.).

- 23 Vgl. ebd., S. 13: »The legends under the pictures are intended to express the authors' own conception of the sentiments of the individuals portrayed; they do not pretend to reproduce the actual sentiments of these persons«.
- 24 Ebd., S. 187.
- 25 Tonn: Wahre Geschichten (Anm. 16), S. 81. Der Frage nach dem vollständigen Gelingen dieser Konstruktion soll an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Ich bin überzeugt, dass sich nicht jede Bildrezeption allein in den vorgesehenen Bahnen bewegt. Mein Argument beschränkt sich hier jedoch auf die Bemerkung, dass Caldwell und Bourke-White danach trachten, den Rezipienten zu bewegen und dieser Bewegung – nicht zuletzt durch die geschickte Inszenierung einzelner Fotografien – eine bestimmte Richtung zu verleihen.
- 26 Auch Stott weist auf den Vorzug von Einzelfallstudien in der Darstellung abstrakter Sachverhalte wie der Wirtschaftskrise hin, indem er das amerikanische Magazin *Life* in einer Ausgabe aus dem Jahr 1938 zitiert: »During the recession of 1937–38, the magazine remarked that ›depressions are hard to see because they consist of things not happening, of business not being done‹. To document the recession, *Life* (typically) described the plight of one man who had just lost his job and of the family that depended on him« (Stott: Documentary Expression (Anm. 7), S. 67 f.).
- 27 Abigail Solomon-Godeau: *Photography at the Dock. Essays on Photographic Histories, Institutions, and Practices*, Minneapolis 1997, S. 179.
- 28 Lewis Hine: *Social Photography* [1909], in: Alan Trachtenberg (Hg.): *Classic Essays on Photography*, New Haven, CT 1980, S. 109–113 (hier: S. 110 f.).
- 29 Philippe Dubois spricht in Anlehnung an die Terminologie des amerikanischen Semiotikers Charles Sanders Peirce von einer ikonischen, einer indexikalischen und einer symbolischen Zeichendimension fotografischer Repräsentationsverfahren. Mit dem Begriff des Index fasst er das Medienspezifische der Fotografie pragmatisch als einen kurzen Augenblick der unvermittelten physikalischen Kontiguität zwischen dem Fotobild und dem Referenten im Vollzug des fotografischen Akts, ohne dabei die Frage nach den kulturell determinierten Verwendungsweisen des Mediums, seiner symbolischen Zeichendimension, aus den Augen zu verlieren. Die Fotografie weist laut Dubois auf die bloße Existenz des Referenzobjekts hin, dessen Bedeutung jedoch immer das Produkt ihres gesellschaftlichen Einsatzes bleibt (vgl. Philippe Dubois: *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*, Amsterdam/Dresden 1998, S. 54 ff.). In seiner Weiterführung der Barthes'schen Betrachtung der Fotografie als ›Botschaft ohne Code‹ bezieht sich Dubois auch auf die Erkenntnisse von Rosalind Krauss, die den Index in die Nähe einer Klasse von sprachlichen Zeichen rückt, die ihrerseits in der Linguistik als »shifter«, als semantisch inhaltsleere deiktische Formen beschrieben werden, die auf etwas verweisen, ohne selbst Bedeutung zu tragen (vgl. Rosalind Krauss: *Anmerkungen zum Index*, Teil 1, in: dies.: *Die Originalität der Avantgarde und andere Mythen der Moderne*, Amsterdam/Dresden 2000, S. 249–264). So folgerichtig Dubois und Krauss auch von der (zumindest für einen Augenblick ›reinen‹) Indizialität der fotografischen Abbildung auf ihre grundlegende semantische Inhaltslosigkeit schließen, bleibt doch zu bemerken, dass die Fotografie auch, und gerade, über ihre deiktische Funktion der Aufmerksamkeitslenkung die Sichtbarkeit bestimmter sozialer oder politischer Phänomene oder Gruppen konstruiert und inszeniert. Auch vor dem Hintergrund ihrer indexikalischen Bestimmung ist die Authentizität fotografischer Darstellung also zu relativieren. Die besondere Repräsentationsleistung der Fotografie, ihre singuläre Verbundenheit mit dem Referenten fotografischer Abbildung, bleibt untrennbar verknüpft mit ihrem gesellschaftlichen Einsatz als visuelles Dokument einer (womöglich erst durch sie sichtbar gemachten) Wirklichkeit.
- 30 Susanne Scheibler: *Constantly Performing the Documentary*, in: Michael Renov (Hg.): *Theorizing Documentary*, London/New York 1993, S. 135–150 (hier: S. 138).
- 31 Agee/Evans: *Famous Men* (Anm. 1), S. 10.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd., S. 25 (Hervorhebung im Original).
- 34 Ebd. (meine Hervorhebung, S.L.).
- 35 Ebd., S. 186.

Sirka Laass

158

- 36 Ebd., S. 16.
- 37 Rabinowitz: *They Must Be Represented* (Anm. 4), S. 36.
- 38 Michael A. Klug: *James Agee and the Furious Angel*, in: *Canadian Review of American Studies* 11 (1980), S. 313–345 (hier: S. 315 f.).
- 39 Agee/Evans: *Famous Men* (Anm. 1), S. 49.
- 40 Ebd., S. 50.
- 41 Ebd., S. 52 f.
- 42 Ebd., S. 321.
- 43 Thomas Vernon Reed: *Unimagined Existence and the Fiction of the Real. Postmodernist Realism in »Let Us Now Praise Famous Men«*, in: *Representations* 24 (1988), S. 156–176 (hier: S. 157).
- 44 Agee/Evans: *Famous Men* (Anm. 1), S. 323 ff.
- 45 Ebd., S. 323.
- 46 Vgl. Jonathan Crary: *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, Dresden/Basel 1996, S. 24: »Fotografie und Geld werden im 19. Jahrhundert zu homologen Formen der gesellschaftlichen Macht. [...] Beides sind magische Formen, die eine neue Menge abstrakter Beziehungen zwischen dem Individuum und den Dingen schaffen und diese Beziehungen als das Wirkliche darstellen«.
- 47 Carol Shloss: *In Visible Light. Photography and the American Writer 1840–1940*, Oxford 1987, S. 193.
- 48 Agee/Evans: *Famous Men* (Anm. 1), S. 357.
- 49 Zum Begriff der Ekphrasis vgl. etwa Hans-Peter Wagner: *Ekphrasis*, in: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar 2004, S. 137 f. Wagner betrachtet »jegliche verbale Äußerung über ein Kunstwerk als Ekphrasis« (ebd., S. 137). Da es in der vorliegenden Textpassage nicht um die Beschreibung einer realen Fotografie geht, bevorzuge ich Clüvers weiter gefasste Definition der Ekphrasis als »the verbal representation of a real or fictitious text composed in a non-verbal sign system« (Claus Clüver: *Ekphrasis Reconsidered. On Verbal Representation of Non-Verbal Texts*, in: Ulla-Britta Lagerroth u.a. (Hg.): *Interart Poetics. Essays on the Interrelation of the Arts and Media*, Amsterdam/Atlanta 1997, S. 19–33 (hier: S. 22)).
- 50 Tonn: *Wahre Geschichten* (Anm. 16), S. 110.
- 51 Agee/Evans: *Famous Men* (Anm. 1), S. 27.
- 52 Ebd., S. 137.

**Gabriele Schabacher**  
**DIE EVIDENZ DES FAKTISCHEN. AUTOBIOGRAPHIE,**  
**VERIFIKATION UND DER FALL WILKOMIRSKI**

1.

Dass Autobiographien einen unmittelbaren Bezug zu Leben und Person des historischen Autors unterhalten, dass sie also nicht nur auf Fakten referieren, sondern diese gleichsam sind, eine Lebensgeschichte nicht allein erzählen, sondern als Beleg für deren Tatsächlichkeit fungieren, dass sie sich damit durch einen förmlich direkten Konnex zur Welt auszeichnen, scheint zunächst völlig evident – klar, einleuchtend, gewiss und wahr. Die evidente Unmittelbarkeit der Autobiographie ist dabei allerdings nicht allein in der Identität von Autor und Gegenstand begründet – wer sollte eine Lebensgeschichte besser berichten können, als derjenige, der dieses Leben geführt hat? Vielmehr verbindet sich die Autobiographie darüber hinaus mit einem spezifischen Vor-Ort-Sein: »Ich kann z.B. über KZs nur autobiographisch schreiben, wenn ich tatsächlich dort gewesen bin.«<sup>1</sup> Durch ein solches Vor-Ort-Sein rückt der Autobiograph in die Position des Zeugen, der die Wahrheit seines Textes dadurch verbürgt, dass er nur das schildert, was er am Ort des Geschehens mit eigenen Augen gesehen hat. Lokalisierbare Augenzeugenschaft in dieser Art von Selbstzeugnissen stellt also den Grund dafür dar, dass Autobiographien Quellenstatus zugesprochen wird. Sie werden als Quellen zum Autor herangezogen, wenn es darum geht, biographischen Hintergrund zu erhellen, oder firmieren als kulturhistorische Zeugnisse, die Aufschluss über Sozial-, Alltags- oder Erfahrungsgeschichte vermitteln können: Denn als Dokument verstanden verheißen Autobiographien einen Durchgriff auf die Wirklichkeit.

Einem derartigen Verständnis von Autobiographie wird allerdings vielfach ein »naiver Realismus«<sup>2</sup> attestiert. Ohne einem solchen Realismus das Wort reden zu wollen, soll er gleichwohl den Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen bilden: Es gilt in Betracht zu ziehen, dass es sich bei diesem »dokumentarischen« Verständnis von Autobiographie nicht allein um eine übliche – der gegenwärtige Produktions- wie Rezeptionsboom<sup>3</sup> spricht hier Bände –, sondern vielmehr um eine für diese Textgattung konstitutive Praxis handelt.<sup>4</sup> Dabei ist dieser »Quellenglaube«<sup>5</sup>, die Tatsache also, dass Autobiographien rezipiert werden, um über Drittes – den Autor, die Epoche, die Mentalität, die Welt – Auskunft zu erhalten, für den Gegenstand »Autobiographie« konstitutiv, ohne dass er durch ihn – aus ihm heraus – legitimierbar wäre. Somit geht es nicht allein um

Gabriele Schabacher

160

die Evidenz des Faktischen *in* der Autobiographie, sondern ebenso um die Evidenz des Faktischen *für* die Autobiographie: Zu befragen sind nicht nur Evidenz-Effekt und -Verfahren, sondern darüber hinaus deren Einsatz und Funktion in der Debatte um den gattungstheoretischen Status von Autobiographien.

Befragt man den eingangs beschriebenen Evidenz-Effekt nach den rhetorischen Verfahren seiner Produktion, so sind für den Kontext der Autobiographie besonders zwei Aspekte hervorzuheben: erstens eine im Evidenzbegriff angelegte Übergängigkeit von ›zeigen‹ und ›zeugen‹, wie sie sich im Begriff der *Augen-Zeugenschaft* bereits andeutete. Evidenz meint »zeigen statt sprechen«, d.h. eine Figur der Vertauschung von Text und Bild im Sinne des »Vor-Augen-Stellen eines Gesagten, als wäre es ein Bild«. <sup>6</sup> Nicht um den Einsatz von ›konkreten‹ Bildern <sup>7</sup> im Rahmen der Autobiographie und dadurch hergestellte Evidenz-Effekte geht es also – eine für dokumentarische Texte durchaus gängige Praxis –, sondern um die Effekte einer »Medientransposition« <sup>8</sup> im Text – »als wäre es ein Bild«. <sup>9</sup> Der Status eines solchen Bildes ist allerdings, so könnte man sagen, ein doppelter: Es wird sowohl als Gemachtes (›zeigen‹) wie auch als vorab Vorhandenes (›zeugen‹) adressiert. Für das Vor-Augen des Bildes lässt sich nämlich unterscheiden zwischen dem Vor-Augen-Stellen als einem Verfahren der *Bildgebung* und dem lokativen Vor-Augen-Stehen des Bildes im Sinne eines Vor-sich-Sehens, <sup>10</sup> das darin seine potentielle Nähe zur Kategorie der Zeugenschaft – aber eben auch zum Phantasma – verdeutlicht. An der Hypotypose wie auch der *evidentia*, *illustratio* und *demonstratio* ist deshalb hervorzuheben, dass es sich um eine Veranschaulichung handelt, bei der das Dargestellte »nicht nur präsent zu sein, sondern auch *sich selbst* zu präsentieren scheint«, es geht also um die Fähigkeit etwas so zu präsentieren, »als würde es tatsächlich vom Auge wahrgenommen.« <sup>11</sup> Ein üppiges Gastmahl beispielsweise im Bild eines von Fischgräten übersäten und von Weinlachen schmierigen Bodens. »Was«, hatte Quintilians knapper Kommentar zu dieser von Cicero stammenden Beschreibung gelautet, »hätte jemand sonst noch gesehen, der selbst den Raum betreten hätte?« <sup>12</sup> In der Figur des Augen-Zeugen überkreuzen sich damit zu meist getrennt gehaltene Traditionen des Evidenzbegriffs: <sup>13</sup> (Rhetorischer) Augenschein, (juristische) Beweisfähigkeit und (philosophische) Gewissheit treffen als Frage danach, was und wie ein derartiger Zeuge zeigt, aufeinander.

Für den Kontext der Autobiographie hervorzuheben ist zweitens eine im Evidenzbegriff vorhandene Übergängigkeit von Erzählen und Beschreiben, wie sie Campe im Anschluss an Quintilians narrative Prägung des Evidenzbegriffs für das Paar Evidenz/Hypotypose konstatiert: »Evidenz ist eine Art der Narration, die im Erzählen beschreibt; Hypotypose ist eine deskriptive Figur, in der

sich das unvermeidliche narrative (situative oder sukzessive) Moment aller (sprachlichen) Deskription enthüllt.«<sup>14</sup> Zeigende Rede wäre also als Ergebnis einer spezifischen Verschränkung von Beschreiben und Erzählen, die derart erzeugte Bildlichkeit ein Texteffekt, nämlich »das Phantasma eines Textes [...], der reine Anschauung ist.«<sup>15</sup> Das hat allerdings Konsequenzen. Denn in beiden Paaren – Zeigen/Zeugen sowie Erzählen/Beschreiben – wird die Frage nach der Schwelle zwischen Faktizität und Fiktion aufgerufen. Ist nämlich für das Zeigen des Augen-Zeugen nicht eindeutig, ob etwas gesehen wurde oder diese Perspektive nur simuliert wird, steht auch mit der Verbindung von Beschreiben und Erzählen die Unterscheidbarkeit von Faktizität und Fiktion auf dem Spiel. Erneut ist es Campe, der auf den Zusammenhang einer Evidenz der ›Quasibildlichkeit‹ in Erzähltexten mit der *fact-fiction*-Frage hinweist: Für den Einsatz von als evidentiell verstandenen Tabellen im Rahmen von Defoes Romanen, aber auch für den Roman selbst als ›Tableau‹ (einer Welt), wird eine Doppelheit von »Dokument und Darstellung«, die »Vergegenwärtigung im Bericht« festgehalten,<sup>16</sup> das Tableau also als Ort der Konstruktion eines Gegenstandes bestimmt, »der weder einfach fiktiv noch faktisch ist.«<sup>17</sup> Wieviel mehr, so ist angesichts der narrativ-zeigenden Augenzeugenschaft der Autobiographie zu fragen, muss dies für eine Gattung zum Problem werden, die sich prinzipiell durch eine disziplinäre Doppeladressierung auszeichnet: Autobiographie ist einerseits Geschichte, andererseits aber Literatur, historisches Dokument und literarische Darstellung, Objekt der Geschichts- wie Gegenstand der Literaturwissenschaft, Fakt und Fiktion. Wenn nun bereits im Konzept der Evidenz eine Doppelheit von Faktizität und Fiktion angelegt ist, so mutet eine Rede von der Evidenz des Faktischen zunächst widersprüchlich an. Deshalb erscheint es sinnvoll, dem Rekurs auf die Instanz des Faktischen im Rahmen der theoretischen Auseinandersetzung mit der Gattung Autobiographie in Literatur- und Geschichtswissenschaft genauer nachzugehen und ihn auf seine Funktion und Überzeugungskraft als Stratagem einer spezifischen Wahrheitspolitik zu befragen. Denn Wahrheit – und nicht das romantheoretisch applizierte Konzept der Wahrscheinlichkeit – bildet den Kernbegriff der Debatte um den Status der Autobiographie.

Jede theoretische Beschäftigung mit Autobiographie setzt sich mit dem Referenzbezug auseinander, wobei die vermeintliche Gegebenheit einer Evidenz des Faktischen jedoch schnell an Eindeutigkeit verliert, also keineswegs selbsttätig aus sich herausleuchtet und aufscheint.<sup>18</sup> Aufgrund dieser Uneindeutigkeit gehört die Autobiographie weder in Literatur- noch Geschichtswissenschaft zu den Kerngegenständen des Fachs. Für die Literaturwissenschaft, so könnte man sagen, ist sie nicht eindeutig genug Fiktion, für die Geschichtswis-

Gabriele Schabacher

162

senschaft nicht eindeutig genug Dokument. Erst vergleichsweise spät setzt deshalb in der Literaturwissenschaft ein Interesse an der Autobiographie ein, das die Gattungsproblematik gewissermaßen als *reentry* der disziplinären Doppeladressierung nun innerhalb der Literaturwissenschaft entlang der Frage von Faktizität und Fiktion thematisiert. Theoriegeschichtlich wird dabei zunächst die Seite der Referenz der Autobiographie akzentuiert, um deren Eigenständigkeit als kulturhistorisches Zeugnis zu betonen.<sup>19</sup> Es folgt eine Nobilitierung im Rahmen ästhetischer Bemühungen, die Form der Autobiographie als Kunstwerk zu fassen und ihren besonderen Wert in der ›Wahrheit des von innen gesehenen Lebens‹ zu verorten.<sup>20</sup> Schließlich macht die gattungstheoretische Abgrenzung der Autobiographie von benachbarten Formen – allen voran vom formal identischen, aber als fiktional verstandenen Roman – eine erneute Betonung ihrer Faktizität erforderlich.<sup>21</sup> Eine solche Grenzziehung gegenüber dem Roman lässt sich allerdings im Zuge einer zunehmenden Berücksichtigung von Autobiographien des 20. Jahrhunderts nicht aufrecht erhalten – jeder Text »mit einem lesbaren Titelblatt«, so Paul de Man in seiner Bestimmung der Autobiographie als grundsätzlicher Lese- und Verstehensfigur, sei »in gewisser Weise autobiographisch«<sup>22</sup> – und mündet deshalb in die Diagnose einer Auflösung von Gattungsgrenzen in der Moderne, der Fiktionalisierung des Genres, gar des Endes der Gattung:<sup>23</sup> Von »amphibischen Gattungen mit verschwimmenden Rändern«<sup>24</sup> ist die Rede, von Hybridisierung, Verwischung und Kontamination der Unterscheidung von Faktizität und Fiktion;<sup>25</sup> allerdings werden diese Thesen stets entlang einer Achse errichtet, die ihrerseits in diachron-epochaler Applikation der Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung einer als ›traditionell‹ apostrophierten Autobiographie wieder die Seite des Faktischen zuweist.

Auch von geschichtswissenschaftlicher Seite werden Autobiographien lange Zeit argwöhnisch betrachtet, gelten sie doch als von einem romanhaften Element durchsetzt, als ›lediglich‹ subjektiv und damit als unzuverlässig.<sup>26</sup> Gleichwohl werden sie im Rahmen von Biographieforschung, Erfahrungs- und Alltagsgeschichte als Quellen herangezogen, die in der dargestellten Selbstsicht des Verfassers einen Zugriff auf Kategorien wie ›Lebenswelt‹, ›Milieu‹ oder ›Identität‹ erlauben: »Die Einbindung der jeweiligen Verfasser in Ehe und Familie, in Sippe und Gemeinde, in Land und Staat, die Sicht des eigenen Körpers, die Erfahrung von Krankheit und Angst, all dies sind Fragen, die durch den autobiographischen Text zuerst, wenn auch nicht alleine beantwortet werden.«<sup>27</sup> Der für diesen Zusammenhang im Anschluss an die Rede vom ›personal document‹ bzw. ›document of life‹ der anglo-amerikanischen Sozialwissenschaften neugeprägte Begriff »Ego-Dokumente«<sup>28</sup> macht den Glauben deutlich, jene

Schwierigkeiten umgehen zu können, die das Konzept ›Auto-bio-graphie‹ artikuliert: Dass nämlich jeder Zugriff auf *bios* nicht nur durch die Ungewissheiten der reflexiven Instanz eines *autos*, sondern ebenso und besonders aufgrund des Moments der Schriftlichkeit – *graphein* – gestört, wenn nicht gar blockiert sein könnte, denn schließlich tritt, um nur eine der möglichen Verkomplizierungen zu erwähnen, *autos* nicht nur als ›Autor‹, sondern auch als Gegenstand der Erzählung, d.h. auf Seiten von *bios*, auf. Ein Verständnis von Autobiographien als Ego-Dokumenten dagegen forciert eine Praxis, in der Autobiographien »als Quellen *benutzt* und nicht, wie im literaturwissenschaftlichen Gebrauch, als Texte *interpretiert*« werden.<sup>29</sup> Neuere Ansätze in der Geschichtswissenschaft versuchen gegenüber einer solchen Inanspruchnahme von Autobiographie als »Faktensteinbruch« für soziostrukturelle Daten und Alltagspraktiken das Augenmerk auf die spezifische Textualität und Narrativik dieser Gattung zu legen.<sup>30</sup> Angeschlossen wird dabei an die von Hayden White initiierte Debatte um den narrativ-literarischen Charakter der Historiographie, die als Frage der ›Fiktionalisierung der Historie‹ diskutiert wird.<sup>31</sup> White, der das Faktische selbst zur Fiktion der Historiker erklärt, die narratologische Unterscheidbarkeit zwischen fiktionalen und faktischen Texten dementiert und die Frage der Darstellung zum integralen Bestandteil historischer Erkenntnis erhebt,<sup>32</sup> also das »Wie‹ des Sagens [...] zum Bestandteil des ›Was‹« avancieren lässt,<sup>33</sup> stellt damit die für die Geschichtswissenschaft grundlegende Trennung von *res* und *verba* in Frage, rückt also die Untrennbarkeit von Ereignis – Fakt – und seiner Darstellung – Fiktion – ins Zentrum des Interesses.

Ebenso wie in der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung findet sich damit auch in der Geschichtswissenschaft eine inner-disziplinäre Bearbeitung der Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung, hier durch die Betonung des fiktionalen Charakters jeglicher Ereignis-Darstellung. Der Versuch, Faktisches dingfest zu machen, scheitert also stets im Hinblick auf seine narrativ-textuelle Verfasstheit. Als Ergebnis des Überblicks über die theoretischen Auseinandersetzungen ist deshalb festzuhalten, dass sich die Autobiographie gerade dadurch auszuzeichnen scheint, dass sie die Frage der Unterscheidung von Faktizität und Fiktion immer wieder, um nicht zu sagen: permanent, zur Disposition stellt. Wenn also der gleichwohl stattfindende Rekurs auf eine Evidenz des Faktischen – Stichwort: ›naiver Realismus‹ – nicht immanent, d.h. aus der Autobiographie selbst heraus zu begründen ist, so gilt es, seine Funktion demgegenüber im Verhältnis zu der von der Autobiographie prozessierten Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung aufzusuchen, den Rekurs auf die Evidenz des Faktischen also als eine spezifische Form der Reaktionsbildung zu fassen.

Gabriele Schabacher

164

Warum kann man es nun nicht einfach bei einer Tendenz zu Fiktionalisierung bzw. Hybridisierung von autobiographischen oder historiographischen Texten belassen? Warum nicht in Baudrillard'scher Manier anerkennen, dass sich in derartigen Texten generell Simulation und Virtualität in einer Weise mit der Realität kreuzen, dass eine Unterscheidbarkeit von Fakt und Fiktion schlichtweg nicht mehr gegeben ist? Weil, so wäre zu antworten, sich am Fall der Autobiographie eindrucksvoll zeigen lässt, dass hier entschieden werden muss und auch entschieden wird – weil nur eine Entscheidung die an die Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung gekoppelten Differenzen Poesie/Wissen, Kunst/Wissenschaft, Schein/Wirklichkeit, Einbildungskraft/Empirie, Wahrscheinlichkeit/Wahrheit in Kraft belässt, und zwar selbst dann, wenn eine solche Entscheidung an sich selbst nicht gerechtfertigt sein sollte. Mit dem Moment der Entscheidung aber befindet man sich am Übergang von der Ebene der Theorie zu der der Praxis. Nicht mehr Epistemologie, sondern Fragen des Handelns, um nicht zu sagen: des Handlungsdrucks, rücken damit in den Vordergrund. Denn Macht und Geltung der sich entlang der Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung aufrichtenden Institutionen stehen auf dem Spiel. So sehr beispielsweise der Rechtsdiskurs eine potentielle Hybridität von Fakten und Fiktion anerkennen mag, so sehr ist jede Rechtsprechung gleichwohl von ihrer Unterscheidbarkeit abhängig. Es geht also um eine spezifische Kombination aus »Evidenzmangel und Handlungszwang«, Voraussetzungen einer Situation, die mit Hans Blumenberg als rhetorische zu verstehen wäre.<sup>34</sup> Dass dabei die auf Realismus pochende, »antirhetorische Figur *res, non verba!*« als eines der wichtigsten rhetorischen Kunstmittel fungieren kann,<sup>35</sup> ist dabei keineswegs zufällig, sondern mit Blick auf die Funktion einer Evidenz des Faktischen für die skizzierten Unentscheidbarkeitsprobleme vielmehr als deren notwendige Konsequenz zu verstehen.

## 2.

Der engere Kontext der Shoah-Autobiographik bildet gewissermaßen den Schnittpunkt des dargestellten Problemfeldes. Hier spitzen sich die Fragen von Unentscheidbarkeit bei gleichzeitiger Entscheidungsnotwendigkeit aus mehreren Gründen zu. Denn nicht nur werden die in Frage stehenden Texte gleichermaßen von Geschichts- wie Literaturwissenschaft als Gegenstände adressiert,<sup>36</sup> in der beidseitigen Problematisierung des Zeugnischarakters von Shoah-Autobiographien rückt die Dimension der Faktizität – also Fragen nach historischer Augenzeugenschaft und Beweis – erneut ins Zentrum des Interesses. In diesem

Fall nämlich bürgt der Autobiograph nicht nur für eine persönliche Lebensgeschichte, vielmehr steht er im Kontext einer kollektiv verankerten und dokumentierten Geschichte: Autobiographie als Zeugnis ist bezogen auf die Shoah, adressiert also immer »eine für *alle* unhintergehbare Faktizität.«<sup>37</sup> Im Rahmen der im Anschluss an Adorno und Lyotard geführten Diskussion um die Undarstellbarkeit<sup>38</sup> der Shoah wird für Autobiographien an der Paradoxie der »Unmöglichkeit der Darstellung [...] bei gleichzeitiger Verpflichtung zur Erinnerung«<sup>39</sup> festgehalten. D.h. die Tatsache der Vorhandenheit von Darstellungen Überlebender wird gerade als Auseinandersetzung mit der Undarstellbarkeit des Ereignisses selbst verstanden.<sup>40</sup> Dabei wird besonders der ersten Phase der Shoah-Literatur – also den Berichten direkter Opfer und Augenzeugen – Zeugnischarakter<sup>41</sup> attestiert, der sich in einem Festhalten an der Faktizität des Dargestellten und einer visuell-rekonstruierenden Erinnerung manifestiert.<sup>42</sup> Konsequenterweise erscheint Fiktion in diesem Kontext als »Verrat am Erlebten.«<sup>43</sup> Davon unterschieden wird die sogenannte »postfaktische«<sup>44</sup> Shoah-Literatur, vornehmlich die ab den 1980er Jahren erscheinenden Autobiographien von Kinderüberlebenden, die explizit den Erinnerungs- als Schreibprozess reflektieren und dabei den notwendig konstruktiven und fiktionalen Charakter ihrer Darstellung ausstellen.<sup>45</sup> Die Betonung der (fiktionalen) Darstellung dieser Shoah-Autobiographien wird dabei explizit an die Thesen Whites zum narrativen Charakter der Historiographie angeschlossen.<sup>46</sup> Wenn man so will, lässt sich diese Phasenaufteilung der Shoah-Autobiographik abermals als Versuch einer diachronen Aufteilung von Fakt und Fiktion verstehen. Doch selbst bei Betonung des fiktionalen Charakters von Shoah-Autobiographien bleibt ein entscheidender Faktor bestehen: Beglaubigt sind diese Autobiographien durch ein historisches »Dagewesen-Sein« oder rekonstruierbare Filiationsketten, die etwa Autoren der dritten Generationen mit solchen Augen-Zeugen »vor Ort« verbinden.

Am »Fall Wilkomirski«<sup>47</sup> lässt sich nun zeigen, was die in Geschichts- und Literaturwissenschaft eingeübten Umgangsformen mit der Gattung »Autobiographie« bedrohen kann und welche Rolle die Evidenz des Faktischen dabei spielt. 1995 veröffentlicht Binjamin Wilkomirski im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp den Text *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*, der seine Kindheits-erinnerungen als KZ-Überlebender schildert: Zerstörung des Rigaer Ghettos, Trennung von der Familie, Deportation nach Majdanek und Birkenau, Exil und weiteres Aufwachsen in der Schweiz mit neuer/falscher Identität bei verschiedenen Pflegeeltern, Erfahrung der grundlegenden Skepsis, die man seiner Geschichte/Erinnerung entgegenbringt. Trotz vereinzelt geäußelter Kritik an der

Gabriele Schabacher

166

Glaubwürdigkeit wird das Buch als Autobiographie auf den Markt gebracht und zum Erfolg: Journalisten, Experten und Überlebende loben den Text gleichermaßen – das schmale Buch habe »das Gewicht dieses Jahrhunderts«. <sup>48</sup> Es wird in neun Sprachen übersetzt, es erhält mehrere Preise (vornehmlich von jüdischen Organisationen), und Wilkomirski tritt als Experte und Sprachrohr anderer Überlebender auf, die sich teilweise direkt in seinen Schilderungen wiederzuerkennen meinen und so seinen Bericht bestätigen. Er hält Lesungen ab, besucht zahlreiche Kongresse, tritt im Fernsehen auf und wird zum Gegenstand von Dokumentationen. <sup>49</sup>

Drei Jahre später dann der Eklat: Im August 1998 erscheint ein Artikel von Daniel Ganzfried, der behauptet, Wilkomirski sei gar nicht Wilkomirski, sondern vielmehr der Schweizer Bruno Grosjean, und seine Geschichte sei pure Erfindung. <sup>50</sup> In der Folge beauftragt man den Historiker Stefan Mächler, die Vorwürfe zu prüfen. In einer detaillierten Recherche, die auch zahlreiche Interviews mit Wilkomirski selbst beinhaltet und sämtliche behördlich verfügbaren Dokumente prüft – Wilkomirski ist Mitunterzeichner des Vertrags und stellt Mächler eine generelle Vollmacht aus, auch unter Datenschutz stehende Dokumente bzw. unter Schweigepflicht stehende Personen zu befragen <sup>51</sup> –, bestätigt Mächler den erhobenen Verdacht: Benjamin Wilkomirski ist identisch mit Bruno Dösseker alias Bruno Grosjean. <sup>52</sup> Damit ist die Namensidentität im Fall Wilkomirski also bereits in der »echten« Biographie durch den Vorgang einer Adoption – aus Grosjean wird Dösseker – »gebrochen«. Gegen die ihm gegenüber erhobenen Vorwürfe verwahrt sich Wilkomirski jedoch und bleibt bei seiner Geschichte. Er betont, damit genau das Schicksal von Kinder-Überlebenden zu erfahren, die ihr Überleben der Tatsache verdanken, unter falschem Namen im Kleinkindalter den Eltern entrissen worden zu sein, dementsprechend ein Leben lang nach Beweisen ihrer Identität und Biographie suchten und genau aufgrund der Nicht-Dokumentiertheit dieser Vertauschungen stets dem Zweifel ihrer Umwelt ausgesetzt seien. Eine Argumentation, durch die Wilkomirski besonders von anderen Überlebenden Unterstützung erfährt, die hier ihre eigenen Erfahrungen bestätigt sehen. <sup>53</sup> »Wer Wilkomirskis Identität hinterfragte«, so fasst Philip Gourevitch das Dilemma der Kritik an Wilkomirski zusammen, »wiederholte eines der Hauptmotive des Buches: das Elend eines Opfers, das erleben muss, wie man seine Erinnerungen bezweifelt und verwirft.« <sup>54</sup> Anders als Ganzfried jedoch, der sich Wilkomirski gegenüber mit einem »schlichten« Betrugsvorwurf begnügt und ihm »Holocaust-Travestie« <sup>55</sup> vorwirft, bemüht sich Mächler nicht nur um eine genauere Rekonstruktion der persönlichen Vorgeschichte Wilkomirskis – er recherchiert beispielsweise, dass sich Wilkomir-

ski erst ab den 1970er Jahren mit diesem Namen zu nennen beginnt und erst nach und nach seine ›jüdische Biographie‹ vervollständigt<sup>56</sup> –, sondern betont in Abgrenzung von derart um die Person zentrierten Fragen das Moment des öffentlichen Skandals.

Mit der Frage nach dem Skandal steht nämlich statt der Person Wilkomirski die Frage nach der Lektüre eines Textes im Vordergrund, genau jene Einordnungsproblematik also, die für das Genre Autobiographie skizziert wurde. Und deshalb hält Mächler völlig zurecht fest: »Schließlich ist das Verhältnis von Fiktion und Fakten das Kernproblem des Skandals.«<sup>57</sup> Allerdings nicht dergestalt, wie es die Kategorie des Betrugs suggeriert. Nicht »Falschspiel«,<sup>58</sup> »Ganz- und Halbfälschungen«<sup>59</sup> oder »Schwindel«<sup>60</sup> sind das Problem, denn sie unterstellen mit dem Verweis auf absichtvolles und zurechenbares Vorgehen, dass der ›Fall Wilkomirski‹ hätte vermieden werden können. Ganzfried behauptet dementsprechend, er selbst hätte den Text von Anfang an als Fiktion durchschaut: »ein schlichter Haufen Blödsinn, ganz egal, woher der Verfasser und Darsteller kommt.«<sup>61</sup> Ähnlich empört sich Claude Lanzmann, warum man es nicht von Anfang an gemerkt habe: »Man spürt doch das Falsche!«<sup>62</sup> Anscheinend eben nicht. Stefan Mächler wie Ruth Klüger beispielsweise betonen, dass ihnen der Gedanke an Fälschung nicht in den Sinn gekommen sei.<sup>63</sup> Imre Kertész bringt es auf den Punkt:

Sie sind davon ausgegangen, dass der Mann anständig war. Warum soll man einen Verdacht gegenüber dem Autor hegen? Ich bin auch nicht gefragt worden, ob ich in Auschwitz und Buchenwald gewesen sei. Wenn der Lektor mich gefragt hätte, ob ich einen Ausweis aus Buchenwald hätte, wäre das etwas merkwürdig gewesen.<sup>64</sup>

Was Ganzfried anklagend gegen den Buchmarkt ins Feld führt, dass es nämlich keiner »kriminalistischen Leistung bedurfte, um herauszufinden, wie es sich wirklich verhält«, er vielmehr »innerhalb kurzer Zeit alle bis heute wesentlichen Fakten« gesammelt habe,<sup>65</sup> geht an dem entscheidenden Punkt vorbei: dass es anscheinend zunächst keine Notwendigkeit gab, dergleichen zu tun.

Vereinzelt war indessen bereits vor der Veröffentlichung von *Bruchstücke* Skepsis geäußert worden. Hanno Helbing, ehemaliger Feuilletonchef der Neuen Zürcher Zeitung, teilt Siegfried Unseld brieflich Bedenken hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der Geschichte mit und betont, es hänge alles davon ab, »wie eine solche Publikation präsentiert wird: als ›Auschwitz-Roman‹, [...] oder als ›rechtes‹ Erinnerungsbuch [...] oder als das, was es ist: eine psychologische Ra-

Gabriele Schabacher

168

rität.«<sup>66</sup> Suhrkamp lässt den Text deshalb mit einem Nachwort Wilkomirskis erscheinen, in dem dieser betont, dass die »juristisch beglaubigte Wahrheit« eine Sache sei, »die eines Lebens eine andere«.<sup>67</sup> Auch wenn Wilkomirski selbst also nicht auf einer bestimmten Etikettierung seines Textes besteht, und auch wenn man eine lediglich auf Umsatzsteigerung bedachte Verlagspolitik vermutet,<sup>68</sup> das Buch kommt als Autobiographie auf den Markt. Die Diskussion im Fall Wilkomirski dreht sich konsequenterweise hauptsächlich um die »präzise Genrezugehörigkeit«<sup>69</sup> des Textes. Die Kategorien, die bei einer solchen Bestimmung »präziser Genrezugehörigkeit« ins Spiel gebracht werden, verweisen stets auf die grundsätzliche Problematik der Faktizitäts-/Fiktions-Unterscheidung für die Autobiographie. Unterscheidet Helbig mit seiner Differenz von »rechtem Erinnerungsbuch« und »Auschwitz-Roman« zwischen einer als faktisch verstandenen Autobiographie und dem fiktionalen Roman, findet sich auch der Versuch, die Differenz gewissermaßen innerhalb der Gruppe der das eigene Leben thematisierenden Texte zu platzieren, indem zwischen Zeugenberichten einerseits und Autobiographien andererseits differenziert wird: »Aber anders als bei Autobiographien, denen man gewiss literarische »Unwahrheiten« entweder ankreiden oder verzeihen mag, sind Zeugenberichte über geschichtliche Ereignisse ausschließlich den Tatsachen verpflichtet.«<sup>70</sup> Dennoch ist die Verleihung des Genreprädikats »Autobiographie« oder »Zeugenbericht« nicht von diesen Differenzierungen abhängig: »Zeuge wurde Wilkomirski nicht durch seine Einbildungen, sondern erst durch seine öffentliche Zertifizierung: durch sein Buch, die Filme über ihn und seine Akzeptanz in Medien, Schulen und Universitäten.«<sup>71</sup> Diese Zertifizierung macht das Buch erfolgreich. Durch diverse »Zeige-Inszenierungen«<sup>72</sup> – Preisverleihung, Interviews etc. – wird Wilkomirski im öffentlichen Diskurs gewissermaßen als (perfektes) Bild eines Zeugen präsentiert, also durch ein medienwirksames Zeigen – Vor-Augen-Führen – zum Zeugen gemacht. Die »Wahrheit« einer Autobiographie wird hier durch eine Beglaubigungs-Operation bestätigt, die diese Wahrheit immer schon voraussetzt, um sie in diversen Präsentationsformen als Evidenz des Faktischen zu zeigen. Öffentliche Zertifizierung als wirksames Präsentieren von Evidenz – das Zeigen des Zeugen –, das ist es, was die *Bruchstücke* zunächst als historisches Dokument autorisiert. Dabei ist es gerade die Faktizität der Shoah, die durch ihre Verankerung im kollektiven Gedächtnis einen so mächtigen Faktizitätsgaranten darstellt, dass mehr noch als bei sonstigen, sich weniger auf derart interdiskursiv überprüfbares Wissen beziehenden Lebensgeschichten die bereitwillige Akzeptanz des verliehenen Labels begünstigt und die peritextuelle »Zertifizierung« ermöglicht wird.

Was dann nach Ganzfrieds Enthüllung passiert, wird häufig als Gattungswechsel der *Bruchstücke* verstanden, der zumeist mit einer qualitativen Abwertung einhergeht:<sup>73</sup> »Wir haben es mit einem Text zu tun, der sich geändert hat, weil er von einer Gattung in die andere übergegangen ist.«<sup>74</sup> Was vorher erschütternd wirkte, werde nun zum Kitsch.<sup>75</sup> Als Autobiographie gelesen, wachse der Text durch die Shoah, als Fiktion dagegen sei er den besonders hohen Ansprüchen desselben Sujets nicht gewachsen.<sup>76</sup> Deshalb hatte auch ein Zürcher Anwalt bereits zehn Tage nach Bekanntwerden des Betrugsvorwurfs Strafanzeige gegen Wilkomirski erstattet: »Ich bin geschädigt um den Buchpreis, denn ich hätte das Buch nie gekauft, wenn es als Roman unter die Leute gebracht worden wäre.«<sup>77</sup> Was hier als Gattungswechsel apostrophiert wird, verdankt sich einem Wechsel der Vorentscheidungen bei der Lektüre. Wir müssen nicht nur, wie Ruth Klüger fordert, Bücher, die sich als Geschichte ausgaben, anders lesen als solche, die Geschichten enthielten,<sup>78</sup> wir tun es schlicht. Erneut ist man also bei der Frage der Unterscheidung von Faktizität und Fiktion als Frage einer Entscheidung: »[W]e cannot conceive of any one given text as more or less fictional, more or less factual, but that we read it in one key or the other.«<sup>79</sup> Das Problem ist aber, um im Bild zu bleiben, welchen Schlüssel man nimmt. Wilkomirskis Text zeichnet sich nämlich durch Merkmale aus, die ebenfalls auf »echte« Zeugenberichte zutreffen: Stilistische Inkohärenzen und historische Unkorrektheiten etwa, die als Beweis für die fehlende Authentizität der *Bruchstücke* angeführt werden, finden sich sehr wohl auch in »tatsächlichen Shoah-Autobiographien.«<sup>80</sup> So gesehen bestehen Skandal und Empörung, die der Fall Wilkomirski auslöst, darin, dass er die grundsätzlichen Zuschreibungsmechanismen eines diskursiven Systems sichtbar werden lässt. Sowohl Rezeption und Glaubwürdigkeit der *Bruchstücke* wie auch spätere Verteidigungsversuche zugunsten von Wilkomirski, die mit Verweis auf Erfahrungen anderer Kinderüberlebender argumentieren, machen deutlich, dass der »Erfolg weitgehend auf Mechanismen beruht, die auch für wirkliche Shoah-Autobiographien gelten.«<sup>81</sup> Das eigentlich Skandalöse ist indessen die Tatsache, dass die (Erfolgs-) Mechanismen nicht nur »weitgehend«, sondern vielmehr vollständig identisch sind und damit genau keine Rücksicht auf jene Frage ontologischer Echtheit nehmen, als deren rhetorische Beglaubigung sie gleichwohl operieren.

### 3.

Gelten der Geschichtswissenschaft Autobiographien besonders aufgrund einer als »potentiell überprüfbar angelegte[n] Lebensgeschichte« des Individuums als

Gabriele Schabacher

170

legitime Quellen, so zeigt der Fall Wilkomirski, dass eine solche ›Überprüfung‹ allein als Grund für die Delegitimierung der *Bruchstücke* als historischem Zeugnis gelten kann. Eine nachträgliche Falsifikation ist also möglich, keineswegs steht aber eine Prozedur der Verifikation am Ausgangspunkt der Erfolgsgeschichte des Buches als Autobiographie. Als potentiell überprüfbar, so ließe sich ergänzen, haben Namen, Daten, Ereignisse zu gelten. Eine solche Verifikation, die das Problem einer möglichen Erfindung oder Lüge ausschließen und damit die Bedrohung des dokumentarischen Status der Autobiographie in der Geschichtswissenschaft vermeiden soll, steht jedoch, wie die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung bereits früh, wenn auch quasi beiläufig konstatiert, nie am Anfang der Gattungszuschreibung: »[W]ir warten mit unserem Urteil über den Wert einer Autobiographie ja nicht etwa ab, bis wir Beweismaterial in Händen haben.«<sup>82</sup> Gleichwohl fordern die Literaturwissenschaftler bei gattungsbezogenen Zweifelsfällen einen Rekurs auf »äußere Kriterien«,<sup>83</sup> d.h. eine »Prüfung der Verifizierbarkeit«,<sup>84</sup> unterstellen dabei also, dass erst nach erfolgreicher Beweisführung die Entscheidung über die Gattungszugehörigkeit des in Frage stehenden Textes gefällt werde. Der Fall Wilkomirski zeigt nun, dass es sich genau umgekehrt verhält. Das Gattungslabel ›Autobiographie‹ wird verliehen, und erst danach tritt der Zweifel auf.<sup>85</sup> Eine Expertise, so wird bereits vor Mächlers historischer Aufarbeitung vermutet, werde es im Fall ›Wilkomirski‹ erst dann geben, »wenn sich die Zweifel an der Authentizität verdichten.«<sup>86</sup> Die Frage von Faktizität oder Fiktion stellt sich als Problem also erst – d.h. wird sichtbar –, *nachdem* die Zurechnung eines gegebenen Textes zur Gattung Autobiographie erfolgt ist. Und für dementsprechend ›vorgängige‹ Gattungsbestimmung werden nicht nur Beweise nicht abgewartet, vielmehr sei es eine immer wieder festzustellende Beobachtung, »daß die Überzeugung von der Glaubwürdigkeit der Darstellung aus dieser selbst hervorgeht.«<sup>87</sup>

Eine Darstellung, deren Glaubwürdigkeit aus ihr selbst hervorgeht, die sich gewissermaßen aus sich selbst heraus zu präsentieren scheint, genau das war die rhetorische Figur der Evidenz. Und deshalb ist es auch kein Zufall, wenn im Fall Wilkomirski mehr oder minder plötzlich die Kategorie der Rhetorik aufgerufen wird. Von einer »Rhetorik der Erinnerung« ist die Rede, die sich in Zeugenaussagen, Erlebnisberichten und literarischen Texten entwickelt habe und der die *Bruchstücke* geradezu »mustergültig« folgten: Sie läsen sich wie das »Produkt einer Lektüre stilbildender Zeugnisse der Shoah.«<sup>88</sup> Man bescheinigt dem Text eine »Rhetorik des Faktischen«, die als eines jener Merkmale gilt, das sowohl auf ›echte‹ wie ›unechte‹ Shoah-Autobiographien zutreffe.<sup>89</sup> Dabei handelt es sich um eine Rhetorik, die sich – man denke an Blumenbergs

Figur des ›res, non verba‹ – gerade den Anschein des Antirhetorischen, d.h. des Nichtstilisierten, Natürlichen, gibt. Konsequenterweise unterstreicht James E. Young in seiner Untersuchung literarischer Zeugnisse des Holocaust – er unterscheidet dabei Tagebücher, Memoiren, Romane und das dokumentarische Theater<sup>90</sup> – nicht nur die Kategorie der »Augenzeugen-Autorität«<sup>91</sup> in Memoiren und Tagebüchern, sondern spricht für die fiktionale Holocaust-Literatur vom Einsatz des Zeugnisses als einer rhetorischen Erzählstrategie, d.h. vom »Augenzeugnis als rhetorischem Tropus«.<sup>92</sup> Das dokumentarische Theater wiederum zeichnet sich Young zufolge durch eine ›Rhetorik des Tatsächlichen‹ aus, bei der stilistisch »die Idee des Faktischen dazu benutzt wird, den Umstand zu verschleiern, daß diese Fakten selbst ihrem Wesen nach konstruiert sind«.<sup>93</sup> Gerade der naturalisierende und antirhetorische Aspekt dieser Rhetorik bedingt die Wirksamkeit der von ihr produzierten Faktizität:

Scheinbar aus sich selbst heraus erzeugt und nach keinem anderen als nach seinem eigenen Bild als Faktum geschaffen, behauptet das literarische Dokument seine vollkommene Faktizität, begreift es sich als Gegengift zu Fiktion und Illusion, und ist bei alledem doch selbst nach wie vor nichts als eine in höchstem Maße überzeugende Illusion. Dies ist eine wesentliche rhetorische Komponente jeder Darstellung, die Anspruch darauf erhebt, nicht nur Zeichen, sondern Objekt zu sein.<sup>94</sup>

Genau auf dem Effekt einer derartig ›überzeugenden Illusion‹ beruht das, was man die Evidenz des Faktischen *in* der Autobiographie nennen könnte. Dass Young sie hier für das dokumentarische Theater skizziert, macht deutlich, dass eine solche ›Rhetorik des Tatsächlichen‹ keine Genre-Entscheidung bedingt; auch etwa der historische oder realistische Roman bedienen sich ihrer. Bedenkt man Wilkomirskis Nachwort oder auch allein den Titel ›Bruchstücke‹, so wird weiterhin deutlich, dass selbst ein Akzentuieren der Darstellungsseite zunächst nichts an diesem Evidenz-Effekt ändert. Vielmehr wird die Rhetorik des Tatsächlichen, die sich selbst als direktes Augen-Zeugnis präsentiert, im Fall der Autobiographie von einer öffentlichen Zertifizierung verdoppelt: Der Text und sein Autor werden als Bild einer solchen Faktizität in den Diskurs eingeführt und vorgezeigt. Darin besteht die Evidenz des Faktischen als Legitimierungs- und Autorisierungsgeste *für* Autobiographie: Die überzeugende Präsentation eines Beweises der Faktizität wird zum faktischen Beweis.

Doch die Listen der Evidenz des Faktischen sind damit noch nicht an ihrem Ende. Zwar können Literatur- bzw. Geschichtswissenschaft das Verhält-

Gabriele Schabacher

172

nis von Faktizität und Fiktion epistemologisch lange problematisieren, die Unterscheidung etwa auf Unterebenen – z.B. auf der von Autobiographie und Zeugenschaft – wieder eintreten lassen, doch unter bestimmten Bedingungen muss entschieden werden. Dieser Fall tritt für Wilkomirskis Text in dem Moment ein, wo Ganzfrieds Enthüllungen veröffentlicht werden. Die Geschichtswissenschaft kann gegebenenfalls fiktionale Darstellung zulassen, und auch die literaturwissenschaftliche Autobiographietheorie kann für Shoah-Autobiographien von einer zweiten, Fiktion beinhaltenden Phase sprechen. Inakzeptabel bleibt dagegen, dass Fiktion zu einer Frage der Erfindung und damit zu Lüge und Unwahrheit wird – obwohl dies im Fiktionsbegriff selbst immer angelegt ist.<sup>95</sup> Der stets virulente Übergang von Fiktion als Frage der Gestaltung und Darstellung zu Fiktion als Frage von Erfindung und Lüge muss verhindert werden, weil allein der Aspekt fiktionaler Darstellung mit der Faktizität der Gattung als vereinbar gilt. Genau dieser ›Übergang‹ findet aber im Fall Wilkomirski statt. Aus den fiktionalen Anteilen einer als faktisch klassifizierten Autobiographie wird eine Erfindung und damit in diesem Kontext: Lüge. Dieser Übergang, d.h. die im Rahmen der Überprüfung stattfindende Delegitimierung der *Bruchstücke* als historischem Dokument, tritt dabei seinerseits im Namen des Faktischen auf: Wilkomirski war nicht vor Ort, ist deshalb kein Zeuge und sein Text kein ›Beweis‹. In dem Moment also, da der Text als Erfindung die Integrität historischer Quellen generell in Frage stellt, wird de facto entschieden: keine Autobiographie, kein Zeugnis. Das Faktische figuriert hier als Stoppregel.

Nun lässt sich aber bereits die Rede von einer ›Evidenz des Faktischen‹ selbst in gewisser Weise als eine derartige Stoppregel begreifen. Was als textimmanente ›Rhetorik des Tatsächlichen‹ bzw. als medienwirksame Zertifizierung vorgestellt wurde, stellt seinerseits die im Evidenzkonzept selbst angelegte Übergängigkeit von Faktizität und Fiktion still. Die Evidenz des Faktischen ist also stets bereits eine Reaktionsbildung auf diese Unentscheidbarkeitsproblematik. Im Fall der Autorisierung, wie man an den *Bruchstücken* deutlich sehen kann, wird diese Stillstellung in der ›Evidenz des Faktischen‹ allerdings nicht als solche vorgeführt, da sie als Beglaubigung eine vorausgesetzte Wahrheit lediglich *zeigt*. Ihren Charakter als Stoppregel offenbart die Evidenz des Faktischen am deutlichsten dort, wo sie im Namen der Macht – d.h. im Kontext von Entscheidung – auftritt. Denn entschieden wird stets im Namen des Faktischen, d.h. im Namen jener Institutionen, die Wahrheit zu *garantieren* haben (etwa Recht, Wissenschaft). Erzeugt wird so ein kommunikativer Stillstand, damit nicht mehr gezweifelt wird – und nicht etwa, weil etwas nicht mehr bezweifelbar wäre. Dieser kommunikative Stillstand profiliert sich als quasi-on-

tologische Unmittelbarkeit, die die Unentscheidbarkeit zwischen Fakt und Fiktion situativ aussetzt: »Seien Sie still«, sagt der Sprecher«, heißt es von der Instanz des Faktischen bei Michel de Certeau, »das sind die Fakten. [...] Und was kann man den Fakten schon entgegensetzen?«<sup>96</sup>

- 1 Ruth Klüger: Zum Wahrheitsbegriff in der Autobiographie, in: Magdalene Heuser (Hg.): Autobiographien von Frauen, Tübingen 1996, S. 405–410 (hier: S. 409).
- 2 Vgl. Volker Depkat: Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung, in: Thomas Rathmann/Nikolaus Wegmann (Hg.): »Quelle«. Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion, Berlin 2004, S. 102–117 (hier: S. 107).
- 3 Produktionsseitig ist neben der Vielzahl literarischer Autobiographien auch an die populär-kulturellen Phänomene der Prominenten-Autobiographien oder des Internet-Blogging – z.B. auf Websites wie *diaryland.com*, *blogger.com* oder *livejournal.com* – zu denken; auf der Rezeptionsseite steht dem eine seit den 1980er Jahren exponentiell wachsende Zahl von Dissertationen gegenüber, die erstmalige Aufnahme des Gegenstandes in Fachlexika, die Herausgabe von Anthologien der Forschungspositionen, die Einrichtung eines eigenen MLA-Panels, das Erscheinen spezifisch der Autobiographie gewidmeter Periodika wie z.B. *A/B Autobiography Studies* (seit 1985), *Auto/Biography* (ab 1990).
- 4 Vgl. Gabriele Schabacher: Topik der Referenz. Autobiographie, die Funktion ›Gattung‹ und die Autobiographie-Theorie Roland Barthes', Würzburg 2006 [im Erscheinen].
- 5 Thomas Rathmann/Nikolaus Wegmann: Ad Fontes – Bona Fides, in: dies.: »Quelle« (Anm. 2), S. 12–39 (hier: S. 23, im Org. gesperrt). Die ›Vergessenheit‹ der Quelle als einem konstruktiven Kalkül führen Rathmann/Wegmann auf ihre Funktion für die Glaubwürdigkeit geisteswissenschaftlichen Wissens – im Unterschied zu einem auf experimentelle Verfahren gestützten Wissen anderer Disziplinen – zurück: Denn mit der Quelle werde »externe Referenz« gerade als Gegenmittel zur Täuschungsanfälligkeit personaler Interaktion eingeführt (ebd., S. 25, im Org. gesperrt).
- 6 Rüdiger Campe: Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist, Göttingen 2002, S. 240.
- 7 Tom Holert etwa untersucht den Einsatz von Fotografien im Rahmen spezifischer »Zeige-Inszenierungen« und die durch sie evozierten Beglaubigungsstrategien für den politischen Diskurs; vgl. Tom Holert: Evidenz-Effekte. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart, in: Matthias Bickenbach/Axel Fliethmann (Hg.): Korrespondenzen. Visuelle Kulturen zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart, Köln 2002, S. 198–225.
- 8 Rüdiger Campe: Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung, in: Gerhard Neumann (Hg.): Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft. DFG-Symposion 1995, Stuttgart/Weimar 1997, S. 208–225 (hier: S. 220).
- 9 Es geht also um eine Behandlung des Evidenzphänomens, die dessen bildhafte und anschauliche Qualität nicht direkt an die Instanz des Visuellen rückbindet – Sehen ist hier »weder ›reales‹ [...] Sehen von Dingen noch ›geistiges‹ [...] Sehen von Bedeutungen« (ebd., S. 225); vgl. dazu auch Gilles Deleuzes Ausführungen zum Sichtbaren und Sagbaren in: Foucault, Frankfurt/M. 1992, S. 69–98.
- 10 Vgl. Campes Ausführungen zu Kant (Vor Augen Stellen (Anm. 8), S. 212) wie auch seine Ausführungen zu E.T.A. Hoffmanns Sandmann (ebd., S. 221).
- 11 Rodolphe Gasché: Überlegungen zum Begriff der Hypotypose bei Kant, in: Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.): Was heißt »Darstellen«?, Frankfurt/M. 1994, S. 152–174 (hier: S. 159).
- 12 Quintilian: Ausbildung des Redners: zwölf Bücher, Darmstadt 1995, Bd. VIII, 3, S. 66 f.
- 13 Vgl. A. Kemmann: »Evidentia, Evidenz«, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 3, Darmstadt 1996, Sp. 33–47, bes. die Übersicht über die Verwendungsbereiche, Sp. 34–41.

Gabriele Schabacher

174

- 14 Campe: Vor Augen Stellen (Anm. 8), S. 219.
- 15 Ebd.
- 16 Campe: Spiel der Wahrscheinlichkeit (Anm. 6), S. 243.
- 17 Ebd., S. 249. Im Gegensatz dazu wird die Frage der Anschaulichkeit zumeist als allein die Seite der Fiktion betreffendes Phänomen behandelt, d.h. der Gegensatz von Beschreiben/Erzählen als erzähltechnisches Problem von Mimesis/Diegesis bzw. *showing/telling* aufgegriffen; vgl. Wayne Booth: *The Rhetoric of Fiction*. Chicago/London 1961, bes. S. 3–20 oder Andreas Solbach: *Evidentia und Erzähltheorie*. Die Rhetorik anschaulichen Erzählens in der Frühmoderne und ihre antiken Quellen, München 1994. Campe dagegen diskutiert das Evidenzphänomen im Kontext der Entstehung eines (neuen) Wahrscheinlichkeitsbegriffs ab 1700, bei dem sich die Felder von Wissenschaft – mathematische Probabilität – und Ästhetik – Schein des Wahren – kreuzen (vgl. Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit* (Anm. 6).
- 18 Vgl. Kemmann: »Evidentia, Evidenz« (Anm. 13), Sp. 33.
- 19 Vgl. Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie*, Bd. I.1 [1907], Bern <sup>3</sup>1949, S. 3–62; Werner Mahrholz: *Deutsche Selbstbekenntnisse*. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus, Berlin 1919.
- 20 Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie*. Gehalt und Gestalt [1960], Stuttgart u.a. 1965, S. 229; auch Georges Gusdorf: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie* [1956], in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie*. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt <sup>2</sup>1998, S. 121–147 (vgl. hier: S. 140 f.).
- 21 Ingrid Aichinger spricht vom Offensein der Autobiographie zum Verfasser hin (*Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk* [1970], in: Niggel: *Die Autobiographie* (Anm. 20), S. 170–199 (hier: S. 189)), Philippe Lejeune von der Namensidentität von Autor, Erzähler und Figur als dem entscheidenden Kriterium des autobiographischen Paktes (vgl. Philippe Lejeune: *Der Autobiographische Pakt* [1975], Frankfurt/M. 1994, S. 25).
- 22 Paul de Man: *Autobiographie als Maskenspiel* [1979], in: ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*, Frankfurt/M. 1993, S. 131–146 (hier: S. 134).
- 23 Vgl. Almut Finck: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, Berlin 1999.
- 24 Oliver Sill: »Fiktion des Faktischen«. Zur autobiographischen Literatur der letzten Jahrzehnte, in: Walter Delabar/Erhard Schütz (Hg.): *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre*. Autoren, Tendenzen, Gattungen, Darmstadt 1997, S. 75–104 (hier: S. 82).
- 25 Vgl. Joseph Jurt: *Autobiographische Fiktion – Fiktionale Autobiographie* (Céline, Nizan, Ernaux), in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 34/1993, S. 347–359. Einer derartigen Fiktionalisierung sollen auch Begriffsprägungen wie »Autofiktion«, »Autographie« oder »Autobiokopie« Rechnung tragen; vgl. Serge Doubrovsky/Jacques Lecarme/Philippe Lejeune (Hg.): *Autofictions & Cie*, Nanterre 1994; H. Porter Abbott: *Autobiography, Autography, Fiction*. Groundwork for a Taxonomy of Textual Categories, in: *New Literary History* 19 (1987/88), S. 597–615; Philippe Lejeune: *L'Autobiocopie*, in: *Autobiographie et Biographie*. Colloque Franco-Allemand de Heidelberg, Paris 1989, S. 53–66.
- 26 Vgl. die frühe Studie von Hans Glagau: *Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle*, Marburg 1903, bes. S. 151 ff. sowie die Darstellungen bei Depkat: *Nicht die Materialien sind das Problem* (Anm. 2), bes. S. 102–107; Dagmar Günther: »And now for something completely different«. *Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft*, in: *Historische Zeitschrift* 272 (2001), S. 25–61.
- 27 Winfried Schulze: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung »Ego-Dokumente«*, in: ders. (Hg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, Berlin 1996, S. 11–30 (hier: S. 30).
- 28 Ebd., S. 14.
- 29 Günther: »And now for something completely different« (Anm. 26), S. 59.
- 30 Ebd., S. 46. Die vorgeschlagene Perspektive, *Autobiographien unter Berücksichtigung ihrer Darstellungsleistung als »Quellen für Prozesse der Subjektkonstitution«* (ebd., S. 60), sie also als konstitutiv für den kulturellen Formationsprozess zu verstehen, lässt allerdings die bereits im Quellenstatus angelegte Problematik unberücksichtigt; vgl. Rathmann/Wegmann: *Ad Fontes – Bona Fides* (Anm. 5).
- 31 Vgl. etwa Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses [1978]. Einführung von Reinhart Koselleck, Stuttgart 1986. Für die Diskussion vgl.

- Paul Michael Lützeler: *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte: Sondierung, Analyse, Interpretation*. Berlin 1997; Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.): *Geschichtsdiskurs*. Bd. 1, Frankfurt/M. 1993; Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hg.): *Formen der Geschichtsschreibung*, München 1982.
- 32 Vgl. Hayden White: Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen, in: ders.: *Auch Klio dichtet* (Anm. 31), S. 145–160 (hier bes.: S. 145–152).
- 33 Jürgen Fohrmann: Die Allegorese der Wirklichkeit. Zu Hayden Whites rhetoriktheoretischem Ansatz am Beispiel der Schriften *Metahistory* und *The Content of the Form*, in: *IASL* 18/2 (1993), S. 161–168 (hier: S. 161).
- 34 Hans Blumenberg: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik [1971], in: ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt/M. 2001, S. 406–431 (hier: S. 417).
- 35 Ebd., S. 429.
- 36 Vgl. besonders James E. Young: *Beschreiben des Holocaust*, Frankfurt/M. 1997.
- 37 Manuela Günter: *Writing Ghosts*. Von den (Un-)Möglichkeiten autobiographischen Erzählens nach dem Überleben, in: dies. (Hg.): *Überleben Schreiben. Zur Autobiographik der Shoah*, Würzburg 2002, S. 21–50 (hier: S. 23).
- 38 Vgl. Jean-François Lyotard: Streitgespräche, oder: Sätze bilden »nach Auschwitz«, in: Elisabeth Weber/Georg Christoph Tholen (Hg.): *Das Vergessen(e)*. Anamnesen des Undarstellbaren, Wien 1997, S. 18–52; für Positionen, die sich demgegenüber einer Reflexion der Darstellungsformen zuwenden vgl. Nicolas Berg/Jess Jochimsen/Bernd Stiegler (Hg.): *Shoah. Formen der Erinnerung*. Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst, München 1996; Manuel Köppen/Klaus R. Scherpe (Hg.): *Bilder des Holocaust. Literatur – Film – Bildende Kunst*, Köln/Weimar/Wien 1997.
- 39 Manuela Günter: Einleitung [zu: *Überleben schreiben* (Anm. 37)], S. 13.
- 40 Vgl. Manuela Günter: *Repräsentation im Schreiben Überlebender*, in: Bettina Bannasch/Almuth Hammer (Hg.): *Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung*. Mediale Repräsentationen der Shoah, Frankfurt/M./New York 2004, S. 305–318 (hier: S. 305); in diesem Sinne betont Günter, der Holocaust habe kein Narrativ, wohl aber habe das Überleben Narrative entwickelt (ebd., S. 315). Das Darstellungsverbot bezöge sich also auf die Repräsentation des Ereignisses selbst, nicht aber auf »jegliche Repräsentation der Shoah« (ebd.).
- 41 Vgl. Young: *Beschreiben des Holocaust* (Anm. 36), Kap. 1–3. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass die Shoah selbst als »unbezeugbares« Ereignis gilt, weil es einerseits historisch »seine Zeugen buchstäblich ausradiiert, zum anderen in erkenntnistheoretischer Hinsicht, weil die Sichtweisen auf die Shoah inkommensurabel bleiben und durch diese Aufspaltung des Augenzeugnisses ein Rekurs auf visuelle Bestätigung vernichtet wird.« (Susanne Düwell: »Fiktion aus dem Wirklichen«. *Strategien autobiographischen Erzählens im Kontext der Shoah*, Bielefeld 2004, S. 27).
- 42 Ebd., S. 8 f. und 11 f.
- 43 Mona Körte: Der Krieg der Wörter. Der autobiographische Text als künstliches Gedächtnis, in: Berg/Jochimsen/Stiegler: *Shoah* (Anm. 38), S. 201–214 (hier: S. 201).
- 44 Vgl. Reto Sorg/Michael Angele: *Selbsterfindung und Autobiographie. Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn am Beispiel von Benjamin Wilkomirskis *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948**, in: Henriette Herwig/Irmgard Wirtz/Stefan Bodo Würffel (Hg.): *Lese-Zeichen. Semiotik und Hermeneutik in Raum und Zeit*, Tübingen/Basel 1999, S. 325–345 (hier: S. 331 f.).
- 45 Vgl. Düwell: »Fiktion aus dem Wirklichen« (Anm. 41), S. 7 f.
- 46 Vgl. ebd., S. 28: »Die Feststellung, dass Texte immer auf die Ebene der Darstellung, nicht des Ereignisses bezogen sind, erscheint zwar banal, ist jedoch im Diskurs über Darstellung der Shoah nicht selbstverständlich.« Vgl. auch Young: *Beschreiben des Holocaust* (Anm. 36), Einleitung.
- 47 Vgl. Stefan Mächler: *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*, Zürich/München 2000; Daniel Ganzfried: ... alias Wilkomirski. *Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals*, Berlin 2002; Irene Diekmann/Julius H. Schoeps (Hg.): *Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein*, Zürich/München 2002.
- 48 Taja Gut: *Mit nichts zu verbinden*. Benjamin Wilkomirskis Suche nach seiner Kindheit im KZ, in: *Neue Zürcher Zeitung* (14. 11.1995). Allerdings wird der Erfolg des Buches im Rahmen des späteren Skandals größer gemacht, als er tatsächlich war, um so den Zusammenhang zwischen Massenerfolg und »Mas-

Gabriele Schabacher

176

- sentäuschung« erzählbar zu machen (vgl. Stefan Mächler: Aufregung um Wilkomirski, in: Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47), S. 86–131 (hier: S. 104 f.)). In erster Linie hätten sich »professionelle Leser« täuschen lassen, weshalb gerade Bedingungen des wissenschaftlichen Umgangs mit derartigen Erinnerungstexten als Grund für den besagten Erfolg zu analysieren seien. (David Oels: »A real-life Grimm's fairy tale«. Korrekturen, Nachträge, Ergänzungen zum Fall Wilkomirski, in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 14/2 (2004), S. 373–390 (hier: S. 373)).
- 49 Vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 125–142. Beispielsweise erhält Wilkomirski 1996 in New York den *National Jewish Book Award* in der Rubrik für Autobiographien und Memoiren, nimmt 1998 am Holocaust-Symposium teil, bei dem Spezialisten wie Raul Hilberg oder Lawrence L. Langer anwesend sind, und ist Gegenstand des 1997 für 3sat produzierten Films von Eric Bergkraut »DAS GUTE LEBEN IST NUR EINE FALLE. Ein Besuch bei Benjamin Wilkomirski«.
- 50 Daniel Ganzfried: Die geliehene Holocaust-Biographie, in: Die Weltwoche (27.08.1998).
- 51 Vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 329, Anm. 1.
- 52 Vgl. ebd., S. 287.
- 53 Vgl. ebd., S. 157; zur Identitätsproblematik von Kinderüberlebenden auch Eva Lezzi: Zerstörte Kindheit. Literarische Autobiographien zur Shoah, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 91–94.
- 54 Philip Gourevitch: Der Dieb der Erinnerung, in: Ganzfried: ... alias Wilkomirski (Anm. 47), S. 229–266 (hier: S. 236 f.). Bezeichnenderweise hat sich Wilkomirski aller Stellungnahmen zum Trotz dem einzigen und endgültige Klarheit verschaffenden Mittel eines DNA-Abgleichs mit dem Bruder von Yvonne Berthe Grosjean bisher verweigert (vgl. ebd., S. 255 f.).
- 55 Daniel Ganzfried: Die Holocaust-Travestie, in: ders.: ... alias Wilkomirski (Anm. 47), S. 17–154.
- 56 Vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), Abschnitt »Metamorphosen der Erinnerung«, S. 253–266. An der Person »Wilkomirski« orientiert ist auch die psychologische Debatte um Status und Motive derartig »eingebildeter Erinnerungen« und dem damit verbundenen Wunsch, (jüdisches) Opfer zu sein; vgl. besonders die Beiträge von Sander L. Gilman, Hans Stoffels und Gabriele Rosenthal in Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47). Bezeichnenderweise tauchen im Rahmen der Nachforschungen eine Reihe weiterer »Wilkomirski-Geschichten« auf. So stellt sich Laura Grabowski, die Wilkomirski wiederzuerkennen meint und damit als »Zeugin« fungiert, selbst als Fall einer nachträglich zugelegten jüdischen Identität heraus (vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 219–226; Ganzfried: Die Holocaust-Travestie (Anm. 55), S. 145–150).
- 57 Mächler: Aufregung um Wilkomirski (Anm. 48), S. 98.
- 58 Sebastian Hefti: Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht?, in: Ganzfried: ... alias Wilkomirski (Anm. 47), S. 7–15 (hier: S. 7).
- 59 Lorenz Jäger: Morsche Stellen in der Erinnerungspolitik, in: Ganzfried: ... alias Wilkomirski (Anm. 47), S. 167–173 (hier: S. 173).
- 60 Claude Lanzmann: Der organisierte Übergang zum Vergessen, in: Ganzfried: ... alias Wilkomirski (Anm. 47), S. 197–206 (hier bes.: S. 147 f.).
- 61 Ganzfried: Die Holocaust-Travestie (Anm. 55), S. 136. Weil Ganzfried aber für seine Darstellung die Form der Erzählung wählt, wirft man ihm vor, den Skandal seinerseits zu fiktionalisieren: Eine dürftige Faktensituation werde in die Rhetorik einer Dokumentation gekleidet, minuziöse Beschreibung von Dialogen und Szenen vermittelten den Eindruck von Tonbandmitschnitten (vgl. Mächler: Aufregung um Wilkomirski (Anm. 48), S. 99). Ganzfried wiederholt also das, was er Wilkomirski vorwirft, nämlich ungerechtfertigter Weise den Eindruck von Zeugenschaft hervorzurufen. Und wie bei Wilkomirski beruft man sich auch auf Ganzfrieds Aussagen zunächst im Sinne von Tatsachen (vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 149).
- 62 Lanzmann: Der organisierte Übergang zum Vergessen (Anm. 60), S. 200.
- 63 Vgl. Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 91; Ruth Klüger: Kitsch ist immer plausibel. Was man aus den erfundenen Erinnerungen des Benjamin Wilkomirski lernen kann, in: Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47), S. 225–228 [zuerst in: SZ, 30.09.1998] (hier: S. 226).
- 64 Imre Kertész: Wichtig ist die Öffentlichkeit, in: Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47), S. 207–218 (hier: S. 210).

- 65 Daniel Ganzfried: Wilkomirski, ein Lehrstück aus dem Holocaust-Zirkus, in: Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47), S. 132–156 (hier: S. 138).
- 66 Zitiert nach Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 109.
- 67 Benjamin Wilkomirski: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948, Frankfurt/M. 1997, S. 143.
- 68 Vgl. Ganzfried: Die Holocaust-Travestie (Anm. 55), S. 42 f.
- 69 Eva Lezzi: »Tell zielt auf ein Kind.« Wilkomirski und die Schweiz, in: Diekmann/Schoeps: Das Wilkomirski-Syndrom (Anm. 47), S. 180–215 (hier: S. 181); vgl. auch Astrid Deuber-Mankowsky: Erinnerung, Realität, Fiktion. Daniel Ganzfried und Benjamin Wilkomirski, in: Jüdischer Almanach 2000/5760 des Leo Baeck Instituts, Frankfurt/M. 1999, S. 52–65; Sorg/Angele: Selbsterfindung und Autobiographie (Anm. 44) sowie Bettina Bannasch: F für Fälschung, K für Kitsch oder L für Literatur? Zu Benjamin Wilkomirskis »autobiographischem« Roman *Bruchstücke*, in: Günter: Überleben Schreiben (Anm. 37), S. 179–200.
- 70 Hefti: Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht? (Anm. 58), S. 9.
- 71 Mächler: Aufregung um Wilkomirski (Anm. 48), S. 119.
- 72 Holert: Evidenz-Effekte (Anm. 7), S. 210.
- 73 Vgl. Bannasch: F für Fälschung (Anm. 69), S. 188.
- 74 Klüger: Kitsch ist immer plausibel (Anm. 63), S. 227.
- 75 Ebd.
- 76 Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 300.
- 77 Zitiert nach ebd., S. 317.
- 78 Vgl. Klüger: Kitsch ist immer plausibel (Anm. 63), S. 227 f.
- 79 Dorrit Cohn: Fictional *versus* Historical Lives: Borderlines and Borderline Cases, in: Journal for Narrative Technique 19/1 (1989), S. 3–24 (hier: S. 16).
- 80 Vgl. Düwell: »Fiktion aus dem Wirklichen« (Anm. 41), S. 14.
- 81 Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 326.
- 82 Pascal: Die Autobiographie (Anm. 20), S. 222.
- 83 Ingrid Aichinger: »Selbstbiographie«, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 3, 1977, S. 801–819 (hier: S. 805).
- 84 Philippe Lejeune: Der autobiographische Pakt, in: Niggli: Die Autobiographie (Anm. 21), S. 244.
- 85 So neigen Leser von Autobiographien – anders als bei Romanen – dazu, »sich als Spürhund zu gebärden, das heißt Vertragsbrüche zu suchen« (ebd., S. 231).
- 86 Barbara Mahlmann-Bauer/Waltraud Strickhausen: Autobiographie oder Fiktion? Reaktionen deutscher Leser auf den Fall »Benjamin Wilkomirski«, in: Literaturkritik.de 1/2–3 (1999) [unter: <http://www.literaturkritik.de/>].
- 87 Aichinger: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk (Anm. 21), S. 182.
- 88 Sorg/Angele: Selbsterfindung und Autobiographie (Anm. 44), S. 229 f.
- 89 Mächler: Der Fall Wilkomirski (Anm. 47), S. 325.
- 90 Young: Beschreiben des Holocaust (Anm. 36), S. 116 f. sowie insgesamt den ersten Teil seiner Untersuchung.
- 91 Ebd., S. 40.
- 92 Ebd., S. 93.
- 93 Ebd., S. 112.
- 94 Ebd., S. 121 f.
- 95 Zu dieser im Fiktionsbegriff enthaltenen Spannung zwischen Bildung und Gestaltung (*fictio*) einerseits und Erdichtung, Lüge und Täuschung (*fictum*) andererseits vgl. Uwe Japp: Die literarische Fiktion, in: Carola Hilmes/Dietrich Mathy (Hg.): Die Dichter lügen, nicht. Über Erkenntnis, Literatur und Leser, Würzburg 1995, S. 47–58 (hier: S. 47); zur Zweiseitigkeit von  *fingere* als forma und »trügerischem Vorspielen« vgl. Karlheinz Stierle: Artikel »Fiktion«, in: Ästhetische Grundbegriffe, Bd. 2, Stuttgart/Weimar 2001, S. 380–428 (hier: S. 384).
- 96 Michel de Certeau: Die Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 328.

**Joanna Barck**  
**FRAGILE EVIDENZKÖRPER UND WIRKSAME GEMÄLDE:  
WIE SPIELFILME HISTORIZITÄT SIMULIEREN**

**NUR EIN SPIELFILM**

Folgt man dem gängigen Sprachgebrauch, so bezeichnet man etwas (Bild, Text, Ereignis etc.) als evident, das unmittelbar überzeugend ist und keiner weiteren Überprüfung bedarf. Ein derart elementar verstandener Evidenzbegriff findet vor allem im visuellen Bereich seine Verwendung. So scheint der Film mit seiner Wirklichkeitsdarstellung einer solchen Evidenzerzeugung besonders nah zu stehen: Durch das komplexe Verhältnis zwischen den bewegten Bildern und ihren Entsprechungen in der Wirklichkeit, genauer, in der subjektiven Wahrnehmungs- und Erinnerungsarbeit, kommt es beim Zuschauer zu einer grundsätzlichen Bereitschaft, das Gesehene als einleuchtend und unmittelbar anzunehmen. Wie Heike Klippel darlegt, erzeugt das Filmbild nicht nur ein an der Wirklichkeit orientiertes Abbild, sondern vielmehr eine Intensivierung der Realität, die erst durch die mediale Transformation und die damit einhergehende ästhetische Überarbeitung an Bedeutung gewinnt.<sup>1</sup> *Historienfilme* und die so genannten *Biopics*, die biographischen Filme,<sup>2</sup> setzen häufig auf ihre visuelle Überzeugungskraft, um die Narration zu plausibilisieren oder sich sogar in den Rang eines ›dokumentarischen‹ Zeugnisses selbst zu heben.

Alexander Kordas Film *THE PRIVATE LIFE OF HENRY VIII* (*DAS PRIVATLEBEN HEINRICHS VIII.*, GB 1933) ist ein herausragendes Beispiel für eine solche Übertragung bildbasierter Evidenz auf den filmischen Gegenstand, in diesem Fall um das Privatleben des berüchtigten englischen Herrschers Heinrichs VIII. (1491-1547) vor Augen führen zu können. Kordas Anspruch betraf nicht nur die Inszenierung einer kurzweiligen biographischen Historie – sein Ziel lag zuallererst in der Beglaubigung der fiktiven Momente der filmischen Diegese.<sup>3</sup> *HENRY VIII* sollte eine Art lebendiger ›Lehrfilm‹ mit einem hohen Grad an Glaubwürdigkeit sein. Dabei bediente er sich einer besonderen Bildinszenierung, die die Evidenz der Filmbilder wesentlich verstärkte: Es handelt sich hierbei um die unter den Namen *Tableau vivant* oder *Lebende Bilder* bekannten Nachstellungen von Gemälden, das heißt, um Umsetzungen von gemalten Situationen in lebendige Dreidimensionalität von Personen und Gegenständen.

## FRAGILE EVIDENZKÖRPER UND WIRKSAME GEMÄLDE

Kordas Methode der Evidenzherstellung mit Hilfe von Gemälden scheint vor-dergründig einem simplen Muster zu folgen, das die ›vorfilmischen‹ Bilder in den Status von Dokumenten rückt. Gemälde als historische Quellen zu verwenden, ist, wie Peter Burke darlegt, keine seltene Verfahrensweise,<sup>4</sup> auch wenn sie unter Historikern selbst nicht unumstritten ist. Die Verwendung von historischen Bildern für Staffagen und Kostümentwürfe, die das Zeitkolorit der vergangenen Epochen aufleben lassen, ist nur eine oberflächliche Art, sich der Bilder zu bedienen. Wenn aber Korda die Porträts Hans Holbeins d. J., des berühmten deutschen Malers am englischen Königshof des 16. Jahrhunderts, und einiger seiner Zeitgenossen als *Zeitzeugen* institutionalisiert, so beschreibt er damit einen explizit anderen Weg der Beglaubigung, der auf einer Verlebendigung der Gemälde durch ihre filmische Anwendung als Tableaux vivants basiert. Ganz im Gegensatz zu der Vorstellung, dass das ältere Medium zum Inhalt des neuen Mediums wird, sind die Originalgemälde, die Korda und sein Mitarbeiterstab in Museen und Bildbänden aufspürten, bewusst jenseits des Films situiert, um auf diese Weise ihre beglaubigende Funktion unabhängig von den immer im Verdacht der trügerischen Illusion stehenden Filmbildern zu stärken. Worauf sich der Film also bezieht, ist im Film selbst nur als Verweis zu finden: Seine realen Quellen – die Gemälde – befinden sich an unzweifelhaften und in diesem Sinne autoritativen ›Fundorten‹ wie Museen, historischen und kunsthistorischen Büchern etc. Von dort aus haben sie ihre filmische Bedeutung als authentizitätsstiftende und handlungsbezeugende Bilddokumente zu entwickeln, was üblicherweise sonst nur der Dokumentar fotografie und in einigen Fällen dem Dokumentarfilm zukommt.

Dass Holbeins Porträts sich einer besonderen Popularität erfreuten und den meisten der englischen Zuschauer im Original oder als eines der zahlreichen Marketingprodukte wie Poster, Postkarte oder Kaffeebecheraufdruck bekannt waren, unterstützte ihre Funktion im Film und machte sie schließlich um so glaubwürdiger. Jean-Martin Charcots Ausspruch ›Sehen ist Erkennen‹ muss hier ergänzt werden um den Faktor Gedächtnis bzw. Erinnerung, die dem Zuschauer das, was er in den bewegten Filmbildern verlebendigt sieht, aus anderen Kontexten vertraut macht. Jedes Wiedererkennen oder jede Erinnerung an das, was jenseits des Films bereits gesehen oder gelesen worden ist, trägt zur Evidenzbildung bei, insofern das im Film Erlebte zu einer nachhaltigen Bestätigung des Memorierten und *vice versa* beiträgt. Und in der Tat versuchen insbesondere Historienfilme oder Biopics aufzuzeigen, ›wie es tatsächlich war‹. Der

Joanna Barck

180

Film repräsentiert also eine Geschichte, die dem Zuschauer nie gänzlich fremd ist, da sie bereits aus bekannten, das heißt auch aus kollektiven Erinnerungen und Versatzstücken zusammengesetzt ist.<sup>5</sup> Damit ist die ›Geschichte‹ für den Zuschauer vor allem eine subjektive Umstrukturierung und Ergänzung von gegebenen Daten, wobei ein Abgleich, wie Klippel betont, mit der historischen Wahrheit für die Erinnerung nur eine geringe Rolle spielt: »[P]ersönliche Erinnerungsbilder haben eine Evidenz für denjenigen, der sie produziert und sind damit einfach gültig.«<sup>6</sup>

In diesem Kontext ist HENRY VIII ein Musterbeispiel filmischer Evidenzbildung, das sich hierfür eines der berühmtesten Bildnisse der Neuzeit bedient: des Porträts Heinrichs VIII. von Hans Holbein d. J. (Abb. 1). Das Bild, das den Herrscher als bärtigen, korpulenten Mann in aufrechter Haltung mit durchgedrückten Knien und von voluminösem Körperumfang zeigt, avancierte zum Sinnbild des Herrscherporträts im Allgemeinen und des englischen Königs im Besonderen.<sup>7</sup>

Es ist bis heute undenkbar den englischen König abweichend von dieser ›Vorlage‹ darstellen zu wollen. So sehr Holbeins Porträts die Vorstellung vom König und seinem Hofstab bestimmen, so sehr ist es das Medium Film, das die



Abb. 1: Remigius van Leemput  
(nach Hans Holbein d. J.) – Heinrich VIII.,  
nach 1537 (Ausschnitt; Walker Art Gallery, Liverpool)



Abb. 2: HENRY VIII –  
Laughton  
als Heinrich VIII.  
(Sequenz)

»public history«, wie George F. Custen darlegt, kreiert.<sup>8</sup> Filme wie Kordas Biopic haben ihren Teil dazu beigetragen, dass historische Bildung, zumindest die der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, im Wesentlichen durch fiktionale Elemente der filmischen Geschichtsszenierung geprägt wurde bzw. wird. Schon lange gilt die folgende Beobachtung von Custen nicht mehr nur für das amerikanische Publikum:

In telling history through the individual life, Hollywood has had an enormous impact upon viewers' conception about the world. Sometimes this attempt at influence was international, as in campaign books studios distributed to exhibitors, exhorting them with a variety of strategies to exploit their audiences before and after screenings. Biopics could be sold as educational, instructional materials.<sup>9</sup>

Der Einfluss des bewegten Bildes auf die Zuschauer liegt in der verführerischen Mischung aus beglaubigten historischen Tatsachen einerseits und filmischen Narrationsmethoden wie der Subjektivierung von Geschichte durch die Darstellung von Einzelschicksalen andererseits. Was man aus den Geschichtsbüchern und dem Geschichtsunterricht vereinzelt kennen gelernt hat, bietet sich nun als eine bewegte und vor allem anschauliche, *lebende Geschichte* an. Die Bereitschaft der Zuschauer, dem Film als einer auktorialen Geschichtserzählung zu folgen und das Gesehene mit Wahrheit auszustatten, basiert bis heute

Joanna Barck

182

noch auf der illusionistischen Macht der Bewegungsbilder, deren Evidenz durch Querverweise auf andere Bild- und Textmedien eine wesentliche Unterstützung erfährt. Eine starke Rolle spielen dabei die zu allen Zeiten äußerst beliebten Historienromane und Biographien, die bereits eine Vermischung von historischen Tatsachen mit fiktionalen Erzählsträngen bieten.

Nicht zu unterschätzen ist das psychologische Moment der zeitlichen Bildstruktur der Filme, einer sich vor den Augen der Zuschauer entfaltenden Geschichte. So wird das Gesehene schnell zum ›Miterlebten‹ und der Zuschauer zum ›Augenzeugen‹. In diesen Fällen basiert die durch den Film erzeugte Evidenz auf einer vagen, jedoch überaus kollektiv zu denkenden Vorstellung von Historie, die mehr auf Glaubhaftigkeit als auf fundiertem Wissen beruht: denn das Publikum traut – und das entgegen aller Kritik – doch zunächst seinen Augen. Was ihm bereits aus anderen (Bild-)Kontexten im Film bekannt vorkommt, hat somit eine höhere Wahrscheinlichkeit, ›wahr‹ zu sein, als etwas, das ihm zum ersten Mal begegnet.

Von Authentizitätsstiftender Relevanz sind also die Bezugsgrößen, auf denen das Vertrauen des Publikums gründen kann. Längst ist im Medium Film nicht mehr die Schrift, und genauer, das schriftliche Dokument, alleiniger Garant der Beglaubigung. Zwischentitel oder Angaben im Vor- oder Abspann, die auf die Authentizität der verfilmten Geschichte hinweisen, sind schwache Evidenzstifter; hingegen ist ein zunehmend dichter werdendes Netz an Bildreferenzen, in dem bereits jedes einzelne Bild oder zitierte Bildsystem für sich Evidenz beansprucht, dazu prädestiniert, das Vertrauen des Zuschauers in das Gesehene zu stärken. Korda konstruiert ein solches plurales Bezugssystem, wenn er statt einer einfachen Bildzitation sich besonderer Inszenierungsformen bedient, die selbst auf eine lange Geschichte zurückblicken können, auch wenn sie zum Zeitpunkt der Filmentstehung bereits in Vergessenheit gerieten. Die Rede ist von den so genannten *Tableaux vivants* oder ›Lebenden Bildern‹.<sup>10</sup>

Wie kaum eine andere vorfilmische Kunstform ist das *Tableau vivant* geeignet, Gemälde zu verlebendigen, ohne sich dabei des Bildes zu entledigen, denn die Nachstellung bedarf selbst einer starken Beglaubigung seitens seiner Vorlage, die das *Tableau vivant* zur Nachstellung autorisiert. Demnach muss das, was im *Tableau vivant* lebendig erscheinen soll, dem Zuschauer gleichermaßen *als Gemälde* immer noch präsent sein. Das Surplus, das das *Tableau vivant* dem gemalten Vorbild hinzufügt, ist aber der Reiz des lebendigen Körpers, der echten Gegenstände oder der realen Orte, an denen die Nachstellungen inszeniert werden. Bereits diese erste Transformationsstufe vom Gemälde zum Körper bedarf also einer beglaubigenden Verweisstruktur.<sup>11</sup> Mit seinem

Eintritt ins Filmbild erweitert sich der Status des Tableau vivant, das nun sowohl auf ein außerhalb des Films existierendes Gemälde verweisen als auch dessen Autorisierung auf den gesamten Film vermitteln soll.

Die Voraussetzungen für das Funktionieren des Evidenzsystems sind somit vielschichtig: Man bedarf zunächst der historischen Bilder außerhalb des Films, dann der Tableaux vivants, die diese Gemälde in filmische Diegese transformieren, und schließlich des Zuschauers, der diese Wechselverhältnisse der (Selbst-)Beglaubigung auf den Film überträgt. Als abwesend-anwesende Authentizitätsgaranten bilden die Gemälde die basale Stufe in der Inszenierung von filmischer Evidenz. Wie eine solche Kreation von ›public history‹ (Custen) entsteht, lässt sich exemplarisch am Beispiel von zwei Sequenzen aus Kordas HENRY VIII aufzeigen: der Szene, in der Anne Boleyn (die von Merle Oberon gespielte zweite Königin) auf ihre Hinrichtung wartet, und der Szene des berühmten Auftritts von Charles Laughton als Heinrich VIII.

Die erste Einstellung zeigt Boleyn/Oberon in einer Nahaufnahme und stellt mit diesem Bildformat einen formalen Bezug zu jenem Porträt her, das ein unbekannter englischer Maler in der Zeit zwischen 1530–36 angefertigt hat (Abb. 3). Auf dem bekannten Bildnis trägt Boleyn eine perlenumrandete Hau-



Abb. 3: Unbekannter englischer Maler –  
Anne Boleyn, 1530-36  
(National Portrait Gallery, London)

Joanna Barck

184



Abb. 4: HENRY VIII  
– Anne Boleyn  
wartet auf  
die Hinrichtung  
(Sequenz)

be und einen bald zu ihrem ikonischen Zeichen gewordenen Anhänger, der den Buchstaben B darstellt und an dessen Enden drei längliche Perlen angebracht sind. Ovale Kopfform, dunkle, in der Mitte gescheitelte Haare, längliche Nase und geschwungene Augenbrauen sind die äußeren Kennzeichen der Porträtierten.

In der Übernahme dieser memorierbaren Auffälligkeiten – Gestaltung des Kleides, vergleichbare Physiognomie und vor allem jener berühmt gewordene Anhänger – wird der filmischen Inszenierung von Merle Oberon als Anne Boleyn der nötige pikturale Identifikationszusammenhang garantiert (Abb. 4). Zwar dominiert in der Sequenz nicht die Starre eines klassischen Tableau vivant, doch ist die Boleyn-Einstellung durch eine deutliche Beruhigung in der Kamerabewegung gekennzeichnet. Ihre relative Dauer ermöglicht eine eingehende Betrachtung und assoziative Parallelisierung auf die Porträtvorlage hin. Die Bedächtigkeit der Kamerabewegung – sie bewegt sich nur auf einer Achse – macht auf die andersartige Bildstilistik dieser Einstellung aufmerksam und pointiert sie damit für den aufmerksam gewordenen Zuschauer. Mit der langen Naheinstellung auf Boleyn/Oberon wird also das »Bilddokument« symbolisch im Film etabliert, bevor die Kamera dann in langsamer Fahrt – über die Einstellungsgrößen Amerikanisch, Halbnah bis hin zur Halbtotale – zurückweicht, um schließlich das zu zeigen, was im Porträt sonst unsichtbar bleibt: die private, noch nicht für den öffentlichen Blick zurechtgemachte Boleyn in voller Lebensgröße. Dieses in Bewegung geratene Bilddokument entfaltet seine filmische

Evidenzfunktion, indem es den Zuschauer dazu motiviert, das Gesehene als das ›Miterlebte‹ zu verinnerlichen. Was ist damit gemeint? Zunächst ist festzustellen, dass Korda die an Gemälden orientierten Szenen mit einem gewissermaßen unvollständigen Tableau vivant beginnen lässt. Die Personen und die Requisiten werden erst nach und nach zu dem komponiert, was der Zuschauer als das jeweilige Porträt wiederentdecken soll. So trägt Oberon beispielsweise die Haube der porträtierten Boleyn erst, als sie für die Hinrichtung fertig angekleidet ist; das historische Porträt wird somit in einen fiktiven Entstehungskontext eingebettet, der dem Zuschauer als vermeintlich echter Hintergrund des Bildnisses vorgestellt wird. So wird aus dem Gemälde eine historische ›Momentaufnahme‹ und aus dem Film eine Zeitmaschine, die den Zuschauer in die Vergangenheit, das heißt, in die lebendig gewordene Geschichte entführt. Die Kamera wird dabei zu einem Vehikel, das den Zuschauer direkt in die Welt der Bilder hinein versetzt. Die Übersetzungsleistung erfolgt unmittelbar und bewegt sich von der gemalten Darstellung zum bewegten und damit lebendigen Bildkontinuum des Films.

Der größere Zusammenhang, in dem Kordas Gemäldeverlebendigungen stehen, liegt in den wissenschaftlichen Debatten um die legitime Geschichtsschreibung und Quelleninterpretation, wie sie von Leopold von Ranke, dem Begründer der modernen Geschichtswissenschaft, angeregt wurden. Ranke propagierte eine Geschichtsschreibung, die zuallererst nach strengen Prinzipien der kritischen Analyse zu verfahren hatte, und dabei ausschließlich beglaubigte Dokumente, wie beispielsweise zuverlässige Augenzeugenberichte, auswerten sollte, was in dieser Zeit ein Novum für die Wissenschaft war. Allerdings lagen Rankes Bestrebungen nicht in einer Geschichtsrekonstruktion im Sinne einer Katalogisierung oder Archivierung objektiverer Fakten, sondern in einer interpretatorischen Leistung, die auf das Verständnis der Quellen gerichtet sein sollte.<sup>12</sup> Folgt man seiner Idee von moderner Geschichtsschreibung, so hat sie die aus heutiger Sicht brisante Aufgabe zu erfüllen, Wissenschaft und Kunst miteinander zu verbinden.<sup>13</sup> Auch wenn Kordas Version der historischen Figur Heinrichs VIII. eine populistische, teils groteske Form annimmt, spiegelt sie doch dieses Verständnis von »Sammlungen der Tatsachen und ihre[r] Aneinanderfügung«<sup>14</sup> wider. Vor diesem Hintergrund betrachtet kann eine Kopfbedeckung oder ein Anhänger der Porträtierten im Film zu einer narrativen Ausgestaltung führen und zugleich in ihrer Verweisfunktion auf die beglaubigenden Bildquellen hindeuten. Die ›Entkoppelung‹ der Details aus dem engen Zusammenhang eines in sich geschlossenen Gefüges, das das Porträt als Bilddokument darstellt, entspricht der erforderlichen Transkriptionsbe-

Joanna Barck

186

wegung, will man dem Zuschauer die ›Aneinanderfügung der historischen Tatsachen‹ näher bringen.<sup>15</sup>

Noch stärker als in der Boleyn-Sequenz setzt Korda bei der Darstellung des Königs auf die Unmittelbarkeit seiner bildlichen Quellen. So platziert er Laughton im einrahmenden Torbogen der filmischen Great Hall, um ein für alle Mal klar zu stellen, dass es sich hierbei um den ›bilgedchten‹, den historischen Herrscher handelt, der durch den Schauspieler selbst spricht (Abb. 1, 2). Für einen langen Moment gefriert die Einstellung zum Kader, womit der Gemäldereferent in das Filmbild kolportiert und die Differenz dieses spezifischen Bildes zu den anderen Bewegungsbildern des Films ausgestellt wird. Bevor die Bewegung innerhalb des Filmbildes wieder einsetzt, hat der Zuschauer ausreichend Zeit, sich der Ähnlichkeit zwischen dem Schauspieler und der Figur des historischen Königs, so wie ihn Holbein malte, zu vergewissern. Aber in dieser steifen, imperiale Macht mit der Metaphorik eines Heroen verbindenden Haltung des historischen Herrschers lässt sich wenig Privates entdecken. Und so stellt diese dem Gemälde eigene Ikonographie eine Herausforderung an die interpretatorische Leistung des Schauspielers dar, der von nun an versuchen muss, Holbeins Heinrich zu sein, was ihn dazu zwingt, den gesamten Film über die gleiche gestisch-mimische Rhetorik und steife, variationsarme Haltung zu reproduzieren, die das Gemälde festgeschrieben hat. Entsprechend dem im Titel gegebenen Versprechen versucht der Film durch einige, Intimität erzeugende Details (Entkleidungsszenen, nackte Füße in Großaufnahme, Szenen beim Barbier, Liebeständeln), die Figur des Königs zu ›privatisieren‹. Für den Zuschauer soll er nicht nur lebendig gewordene Geschichte, sondern auch ein Mensch ›wie du und ich‹ sein. Nichtsdestoweniger trägt gerade die fehlende Ausdrucksvariation der Figur zu ihrer Authentisierung bei, da durch die sich wiederholende Reproduktion der bestehende Bildstatus untermauert wird.

Auf die Besonderheit des Schauspielers und seines gemalten Vorbildes hat *United Artists* (Kordas amerikanische Vertriebsfirma) in dem anlässlich der US-Premiere herausgegebenen Presseheft hingewiesen. Dort heißt es: »[...] a comparison of Laughton as Henry VIII with Holbein's famous portrait of the king reveals an uncanny resemblance.«<sup>16</sup> Bemerkenswert ist dabei die Verwendung der Bezeichnung ›uncanny‹ (unheimlich) bei einem gleichzeitigen Verzicht auf jene Begriffe wie *Tableau vivant* oder *Living Picture*, die prädestiniert wären, das tatsächliche Ähnlichkeitsverhältnis auf den Punkt zu bringen. Auffällig ist auch die gleichzeitige Hervorhebung des Bildnisses. Charles Laughton, selbst in der Gestaltung des Films sehr engagiert, und Vincent Korda, der für die Settings zuständige Bruder des Regisseurs, sparten nicht mit pressewirksamen Hinwei-

sen auf ihre ambitionierte Verwendung von Originalgemälden und architektonischen Anleihen aus dem Hampton Court Palace, dem heute noch erhaltenen Palast Heinrichs VIII.: »I cannot quite say how I got my conception of Henry VIII. ... I suppose I must have read a good deal about him, but for the rest I spent a lot of my time walking around the old Tudor Palace at Hampton Court [...].«<sup>17</sup>

Laughtons häufige Besuche der *National Portrait Gallery* und der *Royal Collection* in Hampton Court, wo er vor den Gemälden, insbesondere der Kartonagezeichnung von Holbein, die Inspiration für seine filmische Umsetzung der historischen Figur suchte, waren kein Geheimnis. Ganz im Gegenteil gehörten sie zu den gern erzählten Anekdoten, zumal wenn es dabei um das Porträt Heinrich VIII. ging. Charles Laughton hatte nicht nur die Rolle des englischen Herrschers zu spielen – mehr noch, er hatte das Porträt zu *sein*, womit eine über die äußerliche Angleichung hinausgehende Identifikation mit dem Herrscherbildnis angestrebt wurde.

Ruft man sich vor diesem Hintergrund noch einmal die Wortwahl des Pressehefts in Erinnerung, so erscheint das Auslassen der Fachtermini ein Versuch zu sein, die »Metamorphose« des Schauspielers jenseits der üblichen schauspielerischen Leistung zu situieren. Der Anspruch des Biopics auf Authentizität erreicht mit der »uncanny resemblance« eine Wendung zur Unmittelbarkeit und Seelenverwandtschaft zwischen dem Schauspieler und dem Porträtierten, die für die Zuschauer nur dann einsichtig werden kann, wenn der Anteil daran beteiligter Kostümdesigner, Haar- und Maskenbildner, Beleuchter, Requisiteure etc. aus der Betrachtung eliminiert wird. Um eine »unheimliche Ähnlichkeit« herzustellen, musste Laughton als *natürliche* Person mit der *historischen* Person verschmelzen. Hierin liegt nicht nur der Versuch, sich der Kunst des Tableau vivant, sondern auch der schauspielerischen Kunst zu entledigen. Die Problematik des Biopics in der Frage nach seiner Historizität kulminiert somit in der Person des Schauspielers, der nie (sofern er nicht sich selbst spielt) mit der filmischen Figur zusammenfällt. Custen kennzeichnet die Situation treffend, wenn er auf die zwei Ebenen der Zuschauerwahrnehmung hinweist: »At the first level, one was absorbed by the narrative constructed about selected episodes in the life of the subject. At the second level, one encountered the famous figure in other filmic contexts as well as through repeated exposure to publicity materials.«<sup>18</sup> Für ein Biopic stellt eine solche Doppelung der Figur eine Störung in der Evidenzinszenierung dar, die HENRY VIII mit der spezifischen Konstruktion einer »natürlichen« und dadurch »unheimlichen« Ähnlichkeit zu kaschieren versuchte.

Joanna Barck

188

HENRY VIII ist in dieser Beziehung ein mustergültiges Beispiel eines Biopic, das in der Dialektik von Unmittelbarkeit der Bilder und der angestrebten Historizität der Erzählung den Schauspieler selbst zum Verschwinden bringen muss. So mündet der durch den Presstext angeregte Gedanke einer »unheimlichen Ähnlichkeit« in die Idee der Inkorporierung des Porträtierten durch Charles Laughton, der, um Ernst Kantorowicz zu paraphrasieren, schließlich zum lebendigen Körper des Porträt-Körpers wird.<sup>19</sup> Aus der engen Verschaltung zwischen der äußeren Erscheinung des Schauspielers, der Mise-en-scène und den Gemälden, die als historisch beglaubigte und die filmische Narration zugleich beglaubigende Bilddokumente plausibilisiert werden, entsteht der Effekt von historischer Glaubwürdigkeit. Damit liegt in der Wiederholung des Bildkanons schließlich auch der Schlüssel zu der historischen Evidenz der Filmbilder. Die erste Voraussetzung für eine gelungene Autorisierung der Tableaux vivants ist hiermit erfüllt, doch mit den Bildern des deutschen Malers, der in der Zeit von 1537 bis zu seinem Tod im Jahr 1543 Hofmaler Heinrichs VIII. war, ist Korda noch etwas anderes an die Hand gegeben worden: die Tatsache nämlich, dass Hans Holbein d. J. bereits zu seinen Lebzeiten eine »realistische« Malweise attestiert wurde – mit all den Implikationen, die heute für uns die Fotografie hat. Holbein selbst wird damit zu einem glaubwürdigen Zeitzeugen und seine Porträts werden von ihrem bloßen Artefaktstatus freigesprochen. Und in der Tat, was liegt näher, als diesen »Zeitzeugen« selbst im Film auftreten zu lassen?

#### HANS HOLBEIN ALS FILMISCHE FIGUR DER BEGLAUBIGUNG

Anders als bei der Fotografie erschöpft sich die dokumentarische Funktion eines Gemäldes nicht allein in der Visualisierung vergangener Ereignisse, Orte oder Personen, sondern bezieht in gleicher Weise die Materialität des Werkes, den Farbauftrag, die Spur des Pinsels und die Person des Künstlers mit ein. Beiden – dem Bild, das die historischen Personen wiedergibt, und dem Künstler, der den Inhalt des Bildes beglaubigt, indem er sich darin als Schöpfer und Zeitzeuge zugleich einschreibt – wird in HENRY VIII eine eigene Sequenz gewidmet. Sie leitet die Episode von Heinrichs vierter Vermählung ein: Von seinem Lord Chancellor zu einer politisch motivierten Heirat überredet, willigt Heinrich VIII. in die Heiratsverhandlungen mit dem Herzog von Kleve ein und sendet seinen Hofmaler Hans Holbein (John Turnbull) nach Holland, um dort ein Porträt der zukünftigen Königin von England, Anna von Kleve, anfertigen zu lassen. Thomas Peynell (John Loder), ein Gefolgsmann des Königs, soll Holbein begleiten,

und dies nicht, weil es dem König an Vertrauen in den Maler mangeln würde, allein – so Heinrichs Worte im Film – »I've no faith in German beauty«.



Abb. 5: Hans Holbein d. J. –  
Selbstporträt, 1542–43  
(Galleria degli Uffizi, Florenz)



Abb. 6: HENRY VIII – Der Maler  
Holbein in Holland

Die sich an dieses Gespräch anschließende Maler-Episode zeigt John Turnbull als Hans Holbein vor einer Staffelei stehend, auf der bereits ein Entwurf des Porträts von Anna von Kleve zu sehen ist. Auffällig ist, dass auch er, wiewohl sein Auftritt nur kurz ist, in seiner Physiognomie ganz nach dem Selbstporträt Holbeins inszeniert ist (Abb. 5, 6). Da die filmische Anna (Elsa Lanchester) die

Joanna Barck

190

Porträtsitzung boykottiert, entwirft der Maler in ihrer Abwesenheit das Kleid und die Gesamtkomposition des Bildes. Zur Vervollständigung des Gemäldes kommt es erst, als die Prinzessin dem Maler tatsächlich posiert, womit weniger einer mittelalterlichen Malpraxis als vielmehr dem ›Echtheitsprinzip‹ des Films entsprochen wird.



Abb. 7: Hans Holbein d. J. –  
Anna von Kleve, ca. 1539  
(Musée du Louvre, Paris)



Abb. 8: HENRY VIII –  
Bildvorführung am  
englischen Königshof

Als Überleitung zu der Anna-von-Kleve-Sequenz, der die Malerepisode gewissermaßen als Ouvertüre dient, ist eine Szene eingeschoben, in der der Zuschauer zusammen mit den Hofleuten das vollendete Porträt, das als »Holbein's masterpiece«<sup>20</sup> vorgestellt wird, begutachten kann (Abb. 7). An dieser sich narratologisch problemlos in den Film einfügenden Aufnahme wird die besondere Funktionalität der Gemälde ablesbar, denn hier inszeniert Korda das filmische Bildnis analog zu dem real existierenden, das Hans Holbein ca. 1539 von Anna von Kleve malte (Abb. 8).

Mit dieser Engführung zwischen dem innerfilmischen und dem realen Porträt gelingt dem Film eine Parallelisierung der fiktionalen und nichtfiktionalen Ebenen, die noch einmal die Hybridität nicht nur der Filmgattung Biopic, sondern auch der Filmbilder selbst verdeutlicht. Darüber hinaus simuliert Kordas pointierte Einbindung des Gemäldes und des malenden Künstlers einen wahrheitsgetreuen Umgang mit den Bildern und steigert damit ihren beglaubigenden Charakter:

[A] way of reassuring consumers that every effort had been expended to bring them true history in the guise of spectacle, as well as suggesting that the research for each film was, for the first time, bringing to the screen a true portrait, or at least a singularly true version or the accurate characterization of a person.<sup>21</sup>

Wenn Korda dem Maler eine längere Sequenz widmet, so inszeniert er damit nicht nur eine amüsante Geschichte – er schafft vor allem ein komplexes Wechselverhältnis zwischen der filmischen, aber historisch verbürgten Figur, ihrem real vorhandenen Porträt und schließlich den die Historie verbürgenden Personen, dem Maler und dem Zuschauer gleichermaßen. Der Künstler figuriert dabei als eine überaus wirksame deiktische Gestalt der (Selbst-)Beglaubigung, indem er die Entstehungsgeschichte der Porträts und damit die vom Film applizierte Geschichte als wahr bestätigt. Hans Holbein d. J., dessen Werke im Ruf »reinsten Sachlichkeit«<sup>22</sup> als »the conquest of visual and psychological reality«<sup>23</sup> standen, scheint für diese Aufgabe prädestiniert zu sein. Kann man sich eine bessere Visualisierung der rhetorischen Figur des »Vor-Augen-Stellens« denken? Es ist die Erkenntnis, die der Zuschauer alleine durch das Sehen erlangt, auf die Korda mit der Explizierung der Fähigkeiten des Malers baut. Erst wenn der Zuschauer selbst als Zeuge für die Historizität des Films einsteht, wenn er also beglaubigen kann, dass diese Darstellung »richtig« ist, erfüllt sich die »dokumentarische« Aufgabe der Tableaux vivants und mit ihr die Historisie-

Joanna Barck

192

rung der filmischen Erzählung. Mit der Einweihung des Zuschauers in die
 faziellen Verstellungen von Anna von Kleve, die dem König ein hässliches Ge-
 sicht vorgaukelt, um ihn von der anstehenden Heirat abzubringen, ist der ent-
 scheidende Schritt in diese Richtung gemacht. Angesichts der Diskrepanz
 zwischen dem putativen Äußeren der zukünftigen Braut und ihrem Holbein-
 Porträt gerät der filmische Heinrich in eine kaum gezügelte Wut. Für den »ein-
 geweihten« Zuschauer, der »weiß«, dass die zukünftige Braut trickst, bleibt die
 Realitätstreue des Malers um so unangetasteter, je deutlicher die Unkenntnis
 des filmischen Königs ausgestellt wird. Mit diesem Kunstgriff lässt Korda den
 Zuschauer besser im Bilde sein als die vermeintlichen historischen Figuren,
 deren »natürliche Unwissenheit« an Glaubwürdigkeit gewinnt, da nur der Zu-
 schauer die favorisierte Position eines Nachgeborenen hat. Greg Walker kon-
 statiert im Kontext der offensichtlichen Fehltritte des filmischen Königs:
 »Such moments produce a veneer of historical authenticity which flatters the
 audience who can congratulate themselves that they »know better« [...].«<sup>24</sup>
 Durch diese zuschauervermittelte Rehabilitierung des Künstlers sind der Do-
 kumentcharakter der Gemälde und ihre Funktion für das Biopic stabilisiert:
 Der Zuschauer selbst verbürgt die wahrheitsgetreue Porträtierung, denn er hat
 der Atelier-Situation (im Film) »beigewohnt«. Sehen wird hier zum Wissen.
 Kordas Maler-Sequenz führt exemplarisch vor Augen, was Custen für die mei-
 sten Biopics veranschlagt, nämlich ihre schnelle Akzeptanz als »authentische
 Schilderungen« vergangener Zeiten und des Privatlebens berühmter Persön-
 lichkeiten.<sup>25</sup>

#### GESCHICHTE IN BEWEGUNG

Kordas *Tableaux vivants* folgen einer Bildchoreographie, die sie stärker als
 Transformationen von Gemälden denn als ihre bloße Nachbildungen versteht.
 In Anlehnung an Helmut Kreuzers Begriffsauslegung ist die Transformation
 eine Bewegung, in der »die Form-Inhalt-Beziehung der Vorlage, [...] ihr Sinn
 und ihre spezifische Wirkungsweise, erfaßt« und in das Filmmedium übertra-
 gen werden, um dort eine analoge Form zu bilden.<sup>26</sup> *HENRY VIII* verwendet
 diese tableauesken Transformationen auch *en miniature*, wenn zum Beispiel
 Jahreszahlen über den Türfirsten und Initialen an Wandbehängen angebracht
 werden. Diese auf den ersten Blick unauffälligen und wie selbstverständlich in
 das Setting eingefügten Motive bilden eine Analogie zu den Signaturen und In-
 schriften der Gemälde: Sie geben Auskunft über ihre Entstehung, über den In-

halt der Darstellung, über den Maler selbst und evozieren vor allem ihre dokumentierende und beglaubigende Funktion.

Zusammenfassend betrachtet muss man konstatieren, dass Kordas Vorhaben, dem Publikum die private Seite des englischen Herrschers glaubwürdig vorzustellen, nur aufgrund des starken Evidenzsystems funktioniert, das die Bilder selbst aufstellen, indem sie ein enges Netz von Verweisen und Selbstbeglaubigungen knüpfen. Was hier vor Augen gestellt wird, um diese sehr zutreffende Rhetorik aufzugreifen,<sup>27</sup> ist das Bild, das keiner anderen Beglaubigung mehr bedarf, weil es sich selbst als historisch ausgibt. »Ich war dabei« bedeutet im übertragenen Sinne die Geste des Porträts, das die Filmbilder in ihren Nachstellungen autorisiert. »Demands for a verisimilitude in film that is impossible in any medium of representation, including that of written history, stem from the confusion of historical individuals with the kinds of ›characterization‹ of them required for discursive purposes, whether in verbal or in visual media«,<sup>28</sup> konstatiert Hayden White.

Die Bereitschaft des Zuschauers, das, was auf einem vor- oder außerfilmischen Medium wie beispielsweise dem Gemälde oder der Fotografie festgehalten wird, als wahr und evident zu akzeptieren, macht einen Verweiskomplex zwischen den historischen Porträts und ihrer filmischen Umsetzung möglich, innerhalb dessen das Bild zum Referenten für den Wahrheitsgehalt des Films aufsteigt. Mit der Wiedererkennung des Originals im (filmischen) *Tableau vivant* wird der Zuschauer zum Zeugen der außerfilmischen Realität des Bildes und akzeptiert das *Bild als Primärquelle* und *beglaubigende Instanz* zugleich. Auf diese Konstellation muss HENRY VIII setzen, wenn er das »private life of Henry VIII«, und man möchte hier ergänzen: »of Henry *the man*«, nicht nur fiktionalisieren, sondern mit eigener Authentizität und Glaubwürdigkeit versehen will. Die spezifische Disposition der *Tableaux vivants*, die auf der Transkriptionsbewegung vom gemalten zum lebendigen Körper beruht, bietet sich hierfür nicht zuletzt wegen der Möglichkeit einer bruchlosen Einfügung der Gemälde in die filmische Narration an. Aber sie bringt noch einen weiteren Vorteil mit sich: den Effekt einer *verlebendigten Geschichte*.

Die Authentizität des Biopic entwickelt sich, indem die Grenzen zwischen der dokumentbasierten *Geschichtsschreibung* und der filmischen *Geschichtsauslegung* oder *Geschichtserfindung* zunehmend durchlässig werden.<sup>29</sup> In ihrer filmischen Umsetzung treten die Gemälde präsentisch auf und leiten damit eine Narration ein, in der Historie zum Hier-und-Jetzt verwandelt wird. Die damit angestrebte Illusion der Wirklichkeit will nicht täuschen, sondern dem Zuschauer eine eigene Realitätswelt eröffnen, so dass es ihm möglich

Joanna Barck

194

wird, die verlebendigten Gemälde sowohl als Subjekte der Handlung als auch als Objekte der Historie zu betrachten.

Die auf diese Weise in die Spielhandlung eingebundenen Porträts verweisen auf eine Möglichkeit, die von der These Paul Ricœurs abweicht. Geht Ricœur davon aus, dass historisch belegbare Tatsachen ihren Wirklichkeitscharakter verlieren, sobald sie in fiktive Erzählungen aufgenommen werden, so zeugen gerade die *Tableaux vivants* in Kordas Film von einer umgekehrten Bewegung: Hier werden die historischen Ereignisse – festgehalten in den Bildnissen – nicht bloß »erwähnt«, sondern deutlich »gebraucht«.<sup>30</sup> Die gegenseitige Neutralisierung von fiktiven und nichtfiktiven Ereignissen, von der Ricœur spricht, entpuppt sich im Fall von *HENRY VIII* als eine Egalisierung, das heißt, als eine Angleichung der fiktiven Ereignisse an die historische Faktizität der im *Tableau vivant* zitierten Gemälde. Durch die Narrativierung der historischen Bilder im filmischen *Tableau vivant* wird eine Weiterschreibung der Geschichte mit anderen (Bild-)Mitteln suggeriert. Das, was der Film weitererzählt, erzeugt die Vorstellung einer logischen Fortführung der lückenhaften Geschichtsschreibung. Das historische, real existierende Gemälde wird als eine Momentaufnahme begriffen, die auf die Hintergründe ihrer Entstehung Hinweise zu geben imstande ist. Die filmischen *Tableaux vivants* erfüllen damit eine sinnstiftende Funktion, indem sie die vergangene Zeitspanne (die Historizität des Dokuments) in erzählende Darstellung ummünzen, das heißt, in *Geschichten* überführen helfen.<sup>31</sup> Historienfilme und Biopics versuchen sich als Pendant zur offiziellen Geschichtsschreibung zu etablieren, weil sie (scheinbar) die »andere Seite«, die Emotionen, das Menschliche schlechthin zu rekonstruieren helfen. Indem sie »die Geschichte« anthropologisieren, setzen sie auf die Zeitlosigkeit einer Darstellung, die trotz ihrer historischen Kulissen jederzeit hätte passieren können.

Die »Wirklichkeit« des Films baut auf die Lücke in der realen Wirklichkeit, die der Film sich zu schließen vornimmt. Nicht die Geschichte also ist das Thema des Films, sondern der ungelöste historische Widerspruch.<sup>32</sup> Indem Korda die Gemälde als historiographische Referenzmomente benutzt, gelingt ihm mit *HENRY VIII* eine *tableaueske*, hybride Gesamtanlage, die nach einer maximalen Verlebendigung der zitierten Bildvorlagen strebt und die Grenzen zwischen realen und imaginären Darstellungen bewusst fließend hält.<sup>33</sup> Der Film animiert den Zuschauer, in der filmischen Inszenierung eine Aktualisierung der historischen Geschehnisse zu sehen. Dabei hat die spezifische Nobilitierung des Filmbildes durch das Gemälde ihr Gegenstück in den Ästhetisierungen des lebendigen Körpers. Hier wird nicht der natürliche Körper zum sym-

bolischen, sondern der symbolische wird zum ›natürlichen‹ Körper des Films gestaltet.

- 1 Vgl. Heike Klippel: Erinnerung. Evidenz und Kino, in: Rolf F. Nohr (Hg.): Evidenz ... Das sieht man doch!, Münster 2004, S. 241–259.
- 2 Der Begriff *Biopic* bezeichnet einen biographischen Film mit fiktionalen und nichtfiktionalen Elementen, wobei die Bezüge zu real existierenden Personen deutlich im Vordergrund stehen. Biopic ist eine Kompilation aus den Worten ›biographical‹ und ›picture‹ und wurde zum ersten Mal 1951 im US-amerikanischen Fachblatt *Variety* verwendet. Seither hat der Begriff sich als Fachterminus gegenüber allen anderen Bezeichnungen (Bio, Filmbiographie, Biog) durchgesetzt. Hierzu vgl. Henry M. Taylor: Rolle des Lebens, Marburg 2002, S. 20–23. Zum Historienfilm siehe u.a. Robert A. Rosenstone (Hg.): *Revisioning History. Film and the Construction of a New Past*, Princeton 1995; Rainer Rother (Hg.): *Bilder schreiben Geschichte. Der Historiker im Kino*, Berlin 1991.
- 3 Vgl. Paul Tabori: Alexander Korda, London 1959, S. 131 f.
- 4 Vgl. Peter Burke: Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen [2001], Berlin 2003.
- 5 Zu Gedächtnis und Erinnerung vgl. Klippel: Erinnerung. Evidenz und Kino (Anm. 1), S. 243 ff.
- 6 Ebd., S. 245.
- 7 Das ursprüngliche Wandgemälde, das Holbein für den königlichen Whitehall Palace in London 1537 malte, ist bereits beim Brand von 1698 zerstört worden. Übrig geblieben ist eine Kartonage von Holbein, die den linken Teil des Gesamtbildes, die Figur Heinrichs VIII. und die seines Vaters, zeigt. Zu den besten unter den zahlreichen Werkkopisten gehört Remigius van Leemput. Vgl. *Henry VIII Revealed. Holbein's Portrait and its Legacy*, Ausstellungskatalog, Liverpool 2003; dort auch zahlreiche Abbildungen der Originale und Kopien.
- 8 George F. Custen: *Bio/Pics*, New Brunswick 1992, S. 12.
- 9 Ebd.
- 10 Zu *Tableaux vivants* siehe ausführlich Birgit Joos: *Lebende Bilder. Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit*, Berlin 2002; Sabine Folie/Michael Glasmeier/Gerald Matt (Hg.): *Tableaux Vivants. Lebende Bilder und Attitüden in Fotografie, Film und Video*, Wien 2002.
- 11 Ausreichend für eine einfache Inszenierung einer solchen ›Bildverlebendigung‹ à la *Tableau vivant* sind die spezifischen theatralen wie bildästhetischen Rhetoriken, zu welchen an erster Stelle das bewegungslose Verharren in einer bestimmten Pose, ein stimmungsvoller Lichteinsatz und der kulissenhafte, scheinbar detailgetreue Bühnenentwurf gehören. Zum Komplex des *Tableau vivant* und ihrer Verwendung im Spielfilm vgl. Joanna Barck: *Hin zum Film – zurück zu den Bildern* (Publikation in Vorbereitung).
- 12 Vgl. Leopold von Ranke: Vorrede zu »Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535«, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Über das Studium der Geschichte*, München 1990, S. 46.
- 13 Vgl. Leopold von Ranke: *Idee der Universaltheorie*, in: ders.: *Vorlesungseinleitungen*. Aus *Werk und Nachlaß*, Bd. 4, München 1975, S. 72 f.
- 14 Leopold von Ranke hier zitiert in Georg G. Iggers: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1996, S. 20.
- 15 Neben den klassisch orientierten *Tableaux vivants*, das heißt jenen stillgestellten, detailtreuen Nachbildungen, gibt es in HENRY VIII eine Fülle von Gemäldereferenzen, die als *sekundäre Tableaux vivants* und *sekundäre Bildmotive* zu bezeichnen wären. In erster Linie handelt es sich dabei um Versatzstücke und Bildkompilationen, die Segmente unterschiedlicher Gemäldevorlagen aufweisen, ohne dass konkrete Bildvorlagen hierfür benannt werden könnten.
- 16 *United Artists: The Private Life of Henry VIII* (Press Book), New York 1933 (New York Public Library Collection).
- 17 Charles Laughton im Interview für den *Daily Express*, zitiert in Greg Walker: *The Private Life of Henry VIII*, London 2003, S. 21.

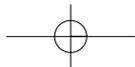
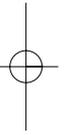
Joanna Barck

196

- 18 Custen: Bio/Pics (Anm. 8), S. 34.
- 19 Vgl. Ernst Kantorowicz: *The King's Two Bodies*, Princeton 1957.
- 20 United Artists: *Private Life* (Anm. 16), S. 11.
- 21 Custen: Bio/Pics (Anm. 8), S. 35.
- 22 Georg Kaufmann: *Die Kunst des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 1990, S. 109.
- 23 Frederick Hartt: *Art: A History of Painting, Sculpture, Architecture*, New York 1989, S. 669.
- 24 Walker: *The Private Life of Henry VIII* (Anm. 17), S. 43.
- 25 Vgl. Custen: Bio/Pics (Anm. 8), S. 7.
- 26 Helmut Kreuzer: *Medienwissenschaftliche Überlegungen zur Umsetzung fiktionaler Literatur*, Tübingen 1981, S. 37. Der Begriff der Transformation, wie ihn Kreuzer verwendet, wurde von Irmela Schneider in die filmwissenschaftliche Debatte eingeführt und ist seitdem für die Bestimmung von Literaturverfilmungen von Bedeutung. Vgl. Irmela Schneider: *Der verwandelte Text*, Tübingen 1981.
- 27 Vgl. Rüdiger Campe: *Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung*, in: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 208–225.
- 28 Hayden White: *Historiography and Historiophoty*, in: *American Historical Review* 93/5 (1988), S. 1198–1199, zitiert in Custen: Bio/Pics (Anm. 8), S. 7.
- 29 Vgl. Custen: Bio/Pics (Anm. 8), S. 7. Bezeichnend für eine solche ›authentisierende‹ Entwicklung ist die Verwendung des Films als Unterrichts- und Anschauungsmaterial, wie es z.B. vom *British Film Institute* auf seiner Homepage den Schulen und anderen Lehrinrichtungen angeboten wird.
- 30 Vgl. Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung* [1983–85], Bd. 3, München 1991, S. 204.
- 31 Vgl. Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, Bd. 1, München 1988, S. 7, 37, 54; Roland Barthes: *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen*, in: ders.: *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt/M. 1988, S. 102–143.
- 32 Vgl. Georg Seeßlen: *Sissi – ein deutsches Orgasmustrauma*, in: Hans-Arthur Marsiske (Hg.): *Zeitmaschine Kino. Darstellung von Geschichte im Film*, Marburg 1992, S. 64–79 (hier S. 65 f.).
- 33 Zum Biopic als eine Mischgattung vgl. Taylor: *Rolle des Lebens* (Anm. 2), S. 87.

### SEKTION 3: ÜBERSICHT. AUFLISTEN UND ABKÜRZEN





**Petra Löffler**

**EINLEITUNG: ÜBERSICHT. AUFLISTEN UND ABKÜRZEN**

Stephen Spielbergs populärer Film SCHINDLER'S LIST (SCHINDLERS LISTE, USA 1993) regt zum Nachdenken über die Doppelbedeutung von Liste und List an. Dem Unternehmer Schindler gelingt es dort, eine Reihe seiner jüdischen Mitarbeiter vor der Deportation und damit vor dem sicheren Tod zu bewahren. Er erklärt sie für unverzichtbar, um die Produktion kriegswichtiger Bauteile aufrecht zu erhalten, und lässt die Liste ihrer Namen von den verantwortlichen Nazifunktionären absegnen. Damit bestimmt die (relative) Willkür der Liste zugleich darüber, wer die Chance zum Überleben bekommen soll und wer seinem absehbaren Schicksal überlassen werden muss. Schindlers List zeigt sich in der Überzeugungskraft, die der Liste als verwaltungstechnischem Instrument innewohnt. Deren unmittelbarer Evidenz konnte sich auch der nationalsozialistische Verwaltungsapparat, der für seinen exzessiven Ordnungswahn bekannt war, nicht entziehen. Schindlers historisch verbürgte List bestand also darin, die faschistische Bürokratie mit ihren eigenen Mitteln geschlagen zu haben. Gleichzeitig kann seine Namensliste als ein Gegenbeispiel zu den bekannten 'Todeslisten' der SA angesehen werden.

Die Liste etabliert jedoch – auch das macht das gewählte Beispiel deutlich – eine nur vorläufige Ordnung, die durch äußere Umstände oder immanente Zwänge ständig bedroht bleibt. Sie ist gleichwohl ein Instrument der Differenzierung, das Kausalität durch das einfache Muster der linearen Reihung suggeriert. Eine Liste konstituiert sich durch eine schlichte Folge von Einträgen, also durch ein Nacheinander, das ihre Elemente durch die bloße Aufzählung miteinander verknüpft und hierarchisiert: Dabei ist jeder Platz in der Liste einzig durch ein Vorher und ein Nachher bestimmt. Deshalb stellt sie im Sinne Wittgensteins ein Sprachspiel dar, das der Kontingenzbewältigung dient. In SCHINDLER'S LIST steht der schier ungeheuren Masse der Opfer des NS-Vernichtungswahns die überschaubare Anzahl der durch seine List/Liste Geretteten gegenüber. Solche Listen formalisieren Informationen, sie unterbrechen deren Fluss für einen bestimmten Zeitraum und stellen deshalb einen räumlich begrenzten und jederzeit revidierbaren Ordnungsversuch dar. Sie bilden somit eine epistemische Latenzfigur, ein bewegliches Scharnier zwischen dem, was sich zu einem bestimmten Zeitpunkt wissen lässt und dem, was nicht zur Positivität des Wissens gelangt. Die Liste überbrückt also das Unfassbare (die ungewisse Zahl potentieller NS-Opfer), das zugleich das Unwissbare (die Wahrscheinlichkeit

Petra Löffler

200

des Überlebens) in seiner Absenz markiert, durch die Vorgabe einer sehr einfachen und einleuchtenden Struktur, die offen ist und jederzeit modifiziert werden kann und auch muss. Und, das ist entscheidend: Sie bildet als Latenzfigur, die ein Nichtwissenkönnen übertragend, sprich: *metaphorisch*, bezeichnet, diese Unsicherheit des Wissens selbst ab.

Die Liste operiert dabei nach einem äußerst einfachen (und einleuchtenden) Modus: Sie differenziert schlicht zwischen Anwesenheit und Abwesenheit – entweder jemand bzw. etwas ist auf der Liste oder (eben) nicht – mit allen zum Teil grausamen Konsequenzen, wie wiederum das Beispiel von Spielbergs Film unterstreicht. Dieser einfache Modus macht sie gleichzeitig so effizient. Heute sind Listen in alphabetischer oder in numerischer Ordnung am gängigsten. Dieser Modus vermag jedoch nur sehr oberflächlich, ihre grundsätzliche, in der Latenz selbst begründete Willkür einzudämmen. Das zeigen die Vermisstenlisten nach Katastrophen wie 9/11 oder der Flutkatastrophe in Südostasien unmissverständlich. Listen versprechen deshalb eine (temporäre und lokal begrenzte) Übersicht auch dann, wenn sie den Kriterien von Übersichtlichkeit aufs Größte widersprechen. Denn in erster Linie kanalisieren Listen Informationen, machen sie überhaupt erst zugänglich und beschleunigen vor allem den Informationsfluss, wodurch sie eine Fülle von Anschlusskommunikationen ermöglichen. Wegen dieser Fähigkeit der Liste, Informationen zu ordnen und zu veranschaulichen und damit Kommunikationswege abzukürzen, könnte man geradezu von einer List der Liste sprechen.

Listen sind also wirksam aufgrund ihrer Anschaulichkeit (nicht wegen ihrer nur begrenzten Ordnungsmacht) und weil sie Kommunikationswege abkürzen. Was heißt das? Listen verfahren nicht nur hochgradig selektiv, sondern erleichtern auch den Zugriff auf die gesammelten Informationen. Denn etwa die Listen von Verletzten oder Vermissten aus entfernten Ländern Europas oder Amerikas, die nach dem verheerenden Erdbeben und der anschließenden Flutwelle in Südostasien gesammelt und schließlich ins Internet gestellt wurden, dienen in erster Linie der Verbreitung der in ihnen gebündelten Informationen und damit der Verkürzung von Kommunikation. Der bürokratische Apparat der betroffenen Nationalstaaten musste im Vergleich zur beschleunigten Internetkommunikation zwangsläufig schwerfällig und langsam erscheinen. Er wird angesichts der globalen Auswirkung lokaler Katastrophen unweigerlich von einem weltweiten kommunikativen Netzwerk abgelöst, das Informationen aus weit entfernten Quellen bündeln und kurzzeitig zur Verfügung stellen kann. Die Akkumulation und beschleunigte Übermittlung von Informationen durch das weltweite Netz wirkt sich katalytisch auf die Bündelung von

Informationen durch die Liste aus. Auch deshalb ist sie in der Netzkommunikation so verbreitet – man denke nur an die Trefferlisten von Suchmaschinen. Gleichzeitig wird hier der Instantancharakter der Liste und die Vorläufigkeit der gesammelten Informationen greifbar.

Listen bilden – entsprechend der Unsicherheit des Wissens und der Latenz des Nichtwissenskönnens – vorrangig Entscheidungsprozesse bzw. zeitliche Abläufe ab: »Die Listen schöpfen somit direkt aus der Grundlage des ganzen Realen, die immer ein ablaufender Prozeß ist.«<sup>1</sup> Das zeigt sich z.B. im Schwanken der geschätzten Vermisstenzahlen nach einer Katastrophe: Ein neuer Name wird der Liste hinzugefügt, ein anderer gestrichen (um dann auf einer anderen Liste wieder aufzutauchen: der Liste der Opfer oder der Überlebenden). Dies impliziert, dass mehrere Listen nebeneinander existieren können. Listen stehen in einem Verhältnis der epistemischen Konkurrenz; sie schließen sich nicht gegenseitig aus. Diese konkurrierenden Listen bilden parallele, man könnte sogar sagen: heterotopisch<sup>2</sup> angelegte Ordnungen. Das bedeutet, dass es kein Gesamt der Ordnung gibt, keine im Sinne Foucaults umfassende Ordnung der Dinge. Im Kontext einer spezifisch modernen Verfasstheit des Wissens betrachtet, kennzeichnet auch die Liste dessen Relativität bezogen auf Raum und Zeit. Die Arbeit der Liste besteht deshalb zumindest potentiell in einem permanenten Streichen und Hinzufügen. Damit leistet sie zugleich einen Teil der Arbeit des Bewältigens einer (Über-)Fülle von Informationen – kurz gesagt: Die Liste vollbringt epistemische Arbeit und macht sie zugleich sichtbar. Diese Arbeit macht Listen zu einem wirksamen Instrument der Wissenserzeugung, zur »elementarsten Formgebung des Wissens«.<sup>3</sup>

Listen haben sich gerade im Ereignisfall von Katastrophen als Instrument der Kontingenzbewältigung bewährt. Ihr vorläufiger Charakter kommt dem Unbestimmbaren, Unwägbareren katastrophaler Ereignisse entgegen, ohne es je einholen zu können. (Die Opferzahlen wurden bei den genannten Katastrophenfällen von Mal zu Mal nach oben korrigiert. Damit verlängerte sich auch die Liste ihrer Namen!) Auch wenn sich das Ausmaß von Katastrophen, wie immer wieder versichert wird, nicht endgültig beziffern lasse und das Leid der Überlebenden unermesslich sei, stellt das Aufstellen von Listen über die Verluste an Menschenleben und Sachwerten einen ersten Schritt der Katastrophenbewältigung dar. Sie veranschaulichen zugleich das Grauen, das Katastrophen zu unvorstellbaren Ereignissen macht, weil sie Namen (Menschen) und Ereignisse (Schicksale) miteinander verknüpfen. Aus diesem Grund haben Listen mit den Namen von Opfern etwa des Holocaust Einzug in die Memorialkultur gehalten, die sich seit jeher auf Namenslisten stützt – nur eben auf die von

Petra Löffler

202

Herrschergenerationen oder Geschlechterfolgen. Statt vermeintliche Helden der Geschichte zu benennen, lassen solche Listen erstmals die Namen der Opfer für sich sprechen. Statt Genealogie herrscht hier das Prinzip der Kontingenz. Auf paradoxe Weise machen solche Listen anschaulich, was in der Latenz von Zahlen, in der rein quantitativen Akkumulation zumeist gesichtslosen Leidens verborgen bleibt, denn sie bilden einen strikten Verweisungszusammenhang in einem Kontext, der von Chaos bzw. Kontingenz gekennzeichnet ist. Darin liegt das verbindende Moment in der Sache so unvergleichbarer Katastrophen wie 9/11 und der Flutwelle in Südostasien. Wenn die herkömmlichen Ordnungssysteme der modernen Zivilisation zusammenbrechen, dann sind Listen ein probates Mittel, um diese Ordnung innerhalb der Latenzzeit von Katastrophen wiederherzustellen. Ihre Evidenzkraft rührt von ihrer schlagenden Einfachheit her, ihr provisorischer Charakter zeugt von großer Operationabilität.

- 1 François Jullien (Hg.): Die Kunst, Listen zu erstellen. Berlin 2004, S. 16.
- 2 In Anlehnung an Michel Foucault: Andere Räume, in: Karlheinz Barck u.a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essays, Leipzig 1990, S. 34–46.
- 3 Jullien, Die Kunst, Listen zu erstellen (Anm. 1), S. 17.

Felix Keller

**DIE EVIDENZ DER GESELLSCHAFT. DIE GENEALOGIE VISUELLER OBJEKTE IM  
*AMERICAN JOURNAL OF SOCIOLOGY***

Auf welche Weise erreicht in den Gesellschaftswissenschaften die untersuchte Gesellschaft ihre Evidenz? Auf welche Weise werden Objekte der Erforschung der Gesellschaft so dargestellt, dass sie unmittelbar als Ausdruck der Gesellschaft wieder erkannt werden? Wie unterscheidet sich diese Darstellungsweise von jener anderer empirischer Wissenschaften? Natürlich kann diese Frage nicht für die in viele Schulen und Teilbereiche zersplitterten Sozialwissenschaften per se angegangen werden. Doch ein Vergleich der etabliertesten Zeitschriften der Natur- und Sozialwissenschaften zeigt bereits an der Oberfläche des Mediums markante Differenzen in der Darstellung des Untersuchungsgegenstandes.<sup>1</sup> Ein Jahresband (2003) von *Nature*, mit *Science* die meistzitierte Zeitschrift der Naturwissenschaften, bietet ein ganzes Panoptikum fotografischer, zeichnerischer und graphischer Illustrationen, das wohl keine seit dem Entstehen des Buchdrucks verwendete Darstellungsform auslöst. Fotografien von Landschaften wechseln ab mit statistischen Diagrammen; Graphen mathematischer Funktionssysteme stehen neben Lithographien, Porträts, Zeichnungen, Karikaturen, mikroskopischen Fotografien, Erzeugnissen der verschiedensten bildgebenden Verfahren und nicht zuletzt Reproduktionen hoher Kunst, wie etwa van Goghs *The Garden of St. Paul's Hospital at St. Remy Grob*. Beinahe bescheiden treten die textuellen Elemente in den Hintergrund. Die Wunderkammern der Renaissance, so zumindest aus dem Blickwinkel des naturwissenschaftlichen Laien, haben in Heftform durchaus überlebt.

Derselbe Jahrgang (2003) einer hinsichtlich ihres Anspruchs für die Sozialwissenschaften vergleichbaren Zeitschrift, das *American Journal of Sociology* (*AJS*), mit der *American Sociological Review* die meistbeachtete Zeitschrift der Sozialwissenschaften, zeigt ein gänzlich anderes Bild – ungeachtet dessen, dass die Soziologie des *AJS* auf gleiche Weise wie die Naturwissenschaften sich der Erforschung einer äußeren Wirklichkeit verpflichtet zeigt.<sup>2</sup> Zum einen sind textuelle Erläuterungen bestimmender als in *Science*, zum anderen fallen die zahlreichen tabellarischen Anordnungen von Zahlen auf: In einem durchschnittlichen Artikel finden sich gleich mehrere Tabellen, statistische Kennwerte und Häufigkeitsauszählungen in Zeilen und Kolonnen ordnend. Artikel ohne Tabellen sind eine Seltenheit. Fragte man einen unbefangenen Betrachter, der alleine auf Grund des Materials entscheiden müsste, welche der Wissen-

Felix Keller

204

schaften, sei es nun jene, die in *Nature* repräsentiert ist, oder jene, die sich im *AJS* darstellt, der Mathematik näher stünde, müsste er beinahe zwangsläufig zur Antwort geben, dies sei bei der Wissenschaft des *AJS* der Fall. Immerhin, wie bei *Nature* findet sich auch ein signifikanter Anteil statistischer Graphen als bildliche Darstellungsformen. Allerdings besitzen in diesem Jahrgang die Graphen *lediglich zwei* Erscheinungsweisen: das Kurvendiagramm und das Säulendiagramm, wobei in der überwiegenden Mehrheit der Fälle zeitliche Entwicklungen dargestellt werden. Alle übrigen Formen der nicht-textuellen Darstellung dürfen ohne Zweifel als marginal bezeichnet werden. Es gibt etliche Listen, in denen Ereignisse, Institutionen, Variablen aufgeführt werden, einige mathematische Formeln und wenige Begriffsdiagramme, die räumliche Anordnung von Begriffen mit weiteren semiotischen Elementen (Linien, Pfeile) verbinden. Bildliche Darstellungen im eigentlichen Sinne sind nur zwei zu entdecken, beide in Artikeln über südamerikanische Gesellschaften – eine Abbildung zeigt die ehemaligen spanischen Kolonien in Südamerika, die andere zitiert eine Karikatur über politische Verhältnisse in El Salvador. Mit anderen Worten: Im Gegensatz zu *Nature* und *Science* werden die nicht-textuellen Elemente klar dominiert von zwei im hohen Maße standardisierten symbolischen Formen: Tabellen einer bestimmten Art und zwei Typen von statistischen Graphen. Die Wirklichkeit der Gesellschaft ist schwarz-weiß, klar zeichenhaft dargestellt, d. h. es gibt keine kontinuierlichen Verläufe wie bei einer technischen, fotografischen oder zeichnerischen Abbildung.<sup>3</sup>

Die Verhältnisse zwischen Natur- und Sozialwissenschaften zeigen sich bemerkenswerterweise gerade umgekehrt, wenn die vom sozio-historischen Kontext her unmittelbar vergleichbare Zeitschrift *Science* dem *AJS* im Zeitraum des ausgehenden 19. Jahrhunderts gegenübergestellt wird. Der Vergleich bietet sich an, weil beide Zeitschriften in den Vereinigten Staaten produziert wurden und eine ähnliche Geschichte aufweisen. *Science* wurde 1890 in den Vereinigten Staaten gegründet und erlebte 1895 eine Neukonzeption. Just in diesem Jahr erschien das *AJS* das erste Mal, als erste amerikanische wissenschaftliche Zeitschrift der Soziologie. In den ersten drei Jahrgängen von *Science. New Series* finden sich nur spärliche nicht-textuelle Darstellungen. Die Fotografie eines Blattes in »Notes on Agriculture«, die Fotografie eines Flussbettes in »Scientific Notes and News«, figürliche geometrische Darstellungen in einem Artikel über den Mathematiker Arthur Cayley, zwei Fotografien von Flammen (»A Lecture Upon Acetylene«) und Landschaftsdarstellungen in einem Artikel über Hypothesenbildung. Hin und wieder taucht eine kleine Liste oder Tabelle auf. Selbst Ausführungen zur »photography« kommen noch gänzlich ohne bildliches Ma-

terial aus. Die Naturwissenschaften präsentieren sich in *Science* (Vol. I bis III) noch fast ausschließlich in Textform. Lediglich die Darstellung der Erfindung der Röntgenstrahlen wurde mit einer gewissen Regelmäßigkeit von Röntgenbildern begleitet (Vol. II, Nr. 59, 63, 65, 71), wobei aber kaum mehr als eine belichtete Platte gezeigt wurde.

*AJS* verwendet hingegen in diesem Zeitraum erstaunlicherweise deutlich mehr und vielfältigeres nicht-diskursives Material als *Science*.<sup>4</sup> Der markante Unterschied aber, nicht so sehr zur damaligen *Science*, sondern zur gegenwärtigen *AJS*, ist die Verwendung von Fotografien als Untersuchungsmittel der Gesellschaft.<sup>5</sup> Im zweiten Jahrgang, Nummer 4, erschien beispielsweise ein Artikel mit dem Titel »The Smoky Pilgrims«.<sup>6</sup> Er zeigt fotografische Porträts von ärmlich gekleideten Leuten, die teils vor kleinen hüttenartigen Gebäuden aus Holz, offenbar ihren Behausungen, sich präsentieren (vgl. Abb. 1 u. 2).



Abb. 1 u. 2: Fotografien aus: Fran W. Blackmar: The Smoky Pilgrims (AJS).

Im dritten Jahrgang sind Artikel, deren Methode die fotografische Untersuchung bildet, gar relativ häufig anzutreffen: Sechs Artikel gebrauchen ausschließlich Fotografien als nicht-textuelle Formen der Darstellung, wobei die Artikel mit Fotografien einen prominenten Status innehaben und fast durchweg am Anfang der entsprechenden Nummern erscheinen. Hingegen wird nur ein Artikel exzessiv von statistischem Material, also Tabellen, bestimmt; graphisch-bildliche Darstellungen fehlen vollständig. Wo heute statistische Graphen stehen, fanden sich also einstmals Fotografien als eine Technik der Wirk-

Felix Keller

206

lichkeitsbeziehung der Soziologie, die der Soziologie in der Häufigkeit ihres Gebrauchs gar einen näheren Bezug zu einer nicht-diskursiven Bildwelt schuf, als ihn damals noch die Naturwissenschaften in *Science* präsentierten. Über die Jahre hinweg verschwanden die Fotografien allerdings. In den 40er Jahren, in einem weiteren systematisch konsultierten Jahrgang, verblieb lediglich eine Zwischenform von abstrakten Zeichnungen und Darstellungen, unmittelbar verbunden noch mit der so genannten *Chicagoer School*, welche sich einer ethnographischen Erforschung der Gesellschaft verschrieben hatte (vgl. Abb. 3 u. 4), bis sich schlussendlich die heutige Form der Darstellung mit ihrer Kombination aus Text, Tabelle und statistischer Graphik als Repräsentation der gesellschaftlichen Wirklichkeit durchsetzte.

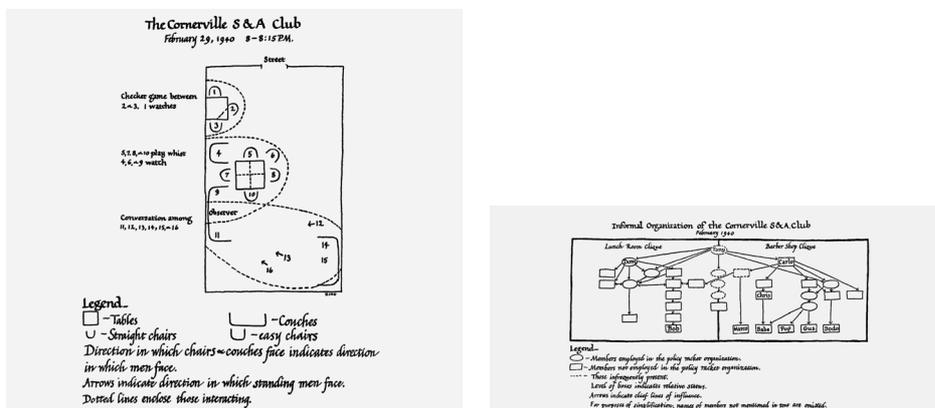


Abb. 3 u. 4: Darstellungen aus: William Foote Whyte: *Corner Boys. A Study of Clique Behavior* (AJS).

Weshalb aber das Verschwinden dieser visuellen Formen in der Soziologie – ein Verschwinden, das so merkwürdig kontrastiert wird durch die sich entfaltende Bilderwelt der Naturwissenschaften, eine Entfaltung, die Michel Serres beschrieben hatte als eine feierliche Rückkehr der »Anschauung«, als wiedergekehrtes »Schönes, Neues, das sichtbar ist und unsere Augen füllt«?<sup>7</sup> Eine der seltenen differenzierten Auseinandersetzungen mit dieser Frage liefern Fyfe und Law.<sup>8</sup> Zunächst einmal sei es der Soziologie versperrt, mit einer so gesicherten Objektwelt zu arbeiten, wie dies in den Naturwissenschaften möglich sei. Indem die Naturwissenschaften ihren Untersuchungsbereich aus verschiedenen Gründen besser zu »stabilisieren« vermöchten, entstehe ein Wissensraum, der auch visuelle Erzeugnisse, trotz ihrer inhärenten Instabilitäten, zulasse und so eine Kritik an den erzeugten Bildern nicht unmittelbar die Identität der Dis-

ziplin selbst betreffe. Doch in der Soziologie, mithin den Gesellschaftswissenschaften allgemein, sei jede Objektivierung umstritten, und damit auch alle visuellen Erzeugnisse, die sich darüber hinaus ohnehin einer ikonoklastischen Grundhaltung der intellektuellen Kultur ausgesetzt sehen. Diesem Argument steht freilich die Tatsache entgegen, dass historisch gesehen die Bildwelten der Naturwissenschaften auf gleiche Weise umstritten waren, bis sie als gesicherte Evidenz gelten konnten.<sup>9</sup>

Fyfe und Law sehen diese Instabilität visueller Objekte in der Soziologie aber auch über den methodischen Zugang zur soziologischen Objektwelt begründet. Die Untersuchung der Gesellschaft ergäbe sich immer in einem Prozess der ›doppelten Hermeneutik‹: dem Verstehen des Verstehens des Anderen, das beispielsweise im sozialwissenschaftlichen Interview gleichsam wechselseitig zwischen Untersuchenden und Untersuchten wirkt. Diese doppelte Hermeneutik – und damit auch die Methoden der Gesellschaftswissenschaften schlechthin – seien per se textorientiert und ließen Bilder als gleichsam passiv-undynamische, ja ›beherrschende‹ Form des Abbildens nicht zu. Dem lässt sich allerdings entgegenhalten, dass namhafte, wenn nicht gar dominante Teile der empirisch arbeitenden Gesellschaftswissenschaften sich um eine doppelte Hermeneutik reichlich wenig kümmern, sondern sogar einen Zugang zur Wirklichkeit für sich reklamieren, der sich wenig von jenem der Naturwissenschaften unterscheidet.<sup>10</sup> In einem gewissen Sinne widersprechen sich die beiden letztgenannten Argumente sogar. Einerseits wird die Pluralität der Gesellschaftswissenschaften als Argument gebraucht, um zu begründen, dass kein stabiler Wissensraum sich zu bilden vermag, der visuelle Erzeugnisse zuließe. Zum andern wird das dominante Wirken genau einer Methodologie, nämlich der doppelten Hermeneutik, für dasselbe zu erklärende Faktum, die Bilderlosigkeit der Soziologie, herangezogen.<sup>11</sup>

Obwohl keines der aufgeführten Argumente von der Hand zu weisen ist: Ein befriedigendes Verständnis der aufgeworfenen Frage vermögen sie noch nicht zu liefern. Dies hängt auch damit zusammen, dass Fyfe und Law ihren Begriff des Visuellen respektive des Bildes nicht klären. Vornehmlich werden unter Bildern Fotografien verstanden, zu einem Teil auch Graphiken; einmal gelten auch Diagramme als Bilder. Aber was ist beispielsweise mit Tabellen und Graphiken, die offenbar eine so große Prominenz haben? Sind sie möglicherweise selbst als bildhafte Formen zu begreifen, welche die Fotografie eigentlich ersetzt haben? Während der visuelle Charakter von Graphiken unmittelbar gegeben ist, stellt sich immerhin die Frage, ob auch Tabellen – jenseits der Schrift – auf eine ähnliche Weise formieren und präsentieren wie Bilder, ungeachtet der

Felix Keller

208

Tatsache, dass sie auf diskreten Zeichensystemen beruhen: Tabellen sind lesbar in horizontaler und vertikaler Richtung, einzelne Zellen können mit anderen in Verbindung gebracht werden, ohne dass damit eine zeitliche Ordnung (wie bei der Schrift) verbunden wäre, wie bei einem Bild kann das Auge von einem Detail zum anderen schweifen oder die visuelle Form als Ganzes, als simultanes System von Bezügen wahrnehmen.<sup>12</sup> Um die Frage der verschwundenen Bilder in den Gesellschaftswissenschaften anzugehen, muss hier also weiter an einem Verständnis des Bildhaften in den Sozialwissenschaften selbst gearbeitet werden. In dieser Hinsicht ist bemerkenswert, dass einer der bedeutenden wissenssoziologischen Erforscher von Objektwelten der Naturwissenschaften, Michael Lynch,<sup>13</sup> sich in einer Untersuchung den visuellen Objekten der Soziologie selbst gewidmet hat, nämlich in einem Artikel »Pictures of Nothing? Visual Construals in Social Theory«.<sup>14</sup> Für Lynch ist in der Soziologie die Bildhaftigkeit (»visual construals«) bezeichnenderweise gar nicht verschwunden, vielmehr erfüllt sie eine ganz bestimmte diskursive Funktion. Allerdings konzentriert sich Lynch ebenfalls nur auf eine bestimmte Form von visuellen Objekten. Er sieht dabei die empirische Mainstream-Soziologie im Prinzip vor dieselben Probleme gestellt wie andere Wissenschaften auch, nämlich vor die Frage, auf welche Weise unsichtbare Phänomene oder schlicht Datenrauschen in Diagramme, Graphiken, Karten, Fotografien usw. übersetzt werden, mit anderen Worten: zu Evidenzen gerinnen. Doch Lynch widmet sich in seiner Untersuchung vornehmlich einem spezifischen Typus der Visualisierung, nämlich dem theoretischen Diagramm oder Begriffsdiagramm, welches verschiedene theoretische Begriffe in eine räumliche Ordnung stellt, vernetzt mit verschiedenen semiotischen Elementen wie Pfeilen, Kreisen u.a. Obwohl dieser Typus der visuellen Objekte durchaus üblich ist, wie sich auch in dem konsultierten *AJS*-Jahrgang zeigt, so bildet er dennoch nicht den am häufigsten gebrauchten Typus der Visualisierung in der Soziologie. Dennoch ist seine Betrachtungsweise auch für die anderen Typen von Wert, vornehmlich, weil Lynch die visuellen Elemente nicht isoliert behandelt, sondern als Bestandteil einer umfassenderen Ordnung der argumentierenden Darstellung begreift.

Auch beim Begriffsdiagramm stößt Lynch zunächst auf die eigentümliche Kargheit, welche nicht-textuelle Darstellungen in soziologischen Texten aufweisen. Dennoch erkennt er in diesen Objekten, gerade auf Grund ihrer Leere, eine bestimmte Funktion: Sie unterbrechen den linearen Textfluss, lassen die Aufmerksamkeit auf dem Objekt ruhen, um sie dann wieder dem Text zuzuführen. Freilich ist hier beizufügen, dass, indem bereits Gesagtes wiederholt wird, diese Form von Diagramm durchaus einer klassischen Tradition folgt,

das Diagramm ist hier *ars memorandum*: Es hat also eine rhetorische Bedeutung der Stabilisierung und Memorisierung eines Arguments. Doch darüber hinaus erkennt Lynch eine weitere Funktion: Das Diagramm soll den Eindruck der Rationalität des Arguments (»impression of rationality«<sup>15</sup>) vermitteln, auf Grund räumlich festgelegter, klar definierter Kausalitätsbezüge, welche die verwendeten Begriffe eigentlich von ihrem diskursiven Kontext befreien. Natürlich wird auf diese Weise ein ganzes Feld von schwierigen Entscheidungen, Unwägbarkeiten, Debatten visuell gereinigt. Mit Pierre Bourdieu spricht Lynch von einer eigentlichen *synoptischen Illusion* der Homogenität.<sup>16</sup> Dadurch, dass die Diagramme einen rationalisierbaren Raum eröffnen, ergibt sich auch die Begründung und Ermöglichung der Anwendung mathematischer Operationen, ebenso wie eine Brücke vom Text zur Statistik als Wirklichkeitszugriff: Damit wird der *Eindruck* der Mathematisierbarkeit des Gegenstandes, also der Gesellschaft, erzeugt. Allerdings, indem damit die Konstruktionsleistung, welche erst die Anwendung der Mathematisierbarkeit auf das Gebiet der Gesellschaft ermöglicht, gleichsam unter den Tisch gewischt wird, handelt es sich eigentlich bloß um eine »rhetorische Mathematik«.<sup>17</sup> Das Unterbrechen des argumentativen Textflusses über solche visuellen Konstrukte soll damit gleichsam daran erinnern, dass es sich bei den Ausführungen in der Tat um eine exakte Wissenschaft der Gesellschaft handelt. Entsprechend sucht Lynch im zweiten Teil seiner Untersuchung nach dekonstruktiven Wegen, wie eine konstruktiv-ethnomethodologische Soziologie mit der falschen Idee der Rationalisier- und Mathematisierbarkeit umgehen kann, gleichzeitig aber ein theoretisches »Monologisieren« der Sozialwissenschaften zu verhindern vermag. Eine Chance für stabilisierte visuelle Objekte in den Sozialwissenschaften sieht hingegen Lynch, ähnlich wie Fyfe und Law, kaum: Zu heterogen (respektive zu »heterotop«) sei der diskursive Raum der Sozialwissenschaft.

Die Gegenüberstellung beider Arbeiten zeigt eine unterschiedliche Einschätzung des Visuellen in der Soziologie: Lynch geht im Gegensatz zu Fyfe und Law ganz natürlich von der Präsenz visueller Objekte in der Soziologie aus, die gerade Fyfe und Law als verlustig ansehen.<sup>18</sup> Es fragt sich demnach, ob sich in den von Lynch identifizierten graphischen Darstellungen noch mehr erkennen lässt als die bloße rhetorische Strategie, einem zweifelhaften Unternehmen Rationalität und Wissenschaftlichkeit zu bescheinigen, eine Strategie, so lässt sich darüber hinaus bemerken, die dem Verlust der visuellen Wahrnehmung der Gesellschaft unmittelbar zu folgen scheint. Weshalb, so die Frage, vermochten gerade bestimmte Objekte sich zu stabilisieren, weshalb sind bestimmte karge visuelle Formen so erfolgreich nachgeahmt worden, und sei es

Felix Keller

210

auch nur hinsichtlich ihrer rhetorischen Funktion? Eine Perspektive, die von der prinzipiellen Willkürlichkeit der konstruierbaren Formen in einer Art Labor-situation ausgeht, liefert hier keine befriedigende Antwort;<sup>19</sup> im Gegenteil ist nicht einzusehen, weshalb überhaupt eine Konvergenz der Vielfalt der visuellen Formen hin zu den beobachteten standardisierten Erzeugnissen hätte stattfinden können. Ein entscheidender Hinweis findet sich allerdings in Lynchs Artikel im Negativen: Wie Lynch erwähnt, zeige sich am Beispiel der Naturwissenschaften, dass sich visuelle Formen nur stabilisieren können, wenn sie in ein breiteres Feld ›außerdiskursiver Praktiken‹ eingebunden bleiben. Mit anderen Worten: Auf irgendeine Weise müssen diese visuellen Formen mit den Praktiken, die Sichtbarkeit in modernen Gesellschaften erzeugen, in Verbindung stehen, damit sie sich überhaupt erhalten können, so die These.

Zunächst wären die Auseinandersetzungen auf dem wissenschaftlichen Feld der Soziologie als Bedingung der Stabilisierung graphischer und tabellarischer Objekte und gleichzeitig als Ursache des Verschwindens jener anderen Formen der Sichtbarkeit zu nennen, die nicht auf Mathematisierung beruhen. Diese statistischen Objekte fungierten dann gleichsam als symbolische Landmarken auf dem sozialwissenschaftlichen Feld. Doch auch der Siegeszug der quantitativen Wissenschaften, zweifellos ein Faktor hinsichtlich des Verschwindens der Fotografie, lässt die Beantwortung der Frage nicht zu, weshalb sich die Soziologie des *AJS* (und des *American Sociological Review*) auf so spärliche Objekt-konstruktionen konzentriert hat – denn welche Vielfalt visueller Formen die quantitativen Sozialwissenschaften erzeugen könnten, das zeigen historische Projekte wie Otto Neuraths Entwicklung einer statistischen Bilderschrift oder aber aktuelle Publikationsorte wie das *Journal of Mathematical Sociology*, das eine Vielzahl statistischer Formen zeigt, ohne jegliche aktuelle Chance zur Etablierung. Die Wiederholung bestimmter Formen des Darstellbaren angesichts der potentiell möglichen Darstellungsweisen signalisiert damit einen Prozess der Reduktion der Möglichkeiten, der auch auf Grund dieses Arguments noch der Erklärung harret. Die Skizzierung einer Erörterung der Begriffe des Visuellen und Textuellen ist unumgänglich. Ich beziehe mich hierbei auf die Ausführungen von Susanne K. Langer, die sich an Cassirer und Whitehead orientiert.<sup>20</sup> Langer postuliert in ihrer Arbeit *Philosophie auf neuem Wege* zwei grundsätzlich verschiedene Formen von Symbolen, die diskursiven und die präsentativen. Die diskursiven Symbole folgen der Logik der oralen Sprache: sie sind linear, zeitlich. Sie erhalten erst in einer grammatikalisch-syntaktischen Struktur ihren Sinn, sind selbst arbiträr, werden erst über Konnotation stabilisiert. Doch es gäbe Wissen, so Langer, das in die ›grammatikalischen

Ausdrucksschemata nicht hineinpasst, das aber keineswegs, wie die gängige Logik und logische Philosophie annähme, einen Bereich des Irrationalen, Mystischen darstelle, sondern eine eigene Form von Rationalität bilde, die auch mit eigenen symbolischen Schemata einhergehe. In diesen Bereich gehören für Langer auch visuelle Formen wie Linien, Farben, Proportionen, die ebenso der Artikulation, d.h. der komplexen Kombination von Wissen fähig seien wie Wörter. Doch, und dies ist entscheidend, bieten sie dieses Wissen in einer Form der Gleichzeitigkeit und in einer Gestalt dar, welche sich der sprachlich-linearen Erfassung widersetzt.<sup>21</sup>

Also treffen in der Verwendung von visuellen Objekten in sprachlichen Diskursen eigentlich verschiedene Wissensformen aufeinander, und diese Relationierung bildet ein zu begreifendes Spannungsfeld des Wissens. Langer öffnet damit den Blick von der Betrachtung einzelner Objekte gleichsam auf die umfassende Ebene der Wissensdarstellung, aber sie lässt noch keine klare Bestimmung der präsentativen Symbole zu, wie sie die Geschichte des AJS liefert. Während Fotografien klar dem präsentativen Symbolismus zuzurechnen sind, scheinen Diagramme und Graphiken sowohl dem einen wie dem anderen Bereich anzugehören.<sup>22</sup> Auch wenn sich Langer mit dem Argument gegen Peirce gewendet hatte, seine Klassifikationen seien zu fein ziseliert, soll hier gerade hinsichtlich der Einschätzung der graphischen Formen der Visualisierung auf Peirce' klassische Arbeiten zurückgegriffen werden. Für Peirce gibt es bekanntlich drei Arten von Zeichen: Ikons, Indices und Symbole. Während Indices direkt mit der Außenwelt verbunden sind, auf diese reagieren (wie das Fieberthermometer), sind Symbole vollends arbiträr; ihre Bedeutung ergibt sich über Konvention; sie bezeichnen darüber hinaus keine Einzeldinge, sondern Klassen von Dingen. Zentral für die hier interessierende Konstruktion von Evidenzen dürften nun aber die *Ikons* sein, oder auch *Similes* genannt, zu denen sich auch Graphiken und Tabellen rechnen lassen, obwohl sie selbst verschiedene Zeichentypen zusammenfassen. Zunächst definiert Peirce Ikons als jene Zeichen, die eine Vorstellung der Sache, die sie bezeichnen, über Ähnlichkeit hervorrufen.<sup>23</sup> Die *Isotypes*, die durch Bahnhöfe und Flughäfen führen, sind solcher Art. Doch wenn mathematische Formeln nach Peirce ebenfalls Ikons darstellen,<sup>24</sup> so stellt sich unmittelbar die Frage, welchem Realen dann mathematische Formeln entsprechen. Peirce muss erkennen, und das ist hier der entscheidende Aspekt, dass das Merkmal der Ähnlichkeit nicht reicht, Ikons zu definieren, obwohl Ähnlichkeit, wie bei der Fotografie, dem Plan, dem Diagramm, ein häufiges Merkmal darstellt. Die Bezeichnungsfähigkeit von Ikons kann, so Peirce weiter, wie bei Symbolen auch auf Konventionen beruhen.<sup>25</sup>

Felix Keller

212

Doch was – und nun werden die Ausführungen für diese Fragestellung interessant – unterscheidet sie dann von Symbolen? Zum einen vermögen sie Wissen zu transportieren, ähnlich wie dies Langer bei präsentativen Symbolen erkennt, das sich über eine linear-zeitliche Anordnung (verbaler) Symbole nicht erfassen ließe: Beispielsweise lassen sich Ähnlichkeiten von Figuren erkennen, die so über eine Beschreibung selbst nicht erkennbar wären (dies gälte ebenso für Fotografien): Sie tragen also anderes, nicht-diskursives Wissen. Zum anderen stellen Diagramme eine Möglichkeit des Experimentierens und Beobachtens dar, welche dem Experimentieren mit Geräten in einer Laborsituation entsprechen kann (folgerichtig ist für Peirce die Mathematik eine empirische, i.e. beobachtende und nicht rein logische Wissenschaft).<sup>26</sup> Mit anderen Worten, die Bearbeitung von Ikons bildet für Peirce ein eigentliches Beobachtungsumfeld, eine Art Labor, das wiederum diskursives Wissen ansteuern kann. Ikons öffnen ein Feld nicht-diskursiver Transformierbarkeit von Wissen, so anders ausgedrückt, das wiederum Sagbares verändert, reproduziert oder überhaupt erst ermöglicht. Denn indem Wissensbildung für Peirce meist die kombinatorische, simultane Verwendung sowohl von Indices, Ikons und Symbolen darstellt, bilden Ikons gerade auch, aber nicht nur, eine *Schaltstelle* zwischen Indices und Symbolen und damit zwischen verschiedenen Formen von Wissen selbst.

Erst über eine solche Differenzierung erhält nun die Reduktion auf wenige visuelle, teils sehr einfach anmutende Objekte in der amerikanischen Soziologie ihren Sinn über die Funktion der rhetorischen Bezeichnung der Wissenschaftlichkeit und der Rationalität des Textes hinaus. Dieser ergibt sich aber wiederum gerade im Zusammenhang mit der Logik der diskursiven Symbole. Weshalb? Die Sprache der Sozialwissenschaften ist stets heterotop, in semiotischer Hinsicht quasi natürlichsprachig kontaminiert, vermag unter der Last der Intertextualität nicht eine stabile Lexik zu etablieren. Wenn Neologismen eingeführt werden, dann muss dies wiederum über bekannte Ausdrucksweisen erfolgen, diese sind darum gegenüber der ›natürlichsprachlichen‹ Beschreibungen der Gesellschaft stets parasitär,<sup>27</sup> weswegen in der Soziologie keine Einigkeit über Grundkonzepte der ›Gesellschaft‹, sei es ›Klasse‹, ›Handeln‹, ›System‹, ›soziale Struktur‹, ›Kultur‹, ›Lebenswelt‹, hat entstehen können. In den Anfangsphasen der Soziologie in den USA bestand offenbar noch die Hoffnung, dass Elemente wie die Fotografie als Form der Sichtbarmachung des Untersuchungsgegenstandes wissenserweiternd wären, doch Fotografien belasteten die bedeutungsmäßige Offenheit der nach dem Status einer normalen Wissenschaft strebenden Soziologie offenbar zu stark. Dass auf Grund dieses wissen-

schaftsgeschichtlichen Prozesses eine hoch standardisierte Form von Visualisierung entsteht, erweist sich nun als folgerichtig, wenn die Argumente Langers und Peirces zusammengezogen werden: Die graphischen Repräsentationen erlauben eine nicht-diskursive, kontingente symbolische Form, die dennoch klare distinkte Bedeutungs-Elemente aufweist, die präzise anschlussfähig, »adressierbar« sind: Sie vermögen die an sich heterogenen, oft alltagssprachlich »kontaminierten« diskursiven Elemente der Sozialwissenschaften über einen stabilisierten visuellen Raum diachron und synchron zusammenzuschließen.<sup>28</sup> So waren es konsequenterweise, und gerade im Gegenzug zur Komplexität des Untersuchungsgegenstandes »Gesellschaft«, stets die schlichten, einfachen graphischen oder diagrammatischen Darstellungen der Gesellschaft, die eigentliche ästhetische Begeisterung ausgelöst hatten. Die einfachen Regelmäßigkeiten von Sterbezyklen im Verlaufe von Seuchezügen hatte der Vater der Demographie, J. G. Süssmilch, als Zeichen einer »großen, schönen und vollkommene[n] Ordnung« betrachtet, die Gott selbst im Elend geschaffen hatte.<sup>29</sup> Später war es das Entdecken der Form der Gauß'schen Glockenkurve, aus der Astronomie schon längst bekannt,<sup>30</sup> in den Daten der statistischen Ämter des 18. und 19. Jahrhunderts, die den Astronomen Quételet hat ausrufen lassen: »Quelle loi si belle.«<sup>31</sup> Und auf Grund Guttmans Entdeckung der »perfekten Skala«,<sup>32</sup> die ganze Antwortskalen auf ein einfaches Diagramm zu reduzieren vermag, hatte Lévi-Strauss gehofft, dass nun das »ideale Gleichgewicht« der Gesellschaft über eine »neue Mathematik« des Menschen gefunden sei.<sup>33</sup> Mehr noch, auf Grund der Erzeugung symbolischer Anschlussfähigkeit über Ikonen, vermag das diskursive Wissen darüber hinaus an zentralen, aber kaum aufrechterhaltbaren Punkten entlastet zu werden: nämlich indem besonders instabile oder anderswertig nicht zu benennende Bereiche des Wissens über ihre ikonische Fassung der zusätzlich destabilisierenden sprachlichen Artikulation entzogen werden können.

Doch weshalb die Bildwelten sich auch gerade auf die konkret beobachteten präsentativen Muster reduzierten, lässt sich erst über die Betrachtung einer exemplarischen Verwendung erschließen. Als Beispiel soll ein unauffälliger, aber exemplarischer Artikel des systematisch konsultierten 109. Jahrgangs des *AJS*: »Political Opportunities and African-American Protest, 1948–1997« dienen.<sup>34</sup> Der Artikel will die Effekte so genannter »politischer Gelegenheitsstrukturen«, wie die Integration einer Bevölkerungsgruppe in das politische System, auf das Entstehen von »sozialem Protest«, hier die Proteste afro-amerikanischer Einwohner, klären. Bislang lägen bezüglich dieser Fragen nur historische Fallstudien vor, es fehlten »multivariate Tests«, die bestimmte, den Protest bedingen-

Felix Keller

214

de Faktoren miteinander in Bezug setzen und sie gewichten. Was heisst es nun, verschiedene Faktoren zur Erklärung des Protests miteinander zu vergleichen? Die Autoren zeigen zunächst eine Graphik mit Häufigkeiten der Protestereignisse (vgl. Abb. 5).

Die vertikale Achse ist beschriftet mit »# of Protests«, die horizontale mit »Year«, wobei die Achse in Abstufungen mit Jahrzahlen 1947 bis 1997 unterteilt ist; die gesamte Darstellung ist bezeichnet als »African-American protest events, 1947–1997«. In dem sich auf Grund dieser Achsen bildenden Raum sind Säulen aufgetragen, welche also die Häufigkeiten des Protests bezeichnen. Es handelt sich um ein typisches Beispiel, wie ein Index (Häufigkeitserfassung von Protesten) mit einem Ikon (diagrammatischer Raum) und Symbolen (Beschriftung) verknüpft wird, um ikonische Wissensdarstellungen mit textuellem Wissen zu verknüpfen. Wie allgemein bekannt ist, erlebte die USA in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts eine Welle von Protesten seitens der afro-amerikanischen Bevölkerung gegenüber nach wie vor rassendiskriminierenden Strukturen der USA. Entsprechend zeigt die Verteilung der Werte eine starke Häufung der Protestereignisse in den 60er Jahren, zuvor war kaum afro-amerikanischer Protest zu verzeichnen, in den 70er Jahren verschwindet er wieder in der relativen Bedeutungslosigkeit. Es handelt sich also um eine historische Singularität, die hier ihren generalisierenden Ausdruck (afro-amerikanischer Protest) findet. Die absolute Trivialität dieser visuellen Darstellung verhüllt allerdings ihre gar nicht unproblematischen Voraussetzungen. Die unterschiedlichsten historisch und räumlich disparaten Ereignisse (eine afro-amerikanische Protestartikulation in den 50er Jahren ist beispielsweise gleichbedeutend wie eine ähnliche Aktion in den 90ern) werden als identischer Ausdruck eines Etwas begriffen, das mit der Graphik seine visuelle Form erhält, die keine Brüche und Veränderungen kennt, sondern nur eine ästhetische, über die Veräumlichung der Zeit gleichsam »zeitlose« Form. Diese ästhetische, notabene für die empirischen Sozialwissenschaften typische Form präsentiert etwas, das in der Graphik selbst nicht genannt ist: die *amerikanische Gesellschaft*. Sie wird hier in der Graphik vergegenständlicht als visuelles Objekt, konstant in Zeit und Raum, das überhaupt erst die diagrammatische Beobachtung und Manipulation der Verteilung von Werten, hier Häufigkeiten des Protests, zulässt. Eine sprachliche Schilderung des Dargestellten müsste angesichts dieses präsentationalen Vermögens hingegen scheitern. Denn eine Beschreibung, Schilderung der Protestereignisse ist gleichzeitig die Schilderung in Abfolgen, in Vor- und Nachher, räumlichen Disparitäten, in Auslassungen und ausführlicher Nennung. Es gibt in den sprachlichen Schilderungen keinen weißen Raum, wie ihn

das Diagramm als ästhetisch integrierendes, als erzeugenden Hintergrund des Dargestellten zu liefern vermag. Sprachliche Darstellung von *Ereignissen* fragmentiert, erzeugt Singularitäten. Diese symbolische Einheit der Graphiken jenseits von Raum und Zeit, welche der sprachliche Diskurs nicht erreichen kann, ermöglicht nun aber in einem zweiten Schritt ein weiteres diagrammatisches Experimentieren: nämlich indem die so als Ausdruck desselben gewerteten Ereignisse mit Faktoren korreliert und diese wiederum in einem zweidimensionalen Raum aufgefächert werden (vgl. Abb. 6): Der erste graphische Raum erzeugt eigentlich einen zweiten, der die erste Homogenität zunächst aufbricht, aber das entstehende Feld von Diversitäten auf einer anderen logischen Ebene erneut integriert.

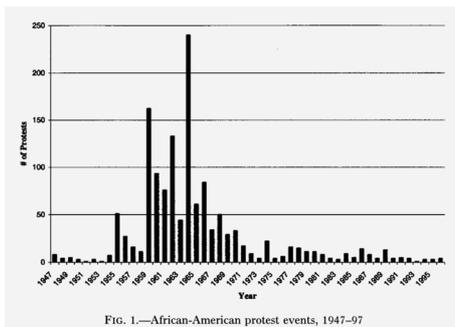


FIG. 1.—African-American protest events, 1947–97

TABLE 1  
ANNUAL DETERMINANTS OF AFRICAN-AMERICAN PROTEST EVENTS, 1948–97

Explanatory Variable	Model 1	Model 2	Model 3	Model 4
Divided government	.8504** (.3233)	.8186* (.3429)	.8767** (.3227)	.9375** (.3378)
Northern Democratic Party strength	.0293** (.0093)	.0289** (.0095)	.0313*** (.0095)	.0318*** (.0098)
N blacks in Congress	-.1183*** (.0204)	-.1213*** (.0230)	-.1207*** (.0204)	-.1018*** (.0272)
1 if Republican incumbent in presidential election:				
1948–64 elections	2.4527*** (.4241)	2.4677*** (.4304)	2.4376*** (.4227)	2.3941*** (.4297)
1968–97 elections	-.3244 (.2818)	-.3246 (.2850)	-.3383 (.2811)	-.3356 (.2828)
Black/white median income	-6.3450* (2.6944)	-6.3294* (2.7184)	-6.5275** (2.6844)	-8.5380* (3.6104)
ln Vietnam War deaths	.4444*** (.0933)	.4519*** (.0974)	.4828*** (.0990)	.4114*** (.1003)
ln Vietnam War deaths <sup>2</sup>	-.0316** (.0107)	-.0324** (.0111)	-.0361** (.0114)	-.0269* (.0119)
ln NAACP members	1.6538** (.5990)	1.6794** (.6103)	1.4773* (.6168)	1.3111* (.7076)
ln black church members	. . .	-.0000 (.0000)	. . .	. . .
% presidential vote margin (absolute value)	. . .	. . .	.0093 (.0084)	. . .
Yearly trend variable	.0671*** (.0167)	.0749* (.0311)	.0708*** (.0170)	.0957** (.0354)
Yearly trend variable <sup>2</sup>	. . .	. . .	. . .	-.0007 (.0008)
Intercept	-5.2658 (3.4224)	-5.1750 (3.4671)	-4.3175 (3.5101)	-2.4603 (4.5999)
R <sup>2</sup> (corrected)	.910***	.908***	.911***	.909***
D-W	2.1556	2.1610	2.1774	2.1703

NOTE.—N = 50 years. NAACP and black church variables are in two-year moving average form. Numbers in parentheses are SEs.  
\* P ≤ .05, one-tailed tests.  
\*\* P ≤ .01.  
\*\*\* P ≤ .001.

Abb. 5 u. 6: Grafik (Abb. 5) und Tabelle (Abb. 6) aus: J. Craig Jenkins/David Jacobs/Jon Agnone: Political Opportunities and African-American Protest, 1948–1997 (AJS)

Dies geschieht, indem die Protestäußerungen als eine Art vertikale Pendelbewegung eines imaginären Körpers betrachtet werden, die von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird, welche in den Zeilen der entstehenden Tabelle aufgetragen sind: Zahl der schwarzen Abgeordneten, Zahl der Schwarzen in Kirchen, das Verhältnis der Einkommen von Schwarzen und Weißen, der Zahl der Kriegstoten, der Anteil der Republikanischen Regierungspartei. Diese Indices

Felix Keller

216

entstammen verschiedensten Bereichen der politischen Administration, sie sagen selbst nichts darüber aus, ob sie miteinander etwas zu tun haben – was im vorliegenden Fall ja auch angezweifelt werden darf. Doch sie werden nun, und das ist entscheidend, wiederum als Ausdruck eines Selben dargestellt: Indem die Indices statistisch aufeinander wirken, wird ein funktionierendes politisches System als ein System von Bezügen auf der Ebene der Diagramme eigentlich erzeugt (in der Tat lässt sich ja die entsprechende Interaktion im Feld gesellschaftlicher Empirie selbst nicht direkt nachweisen). Diese Anordnung ist zugleich Konsequenz und Ermöglichung eines diagrammatischen Experimentierfeldes, mit dem die Forschenden beobachtend mit ihren Statistikprogrammen arbeiten, dynamisch Indices erstellen und transformieren. Die »schönsten Ergebnisse« werden publiziert, erhalten einen Diskurs aufrecht, auf dem die Idee der amerikanischen Gesellschaft als symbolische Form in Raum und Zeit basiert, ohne deren Voraussetzung zu benennen: Worauf sich die Graphik und Tabelle *als Gesamtes* beziehen, wird nie erwähnt; es wird nicht-trivialerweise als trivial angesehen. Diesen Vorgang der Visualisierung über gleichzeitige Entnennung als intentionale ideologische Handlung im gängigen Sinne oder als falsche Wissenschaft zu bezeichnen, ist aber wenig sinnvoll:<sup>35</sup> Es handelt sich zuallererst um die Möglichkeitsbedingungen des sozialwissenschaftlichen Arbeitens dieser Forschungsrichtung selbst, vielleicht nicht mehr als um ein praktisches Organisationsprinzip der Daten.<sup>36</sup> Doch darüber hinaus ergibt sich eine umfassendere Funktion dieses Typus des Graphen, der, wie gesehen, die Mehrheit der visuellen Objekte repräsentiert: Er gebraucht zerstreute Zeichen der verwalteten Gesellschaft (Indices), um über sie eine ikonische Präsenz zu schaffen, die sonst nicht gegeben wäre. Seien es nun Kriminalitätsraten, Scheidungen, Selbstmorde oder was sonst alles noch an Indikatoren in Ämtern aufzutreiben ist, sofern die Daten nicht über so genannte »repräsentative Stichproben« selbst erhoben werden: Als erfolgreich hinsichtlich der Visualisierung der Gesellschaft haben sich augenscheinlich symbolische Formen erwiesen, die sich einfach wiederholen, zitieren, übertragen lassen, die synoptisch und handhabbar *die* Gesellschaft als einen graphisch nach innen und außen begrenzten, diskreten, manipulierbaren Raum darstellen *und* gleichzeitig in einem Ort homologer symbolischer und administrativer Praktiken verankert bleiben, der diese Formen nicht frei in dem instabilen wissenschaftlichen Feld der Sozialwissenschaften flottieren lässt.<sup>37</sup> Mit anderen Worten: Es müsste zu zeigen sein, dass es gerade dieser Korrelationsraum von bürokratischen Praktiken und sozialwissenschaftlichen Diskursen war, der die Suche nach Objekten der Sozialwissenschaften auf diese *spezifischen* einfachen symbolischen Formen hat konvergieren lassen, die Ge-

stalt der Gesellschaft so nachhaltig prägend, dass diese Evidenz nicht mehr thematisiert wird.<sup>38</sup> Jegliche anderen Formen respektive Formkombinationen, die auf Gesellschaftliches verwiesen – seien es Fotografien oder die Diagramme der *Chicagoer School* – und nicht von solchen breiteren Wissenspraktiken gestützt wurden, konnten sich nicht stabilisieren, verschwanden wieder in der Geschichte der sich normalisierenden Soziologie. Diese symbolischen Formen lassen sich kaum mit dem Begriff der »synoptischen Illusionen« sinnvoll fassen, um Bourdieus Kritik der ethnologischen Diagramme zu erwähnen (letztlich weil diese einen Blick von außen, der Ethnologie, auf eine Gesellschaft wie die kabyliche repräsentieren, ohne Funktion innerhalb dieser Gesellschaft). Es handelt sich vielmehr um die historisch gewachsene symbolische Form der modernen Gesellschaft schlechthin, die in Publikationen wie dem *AJS* die wissenschaftliche Rechtfertigung stets erneut erhält, aber auch gleichzeitig in einer Art Tauschverhältnis die Legitimation der Soziologie als exakte Wissenschaft ermöglicht. Dennoch ist zu erwähnen, dass beispielsweise Norbert Elias in seiner Symboltheorie, mit der er das Augenmerk auf die symbolische Dimension gesellschaftlicher Konstitution gerichtet hatte,<sup>39</sup> genau die Tatsache bemängelt, dass die normalwissenschaftliche Soziologie, wie sie sich typischerweise im *AJS* äußert, über den implizit gesetzten symbolischen Bezugsrahmen – Untersuchung des Nationalstaates, von Realitäten innerhalb des Nationalstaates und der Beziehung zwischen Nationalstaaten – kaum hinausgelange, wie ehemals die rituelle Symbolproduktion der Stämme über die Stammesgesellschaften angesichts der drängenden Realitäten anderer »Integrations-ebenen«<sup>40</sup>. Dieser Kritik Elias' stehen zumindest die Anfänge der soziologischen Wissensproduktion entgegen, mit dem im allerersten Artikel des *AJS* gegebenen Versprechen, die Soziologie werde das Wissen um die Gesellschaft so formieren, dass es sich nicht in der Reproduktion von Klassifikationen und Darlegung »fossiler Fakten« erschöpft.<sup>41</sup> Es handelt sich notabene um ein Versprechen, das in den ersten Dekaden, gerade auch in wissenschaftsgeschichtlich vergleichender Hinsicht, erstaunlich konsequent verwirklicht wurde, nämlich indem ein Spiel auch des präsentativen Wissens zugelassen wurde, das eben der Gefahr sich fossilisierender Klassifikationen auszuweichen vermag, etwas, was, wie eingangs erwähnt, Michel Serres in den Bildwelten der Naturwissenschaften in jüngerer Zeit beobachtet hat. Offenbar ist der Impetus, der die Gründung des *AJS* getragen hatte, längst in andere Wissensgebiete abgewandert. Derweilen steigert die Soziologie, wie sie im *AJS* zum Ausdruck kommt, die Entropie ihres Untersuchungsraumes über eine nicht beirrbare Produktion von Ikonen seiner Einheitlichkeit.

Felix Keller

218

- 1 Luhmann etabliert in seiner Wissenschaftssoziologie die wichtige Unterscheidung der *Herstellung* und der *Darstellung* von Wissen. Nur auf die Darstellung konzentriert sich der folgende Artikel. Vgl. Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1992, S. 433.
- 2 Der Untersuchungsgegenstand hier ist also alleine die empirische Soziologie, wie sie sich im *AJS* darstellt.
- 3 Stereotypie in der Darstellung der amerikanischen etablierten Zeitschriften fällt ebenfalls Turner und Turner in ihrer institutionellen Analyse der amerikanischen Soziologie auf. Vgl. Stephen Park Turner/Jonathan H. Turner: *The Impossible Science. An Institutional Analysis of American Sociology*, Newbury Park/London/New Delhi 1990, S. 172 f.
- 4 Das erste *Volume* ist allerdings geprägt von Artikeln über die Identität der Soziologie, über ihre Forschungsbereiche, die nationalen Unterschiede in der Entwicklung, der Abgrenzung gegenüber anderen Wissensfeldern wie der Politikwissenschaft, der sozialistischen Bewegung, den Religionswissenschaften oder der Anthropologie und methodischen Überlegungen zur Soziologie als Wissenschaft.
- 5 Allerdings muss hier bemerkt werden, dass die beinahe zeitgleich das erste Mal erscheinende *Année Sociologique* in Frankreich ganz und gar reine Textwissenschaft darstellt.
- 6 Frank W. Blackmar: *The Smoky Pilgrims*, in: *American Journal of Sociology* 2/4 (1897), S. 485–500.
- 7 Michel Serres: *Hermes V. Die Nordwest-Passage*, Berlin 1994, S. 129 f.
- 8 Gordon Fyfe/John Law: *Introduction: On the Invisibility of the Visual*, in: dies.: *Picturing Power. Visual Depiction and Social Relations*, London u.a. 1988, S. 1–14. Ihre erste Vermutung erweist sich als wenig plausibel und wird von ihnen selbst zurückgewiesen: die Frage der teuren Drucktechnik. In der Tat stehen der Publikation von *Science* und *Nature* ungleich viel mehr Mittel zur Verfügung. Zudem vermögen die naturwissenschaftlichen Zeitschriften sich auch über Werbung zu finanzieren, was den sozialwissenschaftlichen nur in begrenztem Maße möglich ist; doch dies alleine erklärt nicht die höchst standardisierten, kargen Formen der Darstellung der Forschung, da dieselben Mittel auch eine größere Vielfalt von Darstellungsweisen erlaubten.
- 9 Gerade am Beispiel der Röntgenbilder: David Gugerli: *Soziotechnische Evidenzen. Der »pictorial turn« als Chance für die Geschichtswissenschaft*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* [Bd. 18. Wissenschaft, die Bilder schafft] 18/3 (1999), S. 131–159.
- 10 Vgl. diesbezüglich in der Auseinandersetzung mit der doppelten Hermeneutik die exemplarische Arbeit von Catherine Marsh: *The Survey Method. The Contribution of Surveys to Sociological Explanation*, London/ Boston/Sydney 1982.
- 11 Ein letztes Argument von Fyfe und Law referiert auf das erkannte Verschwinden der Körper aus der Soziologie. Dieses wichtige Argument bezieht sich stark auf das unmittelbare Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand selbst und weniger auf die Darstellung des Wissens, welches hier interessiert. Diese Auseinandersetzung würde hier den Rahmen sprengen.
- 12 So betont Jacques Bertin, Verfasser einer klassischen semiotischen Theorie des Graphischen (Jacques Bertin: *Sémiologie graphique. Les diagrammes, les réseaux, les cartes*, Paris 1998), in einem Interview, dass Graphiken und Tabellen in bestimmter Weise zwei Formen desselben darstellen, d.h. dass Graphiken per definitionem Tabellen zu Grunde liegen: Juan C. Dürsteler: *Interview with Jacques Bertin*, unter: <http://www.infovis.net/printMag.php?num=116&lang=2> (6.8.2005). Historisch gesehen hat sich die tabellarische Form des Sozialen kontinuierlich unter konflikthafter Verdrängung des Sprachlichen aus dem Inneren der Tabelle selbst als eigenständige Form durchgesetzt. Vgl. Vincenz John: *Geschichte der Statistik. Ein quellenmässiges Handbuch für den akademischen Gebrauch wie für den Selbstunterricht. Erster Theil. Von dem Ursprung der Statistik bis auf Quetelet [1835]*. Stuttgart 1884, S. 88.
- 13 Etwa Michael Lynch: *Discipline and the Material Form of Images. An Analysis of Scientific Visibility*, in: *Social Studies of Science* 9/1 (1985), S. 37–66.
- 14 Michael Lynch: *Pictures of Nothing? Visual Construals in Social Theorie*, in: *Sociological Theory* 9/1 (1991), S. 1–21.
- 15 Ebd., S. 5.
- 16 Ebd., S. 3. Bourdieus Kritik der diagrammatischen Praxis der Ethnologie findet sich an mehreren Stellen

- in seiner Analyse der kabyliischen Gesellschaft. Ausführlich aber: Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1976, S. 230 ff.
- 17 Lynch: Pictures of Nothing (Anm. 14), S. 12.
  - 18 Fyfe und Law möchten hingegen das Bewusstsein der Visualität des Sozialen in die Soziologie und in ihre Darstellungsweisen eigentlich wieder einführen, ein Unterfangen, dem Lynch aber nur hinsichtlich seines dekonstruktiven Aspekts zuzustimmen scheint. Desgleichen auch Stanczak, der diagrammatische und fotografische Repräsentationen in den Sozialwissenschaften wiederum einander als visuelle Konstrukte gegenüberstellt, um nach dem Verlust der Fotografien zu fragen, ohne die Beziehung zwischen den verschiedenen visuellen und nicht-visuellen Formen zu klären. Vgl. Gregory Stanczak: Visual Representation, in: American Behavioral Scientist 47/2 (2004), S. 1471–1476.
  - 19 Vgl. zu einer Kritik am ›Empirismus‹ von Lynch's Ansatz: Ian Hacking: Matters of Graphics, in: Science 252/5008 (17. Mai 1991), S. 979–980.
  - 20 Susanne K. Langer: Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst [Original: Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite, and Art, 1942], Frankfurt/M. 1984.
  - 21 Notabene war dies schon der Angelpunkt der Kritik von Frege an der Linearität der Schrift. Frege wollte eine eigene zu konstruierende, nicht-lineare logische Schrift kreieren, die Begriffsschrift. Vgl. Gottlob Frege: Begriffsschrift und andere Aufsätze. Mit E. Husserls und H. Scholz' Anmerkungen, hg. v. Ignacio Angelelli, Darmstadt 1977. Im Gegensatz zu Frege geht aber Langer davon aus, dass bereits eine nicht-lineare schriftliche Form der Logik aktuell vorhanden ist und gebraucht wird.
  - 22 Vgl. zu dem in der Tat komplexen Status von Diagrammen: Alexander Patschovsky: Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter, Ostfildern 2003; sowie: Felix Keller: Ikonen der Moderne. Diagramme und die Ästhetik der Sichtbarkeit, in: Walter Grond/Beat Mazenauer (Hg.): Das Wahre, Falsche, Schöne. Reality-Show. Essays, Innsbruck 2005, S. 83–97.
  - 23 Charles S. Peirce: Kurze Logik. MS 595, 1895, in: ders.: Semiotische Schriften. Bd. 1, hg. v. Christian J. W. Kloesel/Helmut Pape, Frankfurt/M. 2000, S. 202–229 (hier: S. 205).
  - 24 Charles S. Peirce: Die Kunst des Rasonierens. MS 404, 1893, in: ders.: Semiotische Schriften. Bd. 1, hg. v. Christian J. W. Kloesel/Helmut Pape, Frankfurt/M. 2000, S. 191–201 (hier: S. 194).
  - 25 Charles S. Peirce: Über die Einheit hypothetischer und kategorischer Propositionen. MS 787, 1897, in: ders.: Semiotische Schriften. Bd. 1, hg. v. Christian J. W. Kloesel/Helmut Pape, Frankfurt/M. 2000, S. 231–268 (hier: S. 250).
  - 26 Ebd., S. 232.
  - 27 Vgl. die Diskussion des Versuchs, den Begriff der öffentlichen Meinung mathematisch-wissenschaftlich zu neutralisieren: Felix Keller: Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen, Konstanz 2001.
  - 28 Auf ähnliche Weise erkennen Kuhn (Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen [1962], Frankfurt/M. 1996, S. 9) und Bourdieu (Pierre Bourdieu: Einführung in eine Soziologie des Kunstwerks, in: Irene Dölling/ders.: Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991) die spezifische Lage der Sozialwissenschaft in der Tatsache, dass die Sozialwissenschaften Teil ihres eigenen Gegenstandes – der Gesellschaft – sind.
  - 29 Johann Peter Süssmilch: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Erster Theil. Ungekürzte Neuauflage [Nachdruck d. Ausg. Berlin, 1765], Göttingen/Augsburg 1988, § 13.
  - 30 Hans-Rudolf Schwarz: Die Einwirkung der Mathematisierung der Wissenschaften auf die angewandte und numerische Mathematik, in: Paul Hoyningen-Huene (Hg.): Die Mathematisierung der Wissenschaften. Zürcher Hochschulforum. Bd. 4, Zürich 1983, S. 11–34 (hier: S. 17).
  - 31 Lambert Adolphe Quételet: Anthropométrie ou des différentes facultés de l'homme, Bruxelles/Paris 1871, S. 16.
  - 32 Louis Guttman: An Outline of Some New Methodology for Social Research, in: Public Opinion Quarterly 18/4 (1954), S. 395–404 (hier: S. 396).

Felix Keller

220

- 33 Claude Lévi-Strauss: Die Mathematik vom Menschen, in: Kursbuch 3/8 (1967), S. 176–192.
- 34 J. Craig Jenkins/David Jacobs/Jon Agnone: Political Opportunities and African-American Protest, 1948–1997, in: *American Journal of Sociology* 108/2 (2003), S. 277–303.
- 35 In diesem Sinne stellen diese Voraussetzungen sich quer zu einer je nachdem ideologisch progressiven oder wertkonservativen Haltung, die in der Amerikanischen Soziologie erkannt wird. Vgl. Dennis H. Wrong: The Influence of Sociological Ideas on American Culture, in: Herbert J. Gans (Hg.): *Sociology in America*, Newbury Park/London/New Delhi 1990, S. 19–30.
- 36 Diese Ebene mag auch eine Betrachtung wie Jürgen Links beeindruckende Kurvenkritik (Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1997) so nicht zu erreichen: Wichtig wäre zu begreifen, welches die Voraussetzungen sind, die eine Normalisierung über statistische Techniken überhaupt erst ermöglichen.
- 37 Vgl. zur Genese dieser Beziehung: Peter Wagner: *Sozialwissenschaften und Staat*. Frankreich, Italien, Deutschland 1870–1980, Frankfurt/M. u.a. 1990; sowie: Wolfgang Bonß: *Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*, Frankfurt/M. 1982.
- 38 Eine Forschungsgemeinschaft französischer Statistiker und Soziologen verweist auf Grund zahlreicher Forschungsarbeiten immer wieder auf den engen Zusammenhang zwischen staatlicher Ordnung und statistischer Klassifikation, die sich gegenseitig durchdringen und ermöglichen (vgl.: Alan Desrosières: How to Make Things Which Hold Together: Social Science, Statistics and the State, in: Peter Wagner/Björn Wittrock/Richard Whitley (Hg.): *Discourses on Society*, Volume XV, Dordrecht u.a. 1991, S. 195–218). Allerdings ist der synthetische Raum der tabellarischen und graphischen Ikonen etwas anderes als eine Reihe von Klassifikationen. Er »ergibt« sich erst, indem Klassifikationen in Bezug gesetzt werden, weist dem Bezugssystem aber auch erst Bedeutung zu. Entsprechend scheint der visuelle Raum resistenter gegenüber Kritik als die klassifikatorische Ordnung (beispielsweise im amerikanischen Zensus), die immer wieder Anlass zu politischen Debatten gibt.
- 39 Norbert Elias: *Symboltheorie*. Aus dem Englischen von Reiner Ansen, Frankfurt/M. 2001, S. 218 ff. Es handelt sich um eine auf Deutsch posthum veröffentlichte Arbeit.
- 40 Ebd. S. 213 ff. Vgl. auch: Fredric Jameson: *Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus*, in: Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe (Hg.): *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 45–102.
- 41 A. W. Small: *The Era of Sociology*, in: *American Journal of Sociology* 1/1 (1895), S. 1–15 (hier: S. 13).

Isabell Otto

## MASSENMEDIEN WIRKEN. ZUR APORIE EINER EVIDENZLIST

### 1. DIE KRISE DER WIRKUNGSFORSCHUNG

In Selbsthistorisierungen, wie sie sich in Lehrbüchern der Kommunikationswissenschaft finden, gelten die 1940er–1960er Jahre als Phase der Ernüchterung und Revision der Medienwirkungsforschung. Nach einer Zeit, in der die Annahme äußerst wirkungsmächtiger Medien vorherrschte, sei über den Einsatz von ausgefeilten empirischen Methoden deutlich geworden: Medien haben nur eine begrenzte Wirkung auf ihre Nutzer.<sup>1</sup> Ende der 60er Jahre skizziert der Sozialpsychologe William McGuire dementsprechend ein pessimistisches Bild der Forschungssituation: »A tremendous amount of applied research has been carried out to test the effectiveness of the mass media by those who work in the marketing, advertising, and political-behavior areas.«<sup>2</sup> Jedoch, so McGuire, sei das Ergebnis für die Verantwortlichen solcher Campagnen außerordentlich unbefriedigend. Denn die gemessenen Medieneffekte sind äußerst schwach. Es sei empirisch nicht zu beweisen, dass Massenmedien die Einstellungen ihrer Nutzer verändern, schon gar nicht in solch umfassenden Verhaltenskomplexen wie Kauf- oder Wahlentscheidungen.

Was McGuire mit seinem Verweis auf mangelnde *evidence*, also auf einen fehlenden wissenschaftlichen Beweis, konstatiert, ist nicht einfach die Unmöglichkeit, Medienwirkung im Sinne kommerzieller und politischer Interessen zu planen, sondern eine grundlegende Krise, in der sich die Wirkungsforschung schon kurze Zeit nach ihrer Institutionalisierung befindet.<sup>3</sup> Denn mit der Feststellung, die Medienwirkung sei höchstens sehr gering, wird ein prominentes und bis zu diesem Zeitpunkt einflussreiches Verfahren zur Sichtbarmachung des Mediennutzers problematisch, ein Verfahren, das gerade im empirischen Beweis von Medienwirkung besteht.

Im Folgenden soll untersucht werden, wie die Wirkungsforschung in die beschriebene Krise gerät. Die Evidenzlist ›Massenmedien wirken‹ – so die Ausgangsüberlegung – ist schon seit der Frühzeit der *audience research* von einer Aporie geprägt: Es ist der Wirkungsforschung unmöglich, ein Medienpublikum erfolgreich sichtbar zu machen, weil sie konträre Ansprüche verfolgt. Diese verfolgt sie aber, weil sie nicht nur auf den Nachweis erfolgreicher Persuasion bzw. Medienwirkung abzielt, sondern die grundlegende List kaschieren will, die bei ihrer evidenten Sichtbarmachung des Medienpublikums am Werk ist: Ein

Isabell Otto

222

großer Teil der Forschung ist darum bemüht, den Mediennutzer nicht nur in Zahlen aufzulisten, sondern als »lebendiges Individuum« unmittelbar darzustellen.

Die folgenden Aufführungen fokussieren Texte aus dem Umfeld empirischer Untersuchungen, die in Selbsthistorisierungen der Wirkungsforschung einen prominenten Platz haben. Es geht also um ein forschungsinternes Spannungsfeld, um ein selbstproduziertes Problem, das dazu führt, dass die »operativen Fiktionen« der Forschung wechselseitig in Konflikt geraten. Im Zentrum stehen Selbsthistorisierungen und empirische Studien, die von Paul Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern durchgeführt wurden.<sup>4</sup> Diese Orientierung erfolgt nicht nur aus methodischen Gründen. Es geht vielmehr neben der Untersuchung, wie die Wirkungsfrage in eine Krise gerät, auch um die Frage, wie die Lehrbuchgeschichte der Wirkungsforschung mit ihrer aporetischen Evidenzlist und der aus ihr resultierenden Krise umgeht.

## 2. ERFOLGSZIEL: PERSUASION

Als sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein wissenschaftliches Unternehmen entwickelt, dem es um die empirische Vermessung von Mediennutzung geht, und dieses als »Hörerforschung« oder »*audience research*« Eingang in Forschungsinstitute findet, nimmt gleich zu Beginn der Forschung die Frage nach der Medienwirkung einen zentralen Stellenwert ein. Häufig im Auftrag von Radiosendern, Werbeagenturen oder im Rahmen der Propagandaforschung durchgeführt, war dem Vorhaben einer Empirisierung von Mediennutzung in besonderem Maße daran gelegen, die Wirkungsfrage zu lösen, das heißt: glaubwürdig nachzuweisen, ob und wie der einzelne Mediennutzer an die medialen Kommunikationen anschließt. Diese Forschungsrichtung geht von einer Kongruenz von Kommunikation und Persuasion aus. Kommunikation wird als Prozess verstanden, »durch den ein Individuum (der Kommunikator) Stimuli (meist verbaler Art) übermittelt, um das Verhalten anderer Individuen (des Publikums) zu verändern.«<sup>5</sup>

Da die Wirkungsforschung die Persuasion, »das eigentliche Erfolgsziel rhetorischer, also strategisch-kommunikativer Praxis«,<sup>6</sup> zum zentralen Bezugsproblem nimmt, lässt sich eine wichtige Spur ihrer Genealogie in die antike Rhetoriktheorie zurückverfolgen. Gemäß dieser Spur lässt sich vermuten, dass die Medienwirkungsforschung entsteht, weil die Voraussetzungen der traditionellen Rhetorik nicht mehr gegeben sind, weil also Kommunikation nicht

mehr situativ begrenzte Kommunikation unter Anwesenden ist. Unter den Bedingungen der Distanzkommunikation über technische Verbreitungsmedien werden ebendiese Medien zum Forschungsgegenstand rhetorisch-kommunikativer Interessen.<sup>7</sup>

Die Art und Weise, wie sich die Wirkungsforschung in die antike Rhetoriktradition stellt, geht aber über eine bloße Nutzbarmachung der rhetorischen Mittel hinaus: Die Wirkungsforschung gebraucht sie nicht einfach, um eine Persuasion des Mediennutzers zu erreichen. Sie setzt diese Mittel in erster Linie ein, um den Mediennutzer, der als Teil eines dispersen Publikums der technischen Verbreitungsmedien unsichtbar geworden ist, überhaupt erst sichtbar zu machen. Zentrales rhetorisches Mittel ist hierbei – so wird im Folgenden zu sehen sein – das Verfahren der Evidenz. Die Beweisführung und das evidentielle Vor-Augen-Stellen, dass Massenmedien wirken, ist ein Verfahren, das ein unsichtbares Publikum der technischen Verbreitungsmedien mittels empirischer Methoden sichtbar machen soll. Es handelt sich um eine ›Evidenzliste‹ in dem Sinne, dass der Adressat der Persuasion durch die eingesetzten persuasiven Techniken überhaupt erst hergestellt wird.

Um Mediennutzung zu vermessen, bedient sich die *audience research* empirischer Verfahren der Quantifizierung aus dem Fundus einer Tradition, die seit dem späten 17. Jahrhundert den Bereich des Sozialen zunehmend mittels mathematischer Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik beschreibbar macht. Die *audience research* vermisst das Medienpublikum in diesem Sinne. Sie übersetzt Mediennutzung in eine »Sprache der Zahlen«<sup>8</sup> und bringt sie in statistischen Listen zur Anschauung. Diese Quantifizierung qua Statistik nimmt eine *Abkürzung* von Mediennutzung vor, das heißt: Sie präsentiert einen komplexen sozialen Zusammenhang als unmittelbar einleuchtend.

Wie Rüdiger Campe gezeigt hat, schreibt sich in den statistischen Tabellen der Moderne die Tradition der antiken Rhetorik fort. Darstellungen von Statistiken folgen den Regeln einer rhetorischen Formel zur Erzeugung von Evidenz, denn sie zeigen statt zu sprechen, sind im rhetorischen Sinne Bild statt Text. Sie sind Figuren des *ante oculos ponere*, folgen also einer Technik des quasibildlichen Vor-Augen-Stellens. Die statistische Tabelle ist nach Campe mit einer ganz bestimmten Evidenz-Technik vergleichbar, nämlich mit der *enumeratio*, die sich am Schluss einer Rede als rekapitulierende Aufzählung findet. Als eine Figur der Abkürzung macht die Tabelle eine Komplexität in verdichteter Form anschaulich, und zwar »nicht aufgrund semantischer Eigenschaften wie Sinnlichkeit oder Lebendigkeit, sondern als Effekt der verräumlichenden, das Erzählen und Erörtern ins Simultane und Graphematische wendenden Wieder-

Isabell Otto

224

holung.«<sup>9</sup> Die Tabelle wiederholt den sozialen Sachverhalt, den sie ausführlich vermessen hat, und präsentiert tabellarisch seine statistischen Gesetzmäßigkeiten.

Im eigenen Selbstverständnis bildet die Statistik eine soziale Struktur ab und veranschaulicht diese. Jedoch wird die Sozialstruktur, auf die eine Tabelle sich bezieht, auf diese Weise überhaupt erst hergestellt. Felix Keller hat in seiner *Archäologie der Meinungsforschung* den performativen Aspekt der statistischen Stichprobe deutlich gemacht. Das Universum, auf das sich die Stichprobe bezieht, ist nicht der zu beschreibende soziale Sachverhalt, sondern beruht immer schon auf Konstruktion: »Das Abbild sagt, was es erfasst und nicht das Abgebildete. Worauf sich die Stichprobe bezieht, ist bereits eine Landkarte des Sozialen [...]. Mehr noch: die Darstellung selbst produziert die ›Landkarte‹, einen Katalog der Gesellschaft.«<sup>10</sup>

Das statistische Dispositiv, so haben es Michel Foucault und Ian Hacking mehrfach plausibel gemacht, situiert sich zudem im Rahmen einer Bio-Macht.<sup>11</sup> Vorgeblich stellt die immense bürokratische Maschinerie, die mit den Sammlungen von Statistiken entstanden ist, nur Informationen bereit. Aber sie ist selbst ein Teil der Machttechnologie in einem modernen Staat und kreiert determinierende Klassifikationen.<sup>12</sup> Foucault ordnet in seinen Ausführungen zur ›Geschichte der Gouvernementalität‹ die statistische Erfassung den ›Sicherheitsdispositiven‹ zu, die ab dem 18. Jahrhundert die Bevölkerung zu verwalten und ihr Verhalten zu normalisieren beginnen. Statistik und wahrscheinlichkeitstheoretische Berechnung erzeugen eine Normalverteilungskurve, deren Technik darin besteht, »zu versuchen, die ungünstigen, im Verhältnis zur normalen, allgemeinen Kurve am stärksten abweichenden Normalitäten zurechtzustutzen, sie auf diese normale, allgemeine Kurve herunterzudrücken.«<sup>13</sup>

Von der stichprobenartigen Auswahl und Befragung einer Bevölkerungsgruppe über die wahrscheinlichkeitstheoretische Hochrechnung bis hin zur verdichtenden tabellarischen Darstellung sind Herstellungsprozesse am Werk, die in der Evidenz-Figur der statistischen Auflistung unsichtbar bleiben. Das Endprodukt der statistischen Tabelle kürzt auch den Weg seiner Produktion ab. Die spezifische List der sozialstatistischen Evidenz besteht aber darin, dass die Darstellung zugleich performativ ist. Diese List ist auch am Werk, wenn es um die Vermessung des Medienpublikums geht, und besonders einleuchtend werden Medienstatistiken, wenn sie eine kausale Relationierung von Medium und Nutzer aufzeigen können.

Wichtig ist darüber hinaus, dass die *audience research* sich nicht einfach die Tradition der Sozialstatistik mit all ihren Implikationen aus der Rhe-

toriktradition methodisch zu Nutze macht, sondern in – als Erfolgsgeschichten erzählten – Selbsthistorisierungen vielfältig kommentiert, wie sie sich selbst mit dieser Tradition in Beziehung sieht. Das Forschungsprogramm der Schule von Paul Lazarsfeld, den die Lehrbuchgeschichte als Gründungsvater der Wirkungsforschung ausweist, entwirft diese vor einer historischen Folie.

### 3. LEBENDIGE STATISTIK

Schon der ersten Auflage der Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal*, die Ende der 30er Jahre von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel durchgeführt wurde und vielfach als »Begründungstext« soziographischer Forschung ausgewiesen wird, ist ein Anhang »Zur Geschichte der Soziographie«<sup>14</sup> angefügt, in dem das Forschungsprogramm der Lazarsfeld-Schule verdeutlicht wird. Dieser von Hans Zeisel verfasste Anhangtext schreibt eine Fortschrittsgeschichte der Sozialforschung, an deren Zielpunkt die *Marienthal*-Studie steht.

Zeisel weist bei seinem Streifzug durch die Tradition der Sozialforschung dem belgischen Astronomen und Sozialstatistiker Adolphe Quételet und dem französischen Sozialforscher Frédéric Le Play wichtige Positionen auf dem Weg zur soziographischen Methode zu. Beide Forscher stehen jeweils für einen der beiden Pole, um deren Synthese es der Wiener Forschungsgruppe geht. Der Text bestimmt Quételets entscheidende Leistung damit, eine wahrscheinlichkeitstheoretisch informierte Statistik auf das gesamte menschliche Verhalten bezogen zu haben. Quételet habe den sozialen Bereich erstmals messbar gemacht und – orientiert am Gesetz der großen Zahl – erstmals Verhaltensursachen in Form von statistischen Abhängigkeiten aufgedeckt. Jedoch kritisiert Zeisel die Art der Quételet'schen Datenauswahl. Quételet habe einfach ausgewertet, was die Verwaltungsstatistik nebenbei abwirft: Verbrechen, Ehescheidungen, uneheliche Kinder oder Schulbesuch. Für die adäquate Beschreibung eines sozialen Sachverhalts seien diese Abfallprodukte zu grob und nicht zulänglich. Erst der Gedanke, in eigenen Erhebungen detaillierte Merkmale als Inventar zu erfassen, kommt einer Lösung des Problems entgegen. Den Gedanken des Inventars sieht Zeisel von Le Play verwirklicht, der in seinen sogenannten Familienmonographien vollständige Verzeichnisse über das Jahresbudget von 36 europäischen Arbeiterfamilien angefertigt und alle Vorgänge genaustens protokolliert hat. Zeisel beschreibt die Le Play'schen Monographien im Gegensatz zur bloßen Quantifizierung des sozialen Lebens als »unmittelbares

Isabell Otto

226

Abbild des Lebens selbst«: »Le Play wollte durch die Monographie, durch das anschauliche Detail, die »toten Zahlenreihen« statistischer Erhebungen durch das lebendige Inventar ersetzen.«<sup>15</sup>

Der Wiener Forschungsgruppe ist also daran gelegen, eine Synthese von »toten Zahlen« einer objektivierenden Statistik und dem lebendigen Inventar detaillierter Merkmale zu erzielen, gewissermaßen eine »lebendige Statistik.«<sup>16</sup> Zeisel verfolgt dieses Spannungsfeld noch weiter durch die Tradition der Soziographie. Es ist nicht verwunderlich, wenn Zeisel seine entscheidende Auflösung dann in den entwicklungspsychologischen Untersuchungen von Charlotte Bühler in Wien gegeben sieht, wo erstmals statistische Methoden auf psychologische Merkmale des Individuums angewandt werden. Denn der Schule Charlotte Böhlers entstammt die Forschungsgruppe der Marienthal-Studie: Paul Lazarsfeld und seine Mitarbeiter.

Noch vierzig Jahre später macht auch Lazarsfeld diesen Zusammenhang deutlich: »[...] [I]ch war Teil einer akademischen Institution, in der Zählen allein uninteressant gewesen wäre.«<sup>17</sup> Im »Vorspruch zur neuen Auflage« der Marienthal-Studie schreibt er:

Wir konnten uns nicht damit begnügen, Verhaltens-Einheiten einfach zu »zählen«; unser Ehrgeiz war es, komplexe Erlebnisweisen empirisch zu erfassen. Der oft behauptete Widerspruch zwischen »Statistik« und phänomenologischer Reichhaltigkeit war sozusagen vom Anbeginn unserer Arbeiten »aufgehoben«, weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte uns als die eigentliche Aufgabe erschien.<sup>18</sup>

Was die Lazarsfeld-Schule in ihrem Forschungsprogramm anstrebt, ist ein Zusammenspiel von Methoden, die in der späteren Sozialforschung unter der Bezeichnung »quantitativ versus qualitativ« zumeist kontrovers verhandelt wurden.<sup>19</sup> Die Synthese von objektivierender Statistik und lebendigem Inventar, also das Vorhaben, Quételet'sche Durchschnittsmenschen mit Le Play'schen individuellen Merkmalen auszustatten, lässt sich aber darüber hinaus als Versuch verstehen, die listige Evidenzerzeugung bei einer Vermessung des Sozialen, die zugleich Darstellung und Herstellung ist, unsichtbar zu machen. Genauer: Der performative Aspekt der abkürzenden statistischen Tabellierung soll ausgeblendet bleiben, indem ihr eine Detaillierung entgegengesetzt wird, die vorgibt, die lebendige soziale Realität selbst einzufangen.

Jedoch sind auch die Verfahren der Detaillierung und Verlebendigung im rhetorischen Sinne Techniken der Veranschaulichung, also Figuren der Evi-

denz.<sup>20</sup> Die angestrebte Synthese der Lazarsfeld-Schule macht nichts anderes, als zwei Evidenz-Formeln, die einen konträren Weg des Vor-Augen-Stellens verfolgen, gegeneinander abzuwägen. Das – wie Campe zeigt – Fehlen von »semantischen Eigenschaften wie Sinnlichkeit oder Lebendigkeit« in der statistischen Tabelle soll kompensiert werden, ohne jedoch den Evidenz-Effekt der abkürzend-herstellenden Darstellung dabei wieder zu verlieren. Was die Lazarsfeld-Schule der statistischen *enumeratio* nämlich abspricht, ist die affektive Komponente, die eine unmittelbare Einsicht in die dargestellte Problematik evozieren soll. Den rhetorischen Affekt soll die Detaillierung über drastisch geschilderte Einzelfälle leisten.<sup>21</sup>

Das angestrebte Programm ist insofern problematisch, als Quételet mit seinem Konzept des Durchschnittsmenschen gerade versucht, durch die Verschiedenheit der einzelnen Phänomene hindurch das allgemeine Gesetz ausfindig zu machen. Laut Quételet ist das Individuum nicht direkt erkennbar: um Aussagen über es treffen zu können, ist es nötig, die Vielzahl der Individuen zu einem Kollektiv zusammenzufassen. Nur die Erhebung einer großen Zahl von Individuen, die Interpretation der statistischen Aufzählung mit Hilfe des Wahrscheinlichkeitskalküls und ihre Darstellung in der Normalverteilungskurve erlaubt Erkenntnis über die Gesellschaft, die auf der Ebene der Individuen nicht sichtbar ist. Quételets Kollektivsubjekte individualisieren das Individuum also im Hinblick auf das Kollektiv.<sup>22</sup> Seine antipsychologische und antiindividualistische Überzeugung, dass regelmäßige Muster nur auf der sozialen Ebene sichtbar werden, rezipiert die Lazarsfeld-Schule nicht. Ihr Programm einer Wiedereinführung der reichhaltigen Erlebniswelt der einzelnen Untersuchungspersonen in die »tote Statistik« – über Fallstudien nach Le Play'schem Vorbild – wäre gemessen an Quételets Konzeption keine Verlebendigung, sondern schlicht eine Untersuchung, die das zu Untersuchende selbst aus dem Blick verliert.

Versteht man statistische Erfassung als ein prominentes Normalisierungsverfahren, so impliziert dieser Prozess nach Foucault standardisierte Individualisierung: Individualisierung auf ein Kollektiv hin. Das hieße, dass die Forschergruppe um Lazarsfeld das Individualisierungsprogramm der Statistik programmatisch ausblendet, um in einem nächsten Schritt dies als Forschungsdesiderat herauszustellen. Auf diese Weise kann dann die eigene Forschung platziert werden. Eine Gleichzeitigkeit von Normalisierung und Individualisierung – so deutet es sich schon im Forschungsprogramm im Umfeld der Marienthal-Studie an – ist in der Lazarsfeld-Schule problematisch.<sup>23</sup> Hier wird das »Individuum« in einer Weise konzipiert, die eher als Variante eines Gegenprogramms zur »Auflö-

Isabell Otto

228

sung von Individualität«<sup>24</sup> im 20. Jahrhundert verstanden werden kann. Das Einzelfall-Individuum der phänomenologischen Fallstudie ist in diesem Gegenkonzept seinem Selbstverständnis nach auch nicht deckungsgleich mit dem Begriff des ›Falls‹, wie ihn Foucault als entscheidendes Moment der ›Sicherheitsdispositive‹ beschreibt: ein Fall, »der nicht der individuelle Fall ist, sondern eine Art und Weise, das kollektive Phänomen [...] zu individualisieren.«<sup>25</sup> Das ›lebendige Inventar‹ der Lazarsfeld-Schule zielt auf ein Individuum, das vorgibt, jenseits eines Durchschnittsmenschen auf die soziale Realität des Einzelnen direkt zuzugreifen. Die List der Abkürzung, die darin besteht, über eine ›Landkarte des Sozialen‹ den sozialen Sachverhalt zuallererst herzustellen, wird durch diese Operation unsichtbar gehalten, indem ein realistischer Anspruch<sup>26</sup> in der abkürzenden Darstellung des Sozialen propagiert wird.

Zwei exemplarische Beobachtungen von Forschungsprojekten – einmal der ersten Medienstudie und zum Zweiten der ersten Medienwirkungsstudie –, in denen Lazarsfeld und seine Mitarbeiter nach dem beschriebenen Forschungsprogramm vorgegangen sind, zeigen, wie schwer dies einzulösen ist. Die Lazarsfeld-Schule bewegt sich – wie im Folgenden zu sehen sein wird – entweder an dem einen oder dem anderen Pol ihres Spannungsfeldes, ohne dass es ihr gelänge, die Konzeptionen der traditionellen Sozialstatistik und Soziographie umzuschreiben und sie zu synthetisieren.

#### 4. DER DURCHSCHNITTSHÖRER

Lazarsfelds erste Medienstudie entsteht 1931 im Auftrag der Radio-Verkehrs-A.G., kurz RAVAG. Sie befragt österreichische Radiohörer hinsichtlich ihrer Programmpräferenzen. Unter dem Titel RAVAG-Studie ist sie ebenfalls zum Klassiker der empirischen Forschung geworden. Schon vor der RAVAG-Studie gab es Untersuchungen, die das Radiopublikum vermessen sollten, etwa die *ratings* oder Einschaltquoten, die von amerikanischen Umfrageinstituten im Auftrag der Sender durchgeführt wurden. Jedoch, so beschreibt es etwa Paul Neurath, ging es in diesen Frühformen der Hörerforschung nur um die »reine Zahl der Hörer [...], nur um die Einschaltquoten, ohne weitere Differenzierung danach, *welche* Hörer welche Programme hörten.«<sup>27</sup> Exakt darin sieht der Diskurs einer sich selbst historisierenden Wirkungsforschung die Neuheit von Lazarsfelds Hörer-Umfrage: Lazarsfeld lenkt die Beobachtungsperspektive um: weg von den reinen Einschaltquoten – den ›toten Zahlen‹ – hin zu einer differenzierteren Betrachtung des ›lebendigen Inventars‹. Das Grundkonzept der

RAVAG-Studie ist es, die Zusammenhänge zwischen den Programmwünschen der Hörer und ihrer sozialen Struktur herzustellen, also Alter, Geschlecht, Beruf, Wohnort in Korrelation mit Programmpräferenzen zu setzen, denn: ›Zählen allein wäre uninteressant‹.

Auch die RAVAG-Studie ist also vom Anspruch einer differenzierten, detaillierten Erfassung eines sozialen Geschehens geleitet, es geht auch ihr um eine ›lebendige Statistik‹. Die Vorgehensweise sieht jedoch folgendermaßen aus. Die Studie befragt den einzelnen Hörer nach seiner Meinung zu den einzelnen Radiosendungen. Diese soll er mittels der Zeichen +, – oder = bekunden, je nachdem, ob er mehr oder weniger von einer bestimmten Sendung sehen will oder ob er mit ihr einverstanden ist. Dass sich hier die beschriebene Problematik wiederfindet, zeigt sich in folgendem Zitat:

Wir haben lange nachgedacht, wie man die Statistik so anlegt, dass die Meinung der Hörer möglichst richtig herauskommt und es doch gelingt, die Resultate verständlich darzustellen. [...] <sup>28</sup> Nehmen wir an, alle Einsender kämen in einen Saal und es würde über die Sendung abgestimmt; jeder der mehr will, soll klatschen, jeder der weniger will, soll zischen, die, denen der jetzige Zustand recht ist, schweigen. Die Ravag würde hinhorchen und je nachdem, ob das Zischen, oder das Klatschen stärker ist, würde sie wissen, ob weniger oder mehr von dieser Sendung verlangt wird. Schweigen würde – nach dem alten römischen Sprichwort – Einverständnis mit dem jetzigen Zustand bedeuten, ebenso wenn Klatschen und Zischen einander aufheben. Auf diese Weise würde die Hörerschaft als Ganzes eine Meinung äussern [sic] und die Ravag würde sie verstehen, soweit ihre ›Horcher‹ diesem Konzert gewachsen wären. Dieses Bild kann man nun sehr leicht durch eine einzige Zahl ausdrücken. Wir nehmen die Prozentzahl der Klatschenden (der + Einheiten) und subtrahieren von ihr die Prozentzahl der Zischenden (der – Einsender). [...] Mit Hilfe einer solchen Zahl, man nennt sie einen Koeffizienten (K), kann man sich nun sehr leicht verständigen.<sup>29</sup>

Ganz deutlich wird, dass die empirische Umsetzung einer lebendigen Statistik ganz anders aussieht, als der Anspruch es vorgibt. Denn, wie Dominik Schrage treffend bemerkt, »[b]ereits in den Daten der ausgefüllten Fragebögen [...] [ist] das subjektive Moment jeder Rundfunkteilnahme auf das Minimum ›+‹, ›–‹ und ›=‹ reduziert.«<sup>30</sup> Über die statistische Auswertung der Daten wird dann die

Isabell Otto

230

Summe der Hörermeinungen zu einer durchschnittlichen Publikumsmeinung verschmolzen und zu einer einzigen Zahl verknüpft – über die man sich nun sehr leicht verständigen kann. Die Verknüpfung der Programmpräferenzen des einzelnen Hörers mit seiner sozialen Position stellt nicht ein lebendiges Individuum dar, sondern sie zielt auf eine glaubwürdige und anschauliche Sichtbarmachung einer durchschnittlichen Publikumsmeinung.<sup>31</sup>

Die Synthese von ›toten Zahlenreihen‹ der Statistik und ›lebendigem Inventar‹ des ›Individuums‹ zu einer ›lebendigen Statistik‹ ist immer auch von Fragen der Darstellbarkeit und Lesbarkeit geleitet. Dies macht etwa Hans Zeisels statistisches Lehrbuch *Die Sprache der Zahlen* deutlich: Das Ziel, Zusammenhänge darzustellen, so Zeisel, dürfe nicht durch übertriebene Genauigkeit gefährdet werden, denn: Die von einer »guten statistischen Tabelle verlangte Klarheit«<sup>32</sup> solle auf keinen Fall verloren gehen. Es zeigt sich hierin, wie die Abkürzungsleistung der Statistik mit der Komplexität des lebendigen Details in Konflikt gerät, denn die Sichtbarmachung des Publikums kann nicht zugleich abgekürzt und komplex, anschaulich dargestellt und lebendig, normalisiert und individualisiert sein.

Die RAVAG-Studie kann nur die eine Seite ihrer konträren Ansprüche aktualisieren. Sie stellt die Durchschnittsmeinung eines Publikums *dar* und stellt auf diese Weise das Publikum *her*, sie kürzt im Quételet'schen Sinne ab, indem sie Durchschnittshörer bzw. Kollektivsubjekte konzipiert. Wie Quételets Forschungen macht es auch der RAVAG-Studie das Gesetz der großen Zahl möglich, Aussagen über allgemeine soziale Gesetzmäßigkeiten zu treffen. Sie findet Korrelationen, es gelingt ihr, soziale Struktur und Programmpräferenz in Konzepten von Ursache und Wirkung umzuschreiben und miteinander zu verknüpfen und dies durch die Reduktion auf wenige, einfache Zahlen unmittelbar einsichtig zu machen. Aber sie verliert dabei die andere Seite ihres eigenen Anspruchs aus dem Blick: den einzelnen Radiohörer.

##### 5. DIE LAUNEN DES INDIVIDUUMS

Ein weiteres zentrales Diskursereignis in Selbsthistorisierungen der Wirkungsforschung führt in das Jahr 1940, wo Lazarsfeld – mittlerweile Leiter des Office of Radio Research an der Columbia University – zusammen mit Bernard Berelson und Hazel Gaudet wiederum eine Untersuchung durchführt, die als eine der ersten Medienwirkungsstudien gilt. In der ländlich geprägten Gegend Erie County wird das ganze Jahr der Präsidentschaftswahl 1940 hindurch unter-

sucht, wie und warum Menschen im Laufe der Wahlkampagnen für die beiden Kandidaten Roosevelt und Willkie zu ihrer Wahlentscheidung gelangen. Dies geschieht mittels der damals neuartigen Panel-Technik, das heißt, es werden in wiederholten Erhebungen, verteilt über das ganze Jahr bis hin zum Wahltag, immer wieder dieselben Personen befragt. Die Ergebnisse der Untersuchung werden unter dem Titel *The People's Choice* bekannt.<sup>33</sup>

Die Studie legt ihre Verfahren der Abkürzung offen: Der Untersuchungs-ort wird als repräsentativ für westliche und nördliche Sektionen der USA erachtet. Aus Erie County werden 3000 Personen ausgewählt, die so genau wie möglich die gesamte Bevölkerung der Ortschaft repräsentieren sollen: »This group – the poll – resembled the county in age, sex, residence, education, telephone and car ownership, and nativity«. <sup>34</sup> Der Poll wird wiederum in Gruppen von je 600 Personen aufgeteilt, und zwar erneut so, dass jede der Gruppen »was closely matched to the others and constituted, in effect, a miniature sample of the whole poll and of the whole county itself.« <sup>35</sup> Nur eine dieser aus je 600 Personen bestehenden Gruppen ist das Panel, der hauptsächliche Untersuchungsgegenstand. Die übrigen Gruppen dienen nur der Kontrolle. Das Panel ist also eine Miniaturausgabe des Polls, dieses wiederum ist eine repräsentative Abkürzung des Countys, und dieses wiederum darf mit Einschränkungen als Repräsentation der gesamten Nation gelten, so dass schließlich die Wahlentscheidung von 600 Personen eines Panels als »The People's Choice« bezeichnet werden kann. Gerade indem die Studie die Schritte ihres Abkürzens einer »realen« sozialen Größe besonders ausstellt, macht sie den Aspekt des Herstellens dieser Größe unkenntlich, der in ihren statistischen Darstellungen am Werk ist. Doch im Zentrum einer Rhetorik, mittels derer sie ihre Evidenzlist kaschiert, diskutiert die Studie ihre Methode des Befragens.

Im Vorwort zur zweiten Auflage der Studie beschreiben Lazarsfeld, Berelson und Gaudet den Fortschritt, den das eigene Unternehmen in der Meinungsforschung bedeutet, eben mit jener Panel-Technik, nach der wiederholt dieselben Personen interviewt werden. Im Selbstverständnis der Studie gelingt es ihr auf diese Weise, den Prozess der Entscheidungsfindung vor einer Wahl zur Darstellung zu bringen: »we did not describe opinion; we studied it *in the making*«. <sup>36</sup> Im Unterschied zu den bis dahin gängigen *public opinion polls*, die mit verschiedenen Personen durchgeführt werden, kann die Panel-Methode, so Lazarsfeld und seine Mitarbeiter, weit darüber hinausgehen, nur grobe Tendenzen der öffentlichen Meinung zu eruieren. Die Panel-Technik mache es nämlich möglich zu beobachten, *wer* seine Meinung ändert. Es gelingt ihr, politische Meinungsänderung zu personalisieren. Die Erie-County-Studie interes-

Isabell Otto

232

siert sich für »the vagaries of the individual voter along the path to his vote«.<sup>37</sup> Sie erhofft sich auf diese Weise, die Rolle unterschiedlicher Einflüsse auf die Wahlentscheidung des einzelnen Wählers klären zu können. Einer dieser Einflüsse, denen die Studie nachgeht – und dies macht sie zu einem Schlüsselwerk der Medienwirkungsforschung – sind die Medien Radio und Presse.

Exemplarisch für die Meinungsänderung eines einzelnen Wählers führt die Studie einen jungen Mann aus dem Panel an, der bei einem Interview im Mai noch unentschieden ist und im November schließlich Roosevelt wählt; bezeichnenderweise – wie noch zu sehen sein wird – spielen Medien dabei überhaupt keine Rolle. Der Weg des jungen Mannes zu seiner Wahlentscheidung ist kein direkter, sondern der Befragte ändert seine Route mehrmals im Verlauf der Befragungszeit: Im Juli gibt er an, seinem Großvater zuliebe für Roosevelt zu stimmen, weil dieser Mitglied der demokratischen Partei ist; im August will er seine Stimme Willkie geben, weil er mit Roosevelts Einstellung zur Wehrpflicht nicht einverstanden ist. Dann ist er wieder unentschlossen, weil er zu wenig über Willkie weiß, und gibt an, überhaupt nicht zur Wahl zu gehen. Schließlich geht die Versuchsperson im November doch wählen und begründet seine Entscheidung für Roosevelt damit, dass Willkies offensichtlicher Stimmenfang ihn abgeschreckt hätte.<sup>38</sup>

Dieser verschlungene Weg bis hin zur Entscheidungsfindung, so macht die Studie deutlich, wäre ohne die neue Panel-Technik nicht nachzuzeichnen gewesen.<sup>39</sup> Hier scheint das Anfang der 30er Jahre in Wien erarbeitete und immer wieder rekapitulierte Forschungsprogramm der Lazarsfeld-Schule auf – die Synthese von »toten Zahlen« und »lebendigem Inventar« zur aporetischen Figur der »lebendigen Statistik«: Die Studie möchte einerseits abkürzen – das Panel soll repräsentativ sein für das gesamte Wahlvolk – und andererseits detaillieren und verlebendigen, also die Komplexität des individuellen Prozesses bis hin zur Wahlentscheidung in all seinen Facetten nachzeichnen. Die Erie-County-Studie formuliert die verlebendigende Veranschaulichung, indem sie ein Wähler-Individuum konzipiert, dessen launische Unberechenbarkeit die Panel-Technik abzubilden weiß. Über das so gewonnene Konzept eines Individuums soll das soziale Leben in messbarer Form in seine Abkürzung wieder eingeführt werden.

Doch die Evidenzlist des gleichzeitigen Dar- und Herstellens einer sozialen Komplexität qua Abkürzung führt auch in diesem Fall in Probleme, und zwar auf entgegengesetzte Weise, wie es in der RAVAG-Studie geschieht. Nicht der einzelne Radiohörer gerät aus dem Blick, sondern die – dem Verständnis der empirischen Sozialforschung gemäß – nur unter dem Gesetz der großen

Zahl sichtbaren sozialen Gesetzmäßigkeiten, die sich als Ursache und Wirkung miteinander korrelieren lassen. Als Klassiker der frühen Medienwirkungsfor- schung kommt die Erie-County-Befragung zu dem recht überraschenden Er- gebnis, dass Medien, wenn überhaupt, nur eine sehr geringe Wirkung haben: »In the election period of 1940, the role of mass media turned out to be rather small.«<sup>40</sup>

Stattdessen findet die Erie-County-Studie heraus, dass noch unschlussige Wähler sich bei ihrer Entscheidungsfindung eher an ihrem direkten sozialen Umfeld orientieren als an den Massenmedien. Die Face-to-Face-Kommunika- tion wird als einflussreicher erachtet als die Massenkommunikation, der persön- liche Einfluss übertrifft den Medieneinfluss: »In comparison with the formal media of communication, personal relationships are potentially more influen- tial for two reasons: their coverage is greater and they have certain psychologi- cal advantages over the formal media.«<sup>41</sup>

Wie persönliche Kontakte auf die Wahlentscheidung Einfluss nehmen, beschreiben die Erie-County-Forscher mit dem Konzept des »Two-Step Flow of Communications«, nach dem die interessierten, politisch aktiven Personen Ideen aus Radio und Fernsehen aufnehmen und diese über Face-to-Face-Kom- munikation an weniger interessierte und weniger aktive Personen vermitteln. Diejenigen Personen, die empfänglich für Medienwirkung im Sinne einer Ver- änderung ihrer Wahlentscheidung wären, erreichen die Medienkampagnen nur mittelbar. Massenmedien sind in dieser Konzeption also keine allmächtigen Propagandainstrumente, sondern haben nur begrenzte Effekte. »[T]he full richness of personal relationship«<sup>42</sup> übertrifft im Verständnis der Forscher die medial vermittelte Kommunikation.

Indem die Erie-County Studie den verschlungenen Wegen des Individu- ums folgt, gerät die Gesamtheit des sozialen Gebildes aus dem Blick, dessen Repräsentation sie sich mit dem Vorhaben, *The People's Choice* abzubilden, ver- schrieben hat. Sie aktualisiert im Vergleich zur RAVAG-Studie die andere Seite ihres konträren Anspruchs einer lebendigen Statistik und orientiert sich an Le Plays Programm des Inventars. Die Quételet'sche Konzeption einer objektivie- renden Sozialwissenschaft, die davon ausgeht, dass auch die Handlungen des Individuums, sobald sie massenhaft auftreten, Gesetzen unterworfen sind, die Naturgesetzen ähneln, gerät dabei in den Hintergrund. In der Erie-County- Studie trägt die Detaillierung vor der Abkürzung den Sieg davon, mit der Kon- sequenz, dass allgemeine Gesetzmäßigkeiten und statistische Abhängigkeiten zu verschwinden drohen. Die Untersuchung kann infolgedessen die Gesamt- heit des Medienpublikums nicht mehr durch Darstellung herstellen, genauer:

Isabell Otto

234

Sie kann eine Wählerpopulation nicht mehr als Publikum der Massenmedien sichtbar machen, denn ihr ist bei ihrer Konzentration auf Detaillierung und Verlebendigung ein zentrales Verfahren hierzu verloren gegangen: die Wirkung der Massenmedien.

Auf diese Problematik weist einige Jahre später der Lazarsfeld-Schüler Joseph T. Klapper hin. Bei der Beobachtung von intervenierenden Faktoren könne – so Klapper – die Medienwirkung als ursprünglicher Untersuchungsgegenstand aus dem Blick geraten:

It is possible that the phenomenistic approach may so divert our attention to the factors with which mass communication is in interplay, or to the fact that interplay exists, that we forget our original goal of determining the effects of mass communication itself.<sup>43</sup>

Den Mediennutzer, konzipiert als Einzelfall-Individuum, das so unberechenbar ist, dass Medien keine Wirkung auf es haben, kann eine Wirkungsforschung, die sich zu sehr auf das Evidenz-Verfahren der Detaillierung verlässt, um den Erfolg von Persuasion nicht nur zu überprüfen, sondern den Adressaten der Persuasion auf diese Weise herzustellen, nicht erfolgreich sichtbar machen. Die Medienwirkung ist der Medienwirkungsforschung aus dem Blick geraten.

## 6. DAS ERFOLGSPROGRAMM DER LEHRBUCHGESCHICHTE

Die eingangs skizzierte Krisendiagnostik McGuires kommentiert einen Forschungsstand, der unter dem Paradigma der begrenzten Effekte in die Lehrbuchgeschichte der Medienwirkungsforschung eingegangen ist; Lazarsfelds Erie-County-Studie gilt als Initiator und empirischer Präzedenzfall dieses Paradigmas.<sup>44</sup> Die Lehrbuchgeschichte der Medienwirkungsforschung bleibt bei dieser Krise nicht stehen, sondern schreibt sie in einen Paradigmenwechsel um. Sie entwirft ein Historisierungsmodell, in dem ein Wechsel in der Annahme von schwacher und starker Medienwirkung vorgesehen ist.<sup>45</sup> Andere Forscherpersönlichkeiten werden mit dem Paradigmenwechsel, der die Krise überwinden soll, in Verbindung gebracht, unter anderen Elisabeth Noelle-Neumann, die Anfang der 70er Jahre die Rückkehr zum Konzept der starken Medienwirkung proklamiert.

Noelle-Neumann wirft Lazarsfelds Erie-County Studie vor, die Bedingungen der Massenkommunikation nicht hinreichend zu berücksichtigen und

daher kollektive Phänomene wie ein Meinungsklima aus dem Blick zu verlieren.<sup>46</sup> In Methodendiskussionen wird deutlich, dass Noelle-Neumann den Balanceakt zwischen »toter Statistik« und »lebendigem Inventar« gar nicht erst versucht, sondern gleich davon ausgeht, dass demoskopische Verfahren per se Abkürzungen sind, die den Individualbereich ausblenden. In einer Einführung in die Methoden der Demoskopie macht sie unmissverständlich deutlich: »Die Stichproben-Theorie ist ein mathematisches Modell. Sie ist nicht dazu geeignet, Individuen zu analysieren.«<sup>47</sup> Wenn Vorstellungen aus dem Individualbereich in den Mehrzahlbereich übertragen werden, erzeuge dies nur Missverständnisse. Noelle-Neumann plädiert dafür, der Meinungsforschung – und das Gleiche gilt für die Medienwirkungsforschung – nicht mehr zuzumuten, als sie leisten kann.<sup>48</sup>

Das Historisierungsmodell, in dem ein Wechsel in der Annahme von schwacher und starker Medienwirkung vorgesehen ist, schreibt also den unlösbaren Anspruch, zugleich abzukürzen und den langen Weg über das Individuum zu gehen, in ein zeitliches Nacheinander um. Die Aporie der Evidenzlist »Massenmedien wirken« wird in den entsprechenden Selbsthistorisierungen positiv gewendet, sie wird in ein Fortschrittsprogramm der Medienwirkungsforschung umgeschrieben. Aber dieses Programm ist nicht abschließbar. Auch Noelle-Neumann kann die Aporie nicht auflösen, sondern sie sieht sich dem Vorwurf ausgesetzt, das zu tun, was Lazarsfeld vermeiden wollte: einfach nur zu zählen und damit dem Bereich des Individuellen nicht gerecht zu werden.<sup>49</sup> Die immer weitergehende, aber unabschließbare methodische Verfeinerung, mit deren Hilfe die empirische Forschung bis heute versucht, die Frage der Medienwirkung zu lösen und auch vorgibt, sie immer besser lösen zu können, lässt sich als eine fortlaufende Auseinandersetzung mit der beschriebenen Wirkungs-Aporie verstehen. Das Fortschrittsprogramm der Medienwirkungsforschung ist ebenso wenig abschließbar, wie die Täuschung ihrer grundlegenden Evidenzlist unsichtbar bleiben kann.

- 1 Vgl. etwa Roland Burkart: *Kommunikationswissenschaft*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 191–197; Michael Schenk: *Medienwirkungsforschung* [1987], Tübingen 2002, S. 57 f.
- 2 Vgl. William J. McGuire: *The Nature of Attitudes and Attitude Change*, in: Lindzey Gardner/Elliot Aronson (Hg.): *The Handbook of Social Psychology*, Reading, MA, u.a. 1969, S. 136–314 (hier: S. 227).
- 3 Vgl. zur Diagnostik dieser Krise Elisabeth Noelle-Neumann: *Der Einfluß der Massenmedien auf die quasistatistische Wahrnehmung des Meinungsklimas als Beispiel, warum die Wirkungsforschung neue Fra-*

Isabell Otto

236

- gen stellen muß, in: Oskar Schatz (Hg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien?, Graz/Wien/Köln 1975, S. 177–196.
- 4 Lazarsfeld gilt als Begründer der effizienten *audience research* in den USA. Vgl. etwa Wilbur Schramm: Kommunikationsforschung in den Vereinigten Staaten [1963], in: ders. (Hg.): Grundfragen der Kommunikationsforschung, München 1971, S. 9–26.
  - 5 Schenk: Medienwirkungsforschung (Anm. 1), S. 13. Als Hauptvertreter der Persuasionsforschung gilt – neben Paul F. Lazarsfeld, der im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen steht – der experimentell arbeitende Sozialpsychologe Carl I. Hovland. Vgl. Carl I. Hovland/Irving Lester Janis/Harold H. Kelley: Communication and Persuasion, New Haven/London 1953.
  - 6 J. Knappe: Persuasion, in: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 874–907 (hier: Sp. 874).
  - 7 Vgl. ebd., Sp. 880 f.
  - 8 Vgl. das sozialstatistische Lehrbuch von Hans Zeisel: Die Sprache der Zahlen, Köln 1970.
  - 9 Rüdiger Campe: Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist, Göttingen 2003, S. 241.
  - 10 Felix Keller: Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen, Konstanz 2001, S. 160.
  - 11 Vgl. Michel Foucault: Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, Frankfurt/M. 2004, S. 13.
  - 12 Vgl. Ian Hacking: How Should We Do the History of Statistics?, in: Graham Burchell /Colin Gordon /Peter Miller: The Foucault Effect. Studies in Governmentality, London u.a. 1984, S. 181–195.
  - 13 Foucault: Gouvernementalität I (Anm. 11), S. 97.
  - 14 Hans Zeisel: Zur Geschichte der Soziographie, in: Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal [1933], Frankfurt/M. 1975, S. 113–142.
  - 15 Ebd., S. 123 u. S. 124.
  - 16 Zeisels Gegenüberstellung von ›lebendigem Inventar‹ und ›toter Statistik‹ ist irritierend, folgt man François Ewalds Ausführungen dazu, wie das Wahrscheinlichkeitskalkül ja gerade eine immer detailliertere statistische Auflistung im Sinne eines »unendlichen Inventars« fordert (François Ewald: Der Vorsorgestaat, Frankfurt/M. 1993, S. 181). Zeisels Plädoyer für eine ›lebendige Statistik‹ ist wohl eher in jene Kritik am Quételet'schen Durchschnittsmenschen einzuordnen, die Ewald als Schwierigkeiten mit der soziologischen Dezentrierung des Subjekts kennzeichnet; vgl. ebd., S. 191.
  - 17 Paul Lazarsfeld: Zwei Wege der Kommunikationsforschung, in: Oskar Schatz (Hg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien?, Graz/Köln/Wien 1975, S. 197–222 (hier: S. 198).
  - 18 Paul Lazarsfeld: Vorspruch zur neuen Auflage, in: Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal [1933], Frankfurt/M. 1975, S. 11–23 (hier: S. 14).
  - 19 Vgl. Robert K. Merton/James S. Coleman/Peter H. Rossi: Qualitative and Quantitative Social Research. Papers in Honor of Paul F. Lazarsfeld, New York/London 1979.
  - 20 Vgl. zum Verfahren der Detaillierung: Ansgar Kemmann: Evidentia, Evidenz, in: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 3, Tübingen 1996, Sp. 33–47 (hier: Sp. 40). Vgl. zu den verschiedenen Verfahren der Evidenzherstellung Rüdiger Campe: Evidenz als Verfahren. Skizze eines kulturwissenschaftlichen Konzepts, in: Uwe Fleckner u.a. (Hg.): Vorträge aus dem Warburg-Haus. Bd. 8, Berlin 2004, S. 107–133.
  - 21 So etwa in der *Marienthal*-Studie.
  - 22 Vgl. Ewald: Vorsorgestaat (Anm. 16), S. 171–206; Lorraine Daston: Rational Individuals versus Laws of Society: From Probability to Statistics, in: Lorenz Krüger/Lorraine J. Daston/Michael Heidelberger (Hg.): The Probabilistic Revolution, Cambridge, MA./London 1987, S. 295–304.
  - 23 Vgl. zur Normalisierung als Individualisierung etwa Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1994, S. 229–238.
  - 24 Michael Sonntag: »Das Verborgene des Herzens«. Zur Geschichte der Individualität, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 232. »Die Konjunktur der Psychologie(n) im 20. Jahrhundert ist alles andere als ein Beleg für die wachsende gesellschaftliche Bedeutung von Individualität; sie bezeugt vielmehr deren Standardisierung« (ebd.).

- 25 Foucault: *Gouvernementalität I* (Anm. 11), S. 94.
- 26 Ein Anspruch, den etwa Quételet niemals hatte. Vgl. Ewald: *Vorsorgestaat* (Anm. 16), S. 190.
- 27 Paul Neurath: Die methodische Bedeutung der RAVAG-Studie von Paul Lazarsfeld. Der Wiener Bericht von 1932 und seine Rolle für die Entwicklung in Amerika, in: Desmond Mark (Hg.): *Paul Lazarsfelds Wiener RAVAG-Studie 1932. Der Beginn der modernen Rundfunkforschung*, Wien/Mülheim a.d. Ruhr 1996, S. 11–26 (hier: S. 11).
- 28 Auffällig ist, wie sich in dieser Formulierung der konträre Anspruch einer ›abgekürzten Detaillierung‹ oder einer ›lebendigen Statistik‹ auch im rhetorischen Sinne als Figur der Aporie einschreibt. Die Suche nach der richtigen Lösung wird als offensichtliche Unsicherheit ausgestellt. Vgl. hierzu: Stefan Matuschek: *Aporie*, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, Tübingen 1992, Sp. 826–828.
- 29 Paul Lazarsfeld: Hörerbefragung der Ravag, in: Desmond Mark (Hg.): *Paul Lazarsfelds Wiener RAVAG-Studie 1932. Der Beginn der modernen Rundfunkforschung*, Wien/Mülheim a.d. Ruhr 1996, S. 27–66 (hier: S. 27 u. 28).
- 30 Dominik Schrage: *Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918–1932*, München 2001, S. 309.
- 31 »In der RAVAG-Studie werden [...] nicht Daten erhoben, die das Individuum betreffen, sondern die sozialen Korrelate seiner Vorlieben, dadurch wird die Publikumsstruktur als Feld sichtbar, in dem Zielgruppen durch die Sozialdaten, und zugeordnete Vorlieben als Programmkorrelate sich verteilen. Dieses Publikum setzt sich nicht aus Individuen, sondern aus quantitativen Streuungsverhältnissen zusammen.« (Ebd.)
- 32 Zeisel: *Sprache der Zahlen* (Anm. 8), S. 63.
- 33 Paul Lazarsfeld/Bernard Berelson/Hazel Gaudet: *The People's Choice. How the Voter Makes up his Mind in a Presidential Campaign* [1944], New York/London 1968.
- 34 Ebd., S. 3.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd., S. xxii. Vgl. zur Diskussion der Panel-Methode auch: Paul Lazarsfeld/Marjorie Fiske: *The ›Panel‹ as a New Tool for Measuring Opinion*, in: *The Public Opinion Quarterly* 2/4 (1938), S. 596–612.
- 37 Lazarsfeld/Berelson/Gaudet: *People's Choice* (Anm. 33), S. 2.
- 38 Ebd., S. 5 f.
- 39 »[...] [T]he panel was devised as a more effective method of getting at the important questions. What is the effect of social status upon vote? How are people influenced by the party conventions and the nominations? What role does formal propaganda play? How about the press and the radio? What of the influences of family and friends? Where do issues come in, and how? Why do some people settle their vote early and some late? In short: how do votes develop? Why do people vote as they do?« (Ebd., S. 6 f.)
- 40 Ebd., S. vi.
- 41 Ebd., S. 151.
- 42 Ebd., S. 158.
- 43 Joseph T. Klapper: *The Effects of Mass Communication*, New York 1960, S. 6.
- 44 Vgl. Burkhart: *Kommunikationswissenschaft* (Anm. 1), S. 207 f.
- 45 Dieses Modell wurde 1977 erstmals von Denis McQuail vorgestellt und ist seither von ihm und anderen Historiographen erweitert und modifiziert worden. Vgl. Denis McQuail: *The Influence and Effects of Mass Media*, in: J. Curran/M. Gurevitch/J. Wollacott (Hg.): *Mass Communication and Society*, London 1977, S. 70–94.
- 46 Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann: *Return to the Concept of Powerful Mass Media*, in: *Studies of Broadcasting* 9 (1973), S. 67–112 (hier: S. 109).
- 47 Elisabeth Noelle-Neumann/Thomas Petersen: *Alle, nicht jeder. Einführung in die Methoden der Demoskopie*, München 1996, S. 219.
- 48 »Diese verständlichen, aus dem [...] Bedürfnis nach vollem Verstehen, Umfassen, Eindringen in den komplexen Lebensvorgang, dem Bedürfnis nach der ›Ganzheit‹ des Individualbereichs entspringenden und auf die Zahlenwelt übertragenen Forderungen kann die Umfragemethode nicht erfüllen. Man tritt mit Erwartungen an sie heran, die auf einem Missverständnis beruhen und enttäuscht werden müssen.«

Isabell Otto

238

Elisabeth Noelle-Neumann: Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie. Reinbek bei Hamburg 1963, S. 28.

- 49 Vgl. etwa Roland Nitsches Kritik an Noelle-Neumanns Postulat, vom »Individual- und Persönlichkeitsbereich« zu abstrahieren: »Zumindest seit dem Kinsey-Report drängt sich die Frage auf, welcher Rest des Menschen von der Statistik noch als Persönlichkeitsbereich anerkannt wird. [...] Es geschieht das Bestürzende, daß die Konzeption des Menschen als Massenpartikel drauf und dran ist, auch normative Autorität zu gewinnen«. Roland Nitsche: Vom Unfug, Köpfe zu zählen. Prolegomena einer gegenwärtigen Metaphysik der Statistik, in: Neues Forum 14/158 (1967), S. 200–202.

**Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke**  
**SELBSTBEOBACHTUNGSWERKZEUGE ZUR CROSS-MEDIALEN, SOZIALEN NETZ-**  
**WERKANALYSE KULTURWISSENSCHAFTLICHER COMMUNITIES**

**1. EINLEITUNG**

*Die Daseinslage zwingt uns zu Verkürzungen.*  
Niklas Luhmann

Vernetzung ist eines der Schlagworte für die Informations- und Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts. Die durchgreifende Vernetzung der Lebenswelt, insbesondere durch digitale Medien, hat Folgen für alle Sphären menschlichen Handelns, wobei digitale Medien alle Formen von rechnergestützter Kommunikation, Kooperation und Koordination bezeichnen. Fortlaufend werden durch diesen Prozess neue Netzwerk-Phänomene hervorgebracht, z.B. virtuelle Gemeinschaften<sup>1</sup> und digitale Städte.<sup>2</sup> Netzwerk-Phänomene fallen in den Gegenstandsbereich nahezu aller existierenden Wissenschaften. Auffallend ist die Tatsache, dass diese Phänomene oft erst im Moment ihres Scheiterns in das Bewusstsein einer medialen Öffentlichkeit treten. Die dabei generierten und zur Verfügung stehenden Informationsmengen zur Analyse der Netzwerke haben mittlerweile das von Menschen beherrschbare Maß überschritten, so dass konsequenterweise Rechner eingesetzt werden, um Netzwerk-Phänomene zu untersuchen.

Unter einem Netzwerk wird im Folgenden eine Menge von autonomen Entitäten verstanden, die auf definierte Weise miteinander verbunden sind. Für eine Reihe natürlich oder willkürlich oder kulturell entstandener Netzwerke gelten gemeinsame entitäts-, sub-netzwerk- oder netzwerkspezifische und auch oft empirisch beobachtbare Gesetzmäßigkeiten, wobei die Dynamik zu berücksichtigen ist. Solche Netzwerke können mathematisch mit Graphen modelliert werden.<sup>3</sup> Die angesprochenen Gesetzmäßigkeiten lassen sich als empirisch gewonnene Netzwerkmaße oder durch probabilistische Modelle darstellen. Dadurch ist es möglich, Eigenschaften des gesamten Netzwerkes (bzw. von Teilnetzwerken), sowie Beziehungen und Entitäten zwischen verschiedenen Theorie- und Beobachtungskontexten auszutauschen.<sup>4</sup> Im Gegensatz zu den in den jeweiligen Einzeldisziplinen, z.B. Soziologie, Genetik, Ökonomie, entwickelten vorhandenen Forschungsinstrumenten führt dies zu einer wesentlichen Beschleunigung des Verständnisses von Netzwerkphänomenen auf Grund des Theorietransfers. Durch die Visualisierung von Netzwerken nach

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

240

allgemein zur Verfügung stehenden Algorithmen lassen sich numerisch-abstrakte Zusammenhänge evident (re-)konstruieren. Allerdings beeinflussen gewollte oder ungewollte Interpretationskontexte bei der Visualisierung von Netzwerken die Evidenzrekonstruktion.<sup>5</sup> Die so visualisierten Netzwerke sind nun nichts anderes als mediale Artefakte von Mediennutzungsspuren. Erst die Erzeugung dieser medialen Artefakte im Diskurs führt zu neuen Erkenntnissen.

Gesellschaftliche Prozesse und Strukturen in Netzwerken werden über digitale Medien vermittelt. Die Bedeutung digitaler Medien nimmt ständig zu, ohne dass dies mit dem Vertrauen der Netzwerkakteure in die digitalen Medien einherginge. Sie bieten den Netzwerkakteuren neue Handlungsmöglichkeiten, setzen sie aber auch teils unerwünschten informationellen Aktionen Anderer in stärkerem Maße aus als bisherige Netzwerke. Insbesondere kann das Verhalten digitaler Medien als Störung empfunden werden, z.B. als Verletzung des Rechts auf informationelle Selbstbestimmung. Störungen können sowohl aus Sicht des Individuums als auch der Gruppe oder des gesamten Netzwerks wahrgenommen werden. Jede Störung kann durch eine Reihe von Einflussfaktoren gebildet werden, die sich nicht notwendigerweise wechselseitig bedingen und somit einen multidimensionalen Rahmen bilden. Die digitalen Netzwerke sind Störungen bezüglich sozialer, politischer, technischer, kultureller und wirtschaftlicher Konstellationen ausgesetzt. Für die Netzwerkteilnehmer ist von Interesse, den Ursprung etwaiger Störungen in Netzwerken zu untersuchen und zugrunde liegende Störungsmuster abstrahieren zu können. Anhand einer daraus erstellten Störungsmuster-Typologie können Politiken untersucht werden, welche die Handlungsfähigkeit von Netzwerk Beteiligten verbessern sollen. Für den Einzelnen und Gruppen – so die These – gilt, dass die aktive Teilnahme am Netzwerkgeschehen ein Lernvorgang ist, der durch informatische Methoden und Werkzeuge unterstützt werden kann. Insbesondere bieten Strategien der Abkürzung die Möglichkeit, einen – zunächst nicht evidenten – direkten Zugang zu Daten in sozialen Netzwerken zu gewährleisten, der bei globaler Betrachtung zunächst – auf Grund mangelnder Kontextinformationen – als Einzeldatum nicht evident ist. Insbesondere bieten solche Verfahren dadurch eine Abkürzung, dass sie durch multidimensionale Kombination von Ansätzen unterschiedlicher Disziplinen auffällige Muster in sozialen Netzwerken visualisieren. Bisher existierende Ansätze berücksichtigen diesen Umstand in nur unzureichender Weise und integrieren insbesondere nicht systematisch das Scheitern, Stören, Versagen usw. als mögliche Erkenntnisquelle, die mittels negativen Wissens das positive Wissen durch Kontrastierung sichtbar macht und schärft.<sup>6</sup>

Im nächsten Abschnitt wollen wir zunächst einige uns bekannte Einflussfaktoren aus verschiedenen Disziplinen skizzieren, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Existierende abkürzende, abstrahierende Verfahren, die wesentlich zur Komplexitätsreduktion und damit zur Sichtbarmachung von Störungen beitragen können, werden, soweit bekannt, benannt. Unser Ziel ist es, für diese Verfahren eine einheitliche Informationssystem-Architektur ATLAS (Architektur für Transkriptions-, Lokalisierungs- und Adressierungssysteme) zu bieten, die eine Synthese wesentlicher Aspekte der zuvor vorgestellten Verfahren für Netzwerkkarteure als Selbstbeobachtungs- und Analysewerkzeuge zur Verfügung stellt. Anschließend präsentieren wir, basierend auf ATLAS, eine cross-mediale soziale Netzwerkanalyse kulturwissenschaftlicher Forschungsnetzwerke.

## 2. THEORETISCHE EINBETTUNG MULTIDIMENSIONALER STÖRUNGMUSTER

Basierend auf unserer Annahme, dass digitale Medien alle rechnergestützten Verfahren der Kommunikation, Kooperation und Koordination umfassen, gehen wir davon aus, dass Verfahren der Netzwerkanalyse, die einen nicht-medialen bzw. lediglich mono-medialen Zugang wählen, nicht geeignet sind, um medienspezifische oder intermediale Störungsmuster in den Blick zu nehmen. Die cross-mediale Netzwerkanalyse erlaubt hingegen eine medienübergreifende Untersuchung unter Berücksichtigung der Spezifika des/der zu Grunde liegenden Mediums/Medien. Hinzu kommt eine Auswertung der im Netzwerk handelnden Aktanten, wodurch die soziale Struktur des Netzwerks untersucht werden kann. Die soziale Netzwerkanalyse stellt dabei eine sowohl mathematische als auch visuelle Repräsentation von menschlichen Beziehungen zur Verfügung. Dazu werden in der cross-medialen sozialen Netzwerkanalyse Beziehungen und Medienflüsse zwischen Menschen, Gruppen, Organisationen, Computern und anderen Informations- und/oder wissensverarbeitenden Entitäten abgebildet. Um die oben genannten Netzwerkaspekte umfassend untersuchen zu können, ist es daher erforderlich, Ansätze aus unterschiedlichen Disziplinen miteinander zu verknüpfen. Daher versuchen wir, erkenntnistheoretische Ansätze (a) aus den Sozial-, Politik- und Kulturwissenschaften mit statistischen (b) bzw. strukturellen (c) Verfahren der Wirtschaftswissenschaften, Mathematik und Informatik zu kombinieren. Im Folgenden geben wir einen Überblick über existierende Ansätze in den zuvor angesprochenen Disziplinen.

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

242

(a) Im sozialwissenschaftlichem Rahmen, insbesondere der sozialen Netzwerkanalyse,<sup>7</sup> werden strukturelle, aber auch emergente Phänomene wie strukturelle Löcher<sup>8</sup> bzw. die Schwäche starker Bindungen<sup>9</sup> seit langem diskutiert. Eine Theorie, die erstmals die Analyse nicht-menschlicher Akteure im Netzwerk erlaubt, ist die Akteur-Netzwerk-Theorie.<sup>10</sup>

Erst in den letzten Jahren wurden eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht,<sup>11</sup> die solche natürlich entstandenen Netzwerke einer Klasse von Netzwerken mit einer inhomogenen Konnektivitätsverteilung  $P(k)$  zuordnet, wobei  $P(k)$  die Wahrscheinlichkeit bezeichnet, dass ein Knoten im Netzwerk mit  $k$  anderen Knoten verbunden ist. Es gilt  $P(k) \sim k^{-\gamma}$ , weshalb diese Netzwerke auch skalenfrei genannt werden. Die meisten Knoten sind nur mit wenigen anderen Knoten verbunden, einige sind gut vernetzt, aber nur ganz wenige sind mit sehr vielen anderen Knoten vernetzt. Aufgetragen auf eine logarithmische Skala ergibt sich somit eine Gerade.<sup>12</sup> Viele reale Netzwerke sind durch die gemeinsamen Faktoren Wachstum und begünstigter Anschluss gekennzeichnet, wobei Emergenz<sup>13</sup> und Selbstorganisation<sup>14</sup> eine entscheidende Rolle spielen. Die Interkonnektivität eines Netzwerks wird durch einen Durchmesser  $d$  (der kürzeste Pfad zwischen zwei Knoten eines Netzwerks) beschrieben. Nach der »small-world-Theorie«<sup>15</sup> können Netzwerke mit einer großen Anzahl von Knoten einen relativ kleinen Durchmesser  $d$  haben, z.B. für das weltweite Netzwerk von Webseiten<sup>16</sup>  $d=19$  sowie für die Menschheit<sup>17</sup>  $d=6$ . Praktisch bedeutet dies, dass wir obere Schranken für Abschätzungen besitzen, wie aufwändig die Suche in solchen Netzwerken sein kann, ohne die Struktur selbst kennen zu müssen.

Die Knoten, in sozialen Netzwerken auch als Agenten, Akteure oder Aktanten bezeichnet, haben konstitutive Rollen. Einige Begriffe aus verschiedenen Theoriekontexten seien wie folgt erklärt: Hubs oder Superspreeder sind sehr gut vernetzte Knoten; Trolle, Freeriders oder Leechers sind Agenten, die durch parasitäre Ausnutzung der Netzwerkstrukturen Störungen verursachen; Boundary Spanners und Peripheral Players sind Mediatoren, die in verschiedenen Netzwerken aktiv sind und deshalb soziale oder kognitive Lock-In Situationen vermeiden helfen. All diese Rollen sind für die Gesamtfunktion des Netzwerkes notwendig. Die These der Eingebettetheit<sup>18</sup> stellt einen Bezug zu volkswirtschaftlichen Zugängen wie Spieltheorie,<sup>19</sup> virtuellen Unternehmen,<sup>20</sup> strategischen Allianzen,<sup>21</sup> Wertschöpfungsketten- und Clustertheorie<sup>22</sup> und regionalen Netzwerken<sup>23</sup> sowie zur Aufmerksamkeitsökonomie mit Fragen nach Zentralität und Prestige (Open Source, Globalisierungskritiker [Exit/Voice], terroristische Netzwerke) her. Im organisationalen Kontext werden Interessenausgleiche zwischen Prinzipal (z.B. Aktionären) und Agenten (z.B. Vorstand) durch die

Agency-Theorie<sup>24</sup> untersucht. Eine Weiterentwicklung zur Überwindung starrer Oppositionen im Politischen stellt das Prinzip des Foucaultschen Konzeptes der Gouvernamentalität dar.<sup>25</sup> Im organisationalen Wissensmanagement<sup>26</sup> werden insbesondere mediale und organisatorische Bedingungen des Lernens von Netzwerken innerhalb gegebener Strukturen (Communities-of-Practice) diskutiert. Im Software Engineering wird zur Modellierung von strategischen Netzwerken die i\*-Methode<sup>27</sup> eingesetzt. Die Theorie des sozialen Kapitals<sup>28</sup> versucht diese Ansätze zu verbinden, indem sie soziologische und wirtschaftswissenschaftliche Zugänge bietet.

(b) Die Simulation und Analyse von Kommunikation in digital vermittelten Netzwerken<sup>29</sup> ist mit der Entwicklung leistungsfähiger stochastischer Mustererkennungsalgorithmen verbunden, wie sie in der Sprachverarbeitung, der Computerlinguistik und der Bioinformatik verwendet werden, z.B. Markov-Ketten und Bayes-Netze. Dadurch werden eine Reihe von Störungsmustern in großen Datenströmen entdeckt, wie etwa »Burstiness«<sup>30</sup> (das plötzliche massive Auftauchen von Termen, z.B. 9-11, Nipplegate) und Termdrift<sup>31</sup> (die allmähliche Verschiebung von Diskursschwerpunkten). Aktuelle Untersuchungen<sup>32</sup> konzentrieren sich allerdings auf Texte, wie etwa den aktuellen Mail-Verkehr, dies insbesondere im Kontext der Terrorismusbekämpfung<sup>33</sup> und der Ermittlung der Fehler- und Angriffstoleranz komplexer Netzwerke.<sup>34</sup> Im wissenschaftlichen Bereich sind bibliographische Messungen zum Erkennen sozialer Netzwerke in Wissenschaftsdiskursen<sup>35</sup> von besonderem Interesse. Das Management der entstehenden Messreihen ist komplex und aufwändig, so dass vielfach Nicht-Standard-Datenbanken eingesetzt werden oder der Datenstrom nur einmalig untersucht wird.<sup>36</sup> Nicht oder kaum betrachtet werden dabei cross-mediale und cross-modale Analysen, da die hierzu notwendigen Verfahren der Multimedia Content Based Analysis, z.B. AudioID (Fraunhofer IDM), mittels Multimedia-Datenbanken<sup>37</sup> mit klassischen Mess- und Simulationsinstrumenten verbunden werden müssen.

(c) Zur Modellierung von verteilten Systemen werden in der Informatik Multi-Agenten-Systeme<sup>38</sup> eingesetzt, wie sie etwa in der laufenden Reihe von Workshops über Multi-Agent Systems Based Simulation (MABS) erforscht werden. Ergänzend zur Analyse von Netzwerken wird die partizipative Netzwerk-/Prozessgestaltung<sup>39</sup> untersucht, wobei die Einbindung mobiler Endgeräte im Sinne des ubiquitären Computings Gegenstand aktueller Forschung ist.<sup>40</sup> Da die Resultate nur sehr schwer zu visualisieren sind, hat sich eine eigene Forschungs-

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

244

richtung der Netzwerk-Informationsvisualisierung herausgebildet. Wir können dabei zwischen strukturellen Ansätzen unterscheiden, die die Aktivitäten in Diskursen fokussieren<sup>41</sup> und solchen, die Inhalte als Untersuchungsgegenstand betrachten.<sup>42</sup>

Ziel der cross-medialen sozialen Netzwerkanalyse ist es an dieser Stelle, Diskurse und mediale Einflüsse in sozialen Netzwerken abbilden zu können. Damit wird eine Selbstbeobachtung digital vermittelter Netzwerke ermöglicht und die soziale Struktur des Netzwerks erkennbar. Insbesondere lassen sich damit schon frühzeitig Störungsmuster visualisieren und identifizieren. Im nächsten Abschnitt präsentieren wir ATLAS als die der sozialen Netzwerkanalyse zu Grunde liegende Basis-Architektur.

### 3. ATLAS

Primäre Aufgabenstellung bei der Entwicklung von effektiven Selbstbeobachtungswerkzeugen für den Diskurs in multimedial vernetzten Informationssystemen ist es, Störungen in großen digital vermittelten Kooperations-Netzwerken sichtbar zu machen, adäquat zu beschreiben und Alternativen des Handelns bzw. Nicht-Handelns aufzuzeigen. Dabei gilt es, ohne Diskurszusammenhang »unauffällige« Datensätze durch (Re-)Kontextualisierung so zu prozessieren, dass daraus gegebenenfalls auffällige Muster erkennbar werden. Zumal ein soziales Netzwerk und dessen Teilnehmer nicht als mono-mediale Entität betrachtet werden können, gilt es, nicht nur ein Einzelmedium in diese Untersuchung mit einzubeziehen, sondern komplexe Multimediakonstellationen zu betrachten. In diesem Zusammenhang fokussieren wir das in Form von aufeinander bezogenen cross-medialen Artefakten der Teilnehmer(-gruppen) vorliegende soziale Netzwerk als Community bzw. bei Vorliegen von mehreren (Sub-)Netzwerken als (Sub-)Communities.

Die Architektur für Transkriptions-, Lokalisierungs- und Adressierungssysteme (ATLAS)<sup>43</sup> stellt eine Basis für die (Selbst-)Gestaltung von angepassten Medien- und Systemkonstellationen operativer Communities dar und bietet Basisdienste zur medienadäquaten Diskursorganisation von Communities. Wesentlicher Aspekt von ATLAS ist dessen reflexive Konzeption (vgl. Abb. 1). Zur Verknüpfung von Modellierungsmethoden mit Simulations- und Messverfahren sind zwei Umgebungen miteinander verschränkt: Die sozio-technische Designumgebung MAVIS (Multimedial vernetzte Informationssysteme)

unterstützt die empirisch-qualitative und quantitative Forschung über kulturwissenschaftliche Communities durch dynamische Analyse-, Mess- und Simulationswerkzeuge. So unterstützt ATLAS die sozio-technische Informationssystementwicklung bei gleichzeitiger Messung, Analyse und Simulation der in den Informationssystemen stattfindenden Community-Aktivitäten. Zu diesem Zweck ermöglicht ATLAS die Selbstbeschreibung und -prozessierung kulturwissenschaftlicher Communities basierend auf der deduktiven Objektbank ConceptBase<sup>44</sup> und bildet die Plattform der im weiteren Verlauf durchgeführten Simulationen und Messungen. Der Community-Server bietet dazu ein flexibles Nutzer- und Rollenmanagement sowie zur Laufzeit austauschbare Web-Services. Die interoperable Skalierbarkeit der Web-Services wird durch den Rückgriff auf Standards wie MPEG-7<sup>45</sup> gesichert.

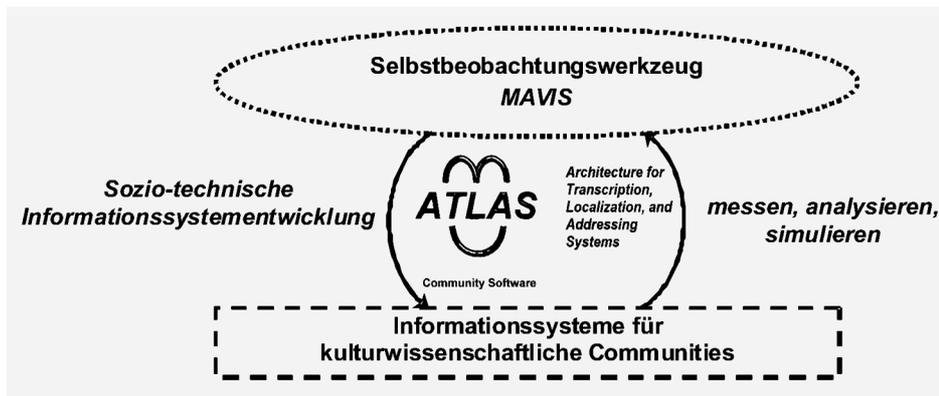


Abb. 1: Reflexive Konzeption der ATLAS-Systemarchitektur

Das abkürzende Verfahren der Sichtbarmachung cross-medialer sozialer Netzwerke zielt darauf ab, die Handlungsfähigkeit der Netzwerkteilnehmer zu verbessern. Dazu ist eine Störungsanalyse unter drei informatischen Gesichtspunkten erforderlich:

- 1.) Abstrahierende Verfahren, die eine Komplexitätsreduktion durch Verminderung der auf das Gesamtsystem einwirkenden Kenngrößen beinhalten.
- 2.) Visualisierungsstrategien cross-medialer Messreihen, die neue explorative und statistische Zugangsweisen zu großen Informationsmengen schaffen.
- 3.) Simulationen mittels skalierender Multi-Agenten-Systeme, die Handlungsoptionen in analytisch schwer fassbaren Systemen sichtbar und nachvollziehbar machen.

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

246

Im Folgenden präsentieren wir eine medienübergreifende Fallstudie, die eine cross-mediale Selbstbeobachtung von kulturwissenschaftlichen Community-Aktivitäten in Websites, Newslettern und Mailinglisten unterstützt.

#### 4. CROSS-MEDIALE SOZIALE NETZWERKANALYSE MIT ATLAS

MAVIS ist ein web-basiertes Informationssystem, das eine kontinuierliche Supervision von Diskursen kulturwissenschaftlicher Communities durchführt und Analysewerkzeuge für die akkumulierten Daten zur Verfügung stellt. Zugang zu den in MAVIS enthaltenen Informationen bietet eine zugangsgeschützte Webschnittstelle, die mit einem Browser die Administration der in MAVIS verwalteten Projekte ermöglicht. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse zu medien-spezifischen Aktivitäten und Interaktionen in bzw. zwischen Communities dienen als Grundlage für die darauf aufbauenden Visualisierungen und Simulationen. Zu diesem Zweck werden in MAVIS derzeit ca. 1 500 Websites verwaltet, deren Inhalt in regelmäßigen Abständen gespiegelt wird. Außerdem sind von MAVIS mehr als 150 Mailinglisten und ungefähr 50 Newsletter abonniert. Aktuell umfasst das Archiv mehr als 200 000 Mails von fast 15 000 verschiedenen Absendern. Das (kontinuierlich wachsende) Gesamtvolumen beträgt aktuell mehr als 300 GB.

Die Netzwerkanalyse untersucht die Relationen zwischen Entitäten sowie darin enthaltene Muster und Implikationen. In der sozialen Netzwerkanalyse werden die Entitäten im Netzwerk als Akteure und die sozialen Relationen zwischen den Akteuren als Bindungen bezeichnet. Die soziale Netzwerkanalyse stellt dabei Methoden und Maße zur Verfügung, um strukturelle Eigenschaften des Netzwerkes oder einzelner Akteure zu messen und zu untersuchen (Dichte, Zentralität, Untergruppen etc.). Aus informatischer Sicht erweist sich eine systeminterne Speicherung in Form einer Graph-Darstellung als sinnvoll, da die zuvor genannten Aspekte effizient – auch bei relativ dünn besetzten Netzwerken – gespeichert werden können.

Unter Bezugnahme auf Latour<sup>46</sup> und Law<sup>47</sup> betrachten wir die soziale Netzwerk-Analyse angewandt auf ein aus Medien und Individuen gebildetes Netzwerk. Dabei stellen Medien soziale Entitäten dar. Die Akteur-Netzwerk-Theorie sieht dabei Menschen und nicht-menschliche Entitäten als gleichberechtigte Aktanten in Netzwerken an, die ein gemeinsames Ziel erreichen wollen. Diese Gleichbehandlung rechtfertigt somit die Anwendung der sozialen Netzwerkanalyse auf ein aus Medien und Individuen gebildetes Netzwerk. Die soziale

Netzwerkanalyse wiederum ist ein probates Mittel, die strukturellen Eigenschaften eines Netzwerks zu messen und zu erkennen, um daraus Aussagen über die Organisation einer Community und deren Akteure zu ermöglichen. Die auf Menschen bezogenen Begriffe werden ebenso auf nicht-menschliche Akteure angewandt, worin eine Gleichwertigkeit menschlicher und nicht-menschlicher Akteure liegt. Jeder Akteur ist somit in ein Netzwerk heterogener Beziehungen sowie Handlungsträgerschaft (*Agency*) eingebettet, und die Gesamtheit der Akteure nicht auf menschliche Akteure beschränkt.

Abkürzende Verfahren zur Identifikation von Communities lassen sich generell in zwei Klassen – agglomerative bzw. teilende Algorithmen – einteilen.<sup>48</sup> Die Konzeption agglomerativer Algorithmen beruht darauf, Ähnlichkeiten zwischen Knoten des Netzwerks zu berechnen und – bei genügend großer Ähnlichkeit – eine Verbindung (Kante) zwischen den betreffenden Knoten des – zu Beginn leeren – Netzwerks hinzuzufügen. Teilende Algorithmen gehen entsprechend vom Gesamtnetzwerk aus. Problematisch bei diesem Verfahren ist, dass es dazu tendiert, den Kern von Communities zu finden und die Peripherie zu vernachlässigen. Auf Netzwerke angewandt bedeutet das eine zum Teil eingeschränkte Zuverlässigkeit. Im Gegensatz dazu basieren teilende Algorithmen auf dem Top-Down-Ansatz. Hier werden die Kanten aus einem zu Beginn vollständig vernetzten Graphen entfernt, sofern die Ähnlichkeit zweier Entitäten einen vorgegebenen Schwellwert nicht überschreitet. Die dabei entdeckten Cluster werden als Communities erkannt. Dies ist insbesondere dann von Vorteil, wenn man bei der Identifikation von Communities davon ausgeht, dass ein cross-mediales soziales Netzwerk eine klare Aufteilung in Communities zulässt. Akteure, die nicht eindeutig einer Community zugeordnet werden können, nennt man ambivalent. Auch dieses Verfahren ist nicht fehlerfrei, da etwa durch die Entfernung einer Kante die Community-Zugehörigkeit eines Akteurs verfälscht werden kann. Aus diesem Grund wird in MAVIS ein aus der Bioinformatik stammender Ansatz verwendet, der eine Abwandlung teilender Algorithmen darstellt. Dazu wird ein teilender Algorithmus mehrfach hintereinander mit unterschiedlichen Initialisierungsparametern durchgeführt, um in einer Community-Gesamtliste akkumuliert zu werden.

Die in MAVIS gesammelten Daten werden dazu in einem virtuellen Zeitfenster untersucht, das einem realen, in der Vergangenheit liegenden Zeitfenster entspricht. Dies impliziert, dass strukturelle Änderungen zwischen frei wählbaren, diskreten Zeitpunkten in Netzwerken erkannt werden können. Dabei ist der durch Visualisierung dargestellte temporale Wandel der Netzwerke von Momentaufnahmen sozialer Netzwerke ein Indikator für die innerhalb des

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

248

Netzwerks stattfinden Aktivitäten. Zudem lassen sich damit ambivalente Akteure in und zwischen Netzwerken erkennen.

MAVIS erlaubt aus den oben genannten Gründen eine vergleichende Untersuchung von cross-medialen sozialen Netzwerken über den Zeitraum von zwei oder mehr frei definierbaren, in der Vergangenheit liegenden, nicht identischen Intervallen. Der Anwender spezifiziert zu diesem Zweck mindestens drei Zeitpunkte, die diese Intervalle festlegen. Im nächsten Schritt werden die in den medialen Artefakten enthaltenen Informationen zu Relationen des cross-medialen sozialen Netzwerks dafür verwendet, ein Netzwerk bestehend aus Akteuren des Typs ›Medium‹ bzw. ›Individuum‹ zu erzeugen. Dabei wird zwischen je zwei in Beziehung stehenden Akteuren eine Kante im Netzwerk eingetragen. Daraus entsteht zunächst ein bezogen auf die Größe des Zeitfensters und der darin zu berücksichtigen Medien mitunter sehr großes Netzwerk, dessen Community-Strukturen – auf Grund der immensen Anzahl an zum Teil nur marginalen Relationen – zunächst nicht evident sind. Daher prozessiert MAVIS das Netzwerk nach einem Clustering-Algorithmus, um darin enthaltene Communities zu erkennen. Dazu wird zunächst das Netzwerk in nicht zusammenhängende Komponenten unterteilt, die nicht global, sondern einzeln auf Unter-Communities untersucht werden. Jede dieser Komponenten wird nun dem zuvor beschriebenen Clustering-Algorithmus unterzogen, der auf der Berechnung der Betweenness-Zentralität in Netzwerken beruht. Die Betweenness ist dabei definiert als die Anzahl der kürzesten Verbindungen, die über eine bestimmte Kante führen. Deshalb ist die Betweenness-Zentralität ein guter Indikator für die Bedeutung eines Knotens in einem Netzwerk, da ›Bindeglieder‹ zwischen Communities durch diese Berechnungsweise einen hohen Wert und den ihnen gebührenden Stellenwert erhalten. Die Bearbeitung ist damit allerdings noch nicht abgeschlossen, da zunächst noch keine Communities separiert worden sind. Daher wird das immer noch zusammenhängende Gesamtnetzwerk ›überlistet‹, indem nun die zuvor berechnete Kante aus dem Netzwerk entfernt wird. In aller Regel handelt es sich dabei auch wirklich um eine Inter-Community-Kante, da diese entsprechend hohe Werte bei der Berechnung erhält. Sofern es sich aber dennoch um eine – eigentlich nicht zu entfernende – Intra-Community-Kante handelt, ist dies im Normalfall ebenfalls unproblematisch, da die internen Community-Strukturen weitestgehend stabil auf das Entfernen einzelner Kanten reagieren. Der zuvor beschriebene Clustering-Algorithmus, bestehend aus der Betweenness-Berechnung mit anschließender Entfernung der höchstwertigen Kante, wird nun solange wiederholt, bis ein Abbruchkriterium erreicht ist. Heuristiken belegen, dass ein sinnvolles Ab-

bruchkriterium dann erreicht ist, wenn die Betweenness-Zentralität  $N-1$  (wobei  $N$  die Anzahl der Knoten ist) nicht überschreitet.

Mittels der zuvor bearbeiteten Daten ist es nun möglich, Community-Strukturen cross-medialer sozialer Netzwerke zu vergleichen. Ein interessanter Untersuchungsgegenstand in cross-medialen sozialen Netzwerken sind ambivalente Akteure. Diese gehören mehreren Communities an und sind etwa dafür verantwortlich, dass sich Termdriften innerhalb einer Community ergeben, indem Terme einer anderen Community durch einen ambivalenten Akteur gestreut werden. Die darauf aufbauenden mikroanalytischen Auswertungen lassen sich ebenfalls in MAVIS mittels so genannter Diskurslandkarten durchführen, die hier nicht weiter vorgestellt werden sollen.<sup>49</sup> Ein weiterer Sachverhalt, der wichtig bei der Untersuchung von Community-Aktivitäten ist, wird durch die Stellung des Akteurs innerhalb der Community deutlich. Insbesondere ist es oft von Interesse, den oder die zentralen Akteur/e eines Netzwerks zu identifizieren.

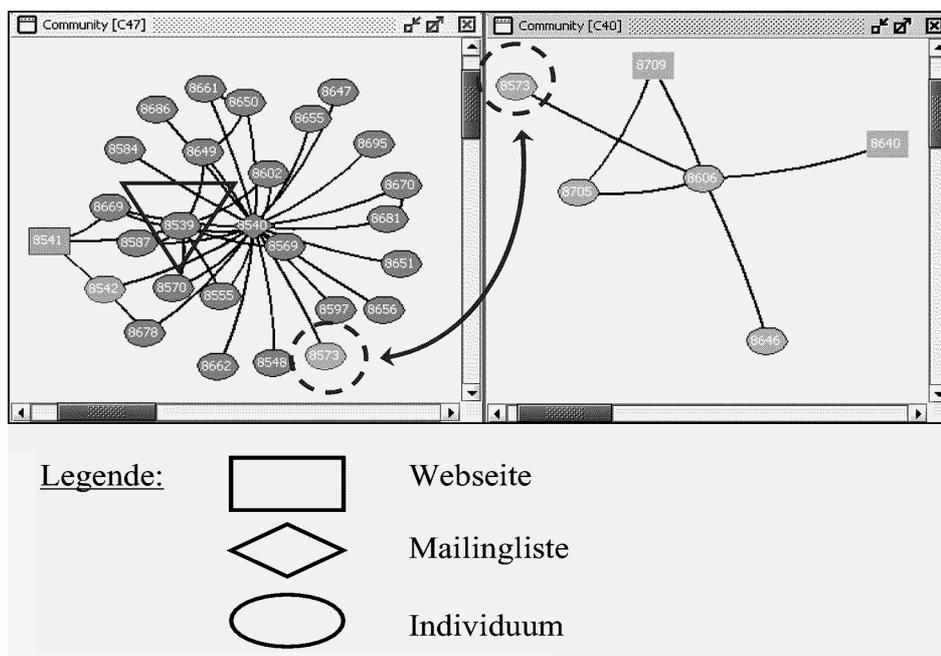


Abb. 2: Cross-mediale soziale Netzwerkanalyse mittels MAVIS

Abbildung 2 zeigt beispielhaft die Ergebnisse einer cross-medialen sozialen Netzwerkanalyse in MAVIS, bezogen auf zwei exemplarisch ausgewählte Commu-

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

250

nities. Anhand der beiden Communities lassen sich beide zuvor genannten Phänomene erkennen. Zur Steigerung der Nutzbarkeit von MAVIS sind dazu Akteure des Netzwerks, die ebenfalls mit anderen Communities assoziiert sind, farblich von denen hervorgehoben, die nur in einer Community – also mono-medial – aktiv sind. So handelt es sich bei dem in der linken und rechten Community mit einem gestrichelten Kreis umrandeten Individuum um einen ambivalenten Akteur, also ein Mitglied beider Communities. Des Weiteren ist die Rolle des mit einem Dreieck umrahmten Akteurs in der linken Community dominant, da seine starken Aktivitäten – in der durch die Raute in der Mitte erkennbaren Mailingliste – evident gemacht werden können.

## 5. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die ersten Erfahrungen im Einsatz der Messumgebung zeigen, dass informatische Methoden dazu verwendet werden können, die cross-mediale soziale Netzwerkanalyse kultur-wissenschaftlicher Forschungsgemeinschaften mit geeigneten Beobachtungswerkzeugen effektiv zu unterstützen. Durch den Vergleich von Netzwerk-Aktivitäten im zeitlichen Verlauf ist es somit möglich, dabei auftretende Störungen und deren produktives Potential systematisch zu untersuchen. Visualisierungsstrategien für diese Messreihen werden mittels MAVIS cross-medialen Transkriptionen unterzogen, wodurch neue explorative, statistische und Evidenz erzeugende Zugangsweisen zu großen Informationsmengen geschaffen werden. Allerdings sind Handhabbarkeit und Fokussierung der Werkzeuge immer noch so komplex, dass zunächst nur ein eingeschränkter Werkzeugumfang für digitale Netzwerke zur Verfügung gestellt wird.

Ein entscheidendes Merkmal unseres Ansatzes ist es, aus netzwerk-spezifischen Verhaltensmustern globale Aussagen für Wissenserzeugung und -vermittlung in digitalen Netzwerken ableiten zu können. Es stellt sich nun die Frage, wie die auftretenden Störungen konkret dazu verwendet werden können, um Alternativen des Handelns bzw. Nicht-Handelns aufzuzeigen. Dabei wird der Erkenntnisprozess nicht mehr von außen gesteuert, sondern das Netzwerk steuert sich selbst. Die dabei stattfindenden Lernprozesse sind für uns von besonderem Interesse, da sie Rückschlüsse auf die zukünftige Ausgestaltung des (akademischen) Lernens unter Verwendung digitaler Medien zulassen.

Aktuelle Forschungsvorhaben umfassen die Erweiterung von MAVIS zu einer Visualisierungsumgebung für multidimensionale Störungsmuster. Methodisches Ziel ist es, einen netzwerk-zentrierten Softwareentwicklungspro-

zess für große vernetzte Informationssysteme zu unterstützen, der die (oftmals divergierenden) Interessen tausender Akteure miteinander in Einklang bringt. Der Kommunikationsprozess im digitalen sozialen Netzwerk wird dazu für die Systemgestaltung effektiv und effizient mittels selbst entwickelter Systeme unterstützt. Die empirisch gewonnenen Störungsmuster tragen dazu bei, systematisch die gewünschten und unerwünschten Effekte spezifizierter Funktionalität in Bezug auf das Netzwerk abzuschätzen.

Einen weiteren Forschungsgegenstand stellt die Simulation kulturwissenschaftlicher Netzwerkaktivitäten mittels MAVIS dar. Dazu werden Gesetzmäßigkeiten, denen Diskurse in virtuellen Gemeinschaften unterliegen (Emergenzeffekte, Burstiness, Transkriptionen etc.), modelliert und simuliert. Die Simulationsumgebung ist deshalb darauf ausgelegt, den Inhalt medialer Artefakte als Menge von gewichteten Symbolen (Termen) zu abstrahieren. In einem nächsten Schritt werden Transkriptionen als Prozess der Erzeugung eines neuen, simulierten medialen Artefaktes aus einem ›Prä-Text‹ dazu verwendet, Diskurse und mediale Einflüsse in cross-medialen sozialen Netzwerken vorhersagen zu können.

Durch Simulation in skalierenden Multi-Agenten-Systemen erhoffen wir uns, Handlungsoptionen, die analytisch schwer fassbar sind, evident zu machen. Durch statistische Auswertung tausender vernetzter Informationssysteme bezüglich störungszentrierter und cross-medialer Phänomene werden anhand von in der Datenbank abgelegten Netzwerkaktivitäten und Diskursen Störungsmuster ermittelt. Anhand derer können Störungstypen abgeleitet werden, die ein zentrales Hilfsmittel zur Analyse, Visualisierung und Simulation von Handlungen bzw. des Erleidens von Handlungen in Netzwerken sind. Ein Störungstyp besteht aus medienspezifischen Transkriptionsschritten, die zu empirisch beobachtbaren Störungsphänomenen geführt haben und mittels synthetischer, in der Simulation erzeugter Variationen zu einer großen Breite von neuen Mustern führen. Wenn diese Datenbank den Netzwerk-Akteuren zur Verfügung gestellt wird, besteht somit für diese bei adäquater Nutzbarkeit die Möglichkeit, netzwerkspezifische Analysen, Visualisierungen und Simulationen durchzuführen, um damit Handlungsoptionen in komplexen Situationen zu erhalten.

1 Vgl. Howard Rheingold: *Virtual Communities – Home Steading on the Electronic Frontier*. Revised Edition, Cambridge, MA 2000; Marleen Huysman/Etienne Wenger/Volker Wulf (Hg.): *Communities and Technologies: Proceedings of the First International Conference on Communities and Technologies (C&T 2003)*, Dordrecht 2003.

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

252

- 2 Vgl. Florian Rötzer: *Die Telepolis – Urbanität im digitalen Zeitalter*, Mannheim 1995; Jakka Sairamesh/Alison Lee/Loretta Anania: *Special Issue on Information Cities*, in: *Communications of the ACM* 47/2 (2004), S. 29–31; Toru Ishida/Katherine Isbister: *Digital Cities: Technologies, Experiences, and Future Perspectives*, Berlin/Heidelberg 2000 (LNCS 1765).
- 3 Vgl. Ulrik Brandes/Thomas Erlebach: *Network Analysis – Methodological Foundations*, Berlin/Heidelberg 2005 (LNCS 3418).
- 4 Vgl. Albert-Laszlo Barabási: *Linked: The New Science of Networks*, Cambridge, MA 2002.
- 5 Vgl. Lothar Krempel: *Mit den Augen Denken*, in: *Max Planck Zeitschrift* 1/2005, S. 66–72.
- 6 Vgl. Chris Argyris/Donald Schön: *Organizational Learning: A Theory of Action Perspective*, Reading, MA 1978; Fritz Oser: *Ist Fehler machen erlaubt? Zu einer Theorie des gesteuerten Irrtums*, in: Heinz Rothbucher/Franz Wurst/Rosemarie Donnenberg (Hg.): *Grenzen erfahren, Räume schaffen: Tagungsbericht der 42. Salzburger Internationalen Pädagogischen Werktagung 1993*, Salzburg 1994; Ralf Klamma: *Vernetztes Verbesserungsmanagement mit einem Unternehmensgedächtnis-Repository*, Dissertation RWTH Aachen, 2000.
- 7 Vgl. Ferdinand Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft* [1935], Neudruck der 8. Auflage 1935, Darmstadt 1988; Stanley Wassermann/Katherine Faust: *Social Network Analysis: Methods and Applications*, Cambridge, MA 1994; Alain Degenne/Michel Forsé: *Introducing Social Networks*, London u.a. 1994; John Scott: *Social Network Analysis – A Handbook*, London u.a. 2000.
- 8 Vgl. Robert S. Burt: *Structural Holes: The Social Structure of Competition*, Cambridge, MA 1992.
- 9 Vgl. Mark S. Granovetter: *The strength of weak ties*, in: *American Journal of Sociology* 78/1973, S. 1360–1380; ders.: *The strength of weak ties: A network theory revisited*, in: Peter Marsden/Nan Lin (Hg.): *Social Structure and Network Analysis*, Beverly Hills, CA 1982, S. 105–130.
- 10 Vgl. Bruno Latour: *On Recalling ANT*, in: John Law/John Hassard (Hg.): *Actor-Network Theory and After*, Oxford 1999, S. 15–25.
- 11 Vgl. Barry Wellmann: *Computer Networks as Social Networks*, in: *Science* 293/2001, S. 2031–2034; Duncan J. Watts/Steven H. Strogatz: *Collective Dynamics of Small-World Networks*, in: *Nature* 393, 1998, S. 440–442; Luis A. N. Amaral/Antonio Scala/Marc Barthélémy/H. Eugene Stanley: *Classes of small-world networks*, in: *Applied Physical Sciences* 97/21 (2000), S. 11149–11152; Albert-Laszlo Barabási/Erzsébet Ravasz/Vicsek/Tamas: *Deterministic scale-free networks*, in: *Physica A* 299/3–4 (2001), S. 559–564.
- 12 Vgl. Brandes/ Erlebach: *Network Analysis* (Anm. 3).
- 13 Vgl. Steven Johnson: *Emergence – The connected lives of ants, brains, cities, and software*, New York, NY u. a. 2001.
- 14 Vgl. Mitchel Resnick: *Turtles, Termites, and Traffic Jams: Explorations in Massively Parallel Microworlds*, Cambridge, MA 1999.
- 15 Vgl. Stanley Milgram *The small world problem*, in: *Psychology Today* 1/1967, S. 61.
- 16 Vgl. Reka Albert/Hawoong Jeong/Albert-Laszlo Barabási: *Diameter of the World-Wide Web*, in: *Nature* 401/9 (1999), S. 130.
- 17 Vgl. Reka Albert/Hawoong Jeong/Albert-Laszlo Barabási: *Error and attack tolerance of complex networks*, in: *Nature* 406 (2000), S. 378–381.
- 18 Vgl. Mark S. Granovetter: *Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness*, in: *American Journal of Sociology* 91/3 (1985), S. 481–510; Alejandro Portes/Julia Sensenbrenner: *Embeddedness and Immigration: Notes on the social determinants of economic action*, in: *American Journal of Sociology* 98/1993, S. 1320–1350.
- 19 Vgl. John von Neumann/Oscar Morgenstern: *Theory of Games and Economic Behaviour*, Princeton, NJ 1980.
- 20 Vgl. Thomas Malone/Joanne Yates/Robert I. Benjamin: *Electronic Markets and Electronic Hierarchies*, in: *Communications of the ACM* 30/6 (1987), S. 484–497.
- 21 Vgl. Michael D. Hutt/Edwin R. Stafford/Beth A. Walker/Peter H. Reingen: *Case study defining the social network of a strategic alliance*, in: *Sloan Management Review*, Winter 2000, S. 51–62.
- 22 Vgl. Michael Porter: *The Competitive Advantage of Nations*, New York, NY 1990; ders.: *Clusters and Competition: New Agendas for Companies, Governments, and Institutions*, Boston, MA 1998.

- 23 Vgl. Richard M. Locke: *Remaking the Italian Economy*, Ithaca, NY 1997.
- 24 Vgl. Knuth Martens: *Managementüberwachung durch den Aufsichtsrat – Ein Beitrag zur Corporate Governance-Diskussion aus agencytheoretischer Sicht*, Lohmar 2000.
- 25 Vgl. Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke: *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2000.
- 26 Vgl. Ikujiro Nonaka/Hirota Takeuchi: *The Knowledge-Creating Company*, Oxford 1995. Thomas H. Davenport/Laurence Prusak: *Working Knowledge: How Organizations manage what they know*, Boston, MA 1998; Gerry Stahl: *Collaborative information environments for innovative communities of practice*, in: *Proceedings of DCSCW '98 (The German Computer-Supported Cooperative Work conference) 1998*; Etienne Wenger: *Communities of Practice: Learning, Meaning, and Identity*, Cambridge, NY 1998; Don Cohen/Laurence Prusak: *In good company: How social capital makes organizations work*, Boston, MA 2001; John Seely Brown/Paul Duguid: *The Social Life of Information*, Boston, MA 2000; Jean Lave/Etienne Wenger: *Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation*, Cambridge, NY 1991.
- 27 Vgl. Eric Yu/John Mylopoulos: *Towards modelling strategic actor relationships for information systems development – with examples from business process reengineering*, in: *Proc. 4th Workshop on Information Technologies and Systems*, Vancouver, B.C., Kanada, December 17–18 1994, S. 21–28.
- 28 Vgl. Pierre Bourdieu: *The forms of capital*, in: John G. Richardson (Hg.): *Handbook for Theory and Research for the Sociology of Education*, Westport, CT 1985, S. 241–258; James S. Coleman: *Social capital in the creation of human capital*, in: *American Journal of Sociology* 94/1988, S. 95–121; Robert Putnam: *The prosperous community: social capital and public life*, in: *American Prospect* 13/1993, S. 35–42; Alejandro Portes: *Social Capital: Its Origin and Application in Modern Sociology*, in: *Annual Review of Sociology* 24/1998, S. 1–24; Barry Wellmann/Milena Gulia: *Net surfers don't ride alone*, in: Barry Wellmann (Hg.): *Networks in the Global Village*, Boulder, CO 1999, S. 331–366; Eric L. Lesser: *Knowledge and Social Capital – Foundations and Applications*, Boston, MA u.a., 2000; Stephen Baron/John Field/Tom Schuller: *Social Capital – Critical Perspectives*, Oxford, 2000; Nan Lin/Karen S. Cook/Robert S. Burt: *Social Capital – Theory and Research*, New York, NY 2001; Nan Lin: *Social Capital – A theory of social structure and action*, Cambridge, NY 2001.
- 29 Vgl. Joseph C. R. Licklider/Robert Taylor: *The Computer as a Communication Device*, in: *International Science and Technology*, 76/1968, S. 21–31; Sherry Turkle: *Life on the Screen: Identity in the Age of the Internet*, New York, NY 1984; Richard Daft/Robert Lengel: *Organizational information requirements, media richness, and structural design*, in: *Management Science* 32/5 (1986), S. 554–571; Wolfgang Coy: *Automat-Werkzeug-Medium*, in: *Informatik-Spektrum* 16/1995, S. 31–38; Carsten Hermann-Pillath/Jan L. Lies: *Sozialkapital – Begriffsbestimmung, Messung, Bereitstellung*, in: *Zeitschrift für das Wirtschaftsstudium* 7/2001, S. 362–366; Barry Wellmann: *Computer Networks as Social Networks*, in: *Science* 293/2001, S. 2031–2034.
- 30 Vgl. Jon Kleinberg: *Bursty and Hierarchical Structure in Streams*, in: *Data Mining and Knowledge Discovery* 7/4 (2003), S. 373–397.
- 31 Vgl. Susan Havre/Elizabeth Hetzler/Paul Whitney/Lucy Nowell: *ThemeRiver: Visualizing Thematic Changes in Large Document Collections*, in: *IEEE Transactions on Visualization and Computer Graphics* 8/1 (2002), S. 9–20.
- 32 Vgl. April Kontostathis/Leon Galitsky/William M. Pottenger/Soma Roy/Daniel J. Phelps: *A Survey of Emerging Trend Detection in Textual Data Mining*, in: *A Comprehensive Survey of Text Mining*, Berlin/Heidelberg 2003.
- 33 Vgl. Thayne Coffman/Seth Greenblatt/Sherry Marcus: *Graph-Based Technologies for Intelligence Analysis*, in: *Communications of the ACM* 47/3 (2004), S. 45–47.
- 34 Vgl. Reka Albert/Hawoong Jeong/Albert-Laszlo Barabási: *Error and attack tolerance of complex networks*, in: *Nature* 406/2000, S. 378–382.
- 35 Vgl. Steve Lawrence/C. Lee Giles, C. L./Kurt D. Bollacker: *Digital Libraries and Autonomous Citation Indexing*, in: *IEEE Computer* 6/1999, S. 67–71.
- 36 Vgl. Johannes Gehrke: *Special Issue on Data Stream Management*, in: *Bulletin of the Technical Committee on Data Management* 26/1 (2003).

Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke

254

- 37 Vgl. Harald Kosch: Distributed Multimedia Database Technologies Supported by MPEG-7 and MPEG-21. Boca Raton, FL 2003.
- 38 Vgl. Michael Weiss: On the Use of Patterns for Agent System Design, in: Workshop on Agent-Oriented Information Systems, Bologna, Italy 2002.
- 39 Vgl. Jenny Preece: Online Communities: Designing Usability, Supporting Sociability, Chichester 2000.
- 40 Vgl. Wim Verhaegh/Emil Aarts/Jan Korts: Algorithms in Ambient Intelligence, Dordrecht 2004; Brandes/Erlebach: Network Analysis (Anm. 3).
- 41 Vgl. Kontostathis/Galitsky/Pottenger/Roy/Phelps: A Survey of Emerging Trend Detection (Anm. 32); Judith Donath: A Semantic Approach to Visualizing Online Conversations. Communications of the ACM 45/4 (2002), S. 45–49; Fernanda Viégas/Judith Donath: PostHistory – Visualizing Email Networks of Time, in: Proceedings of the International Sunbelt Social Network Conference XXII, New Orleans, LA 2002; Joshua R. Tyler/Dennis M. Wilkinson/Bernardo A. Huberman: Email as spectroscopy: automated discovery of community structure within organizations, in: Marleen Huysman/Etienne Wenger/Volker Wulf (Hg.): Communities and technologies, Dordrecht 2003, S. 81–96.
- 42 Vgl. Ben Shneiderman: Tree Visualization with Tree-Maps: A 2-D Space-Filling Approach, in: ACM Transactions on Graphics 11/1 (1992), S. 92–99; Russell Swan/David Jensen: Constructing timelines with statistical models of word usage, in: Proceedings of the Sixth ACM SIGKDD International Conference on Knowledge Discovery and Data Mining, Boston, MA 2000, S. 73–80; Havre/Hetzler/Whitney/Nowell: ThemeRiver (Anm. 31); Marc A. Smith/Andrew T. Fiore: Treemap Visualizations of Newsgroups, in: Interactive Poster, IEEE Symposium on Information Visualization 2002 (InfoVis 2002), Boston, MA 2002.
- 43 Vgl. Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke: ATLAS: A web-based software architecture for multimedia e-learning environments in virtual communities, in: Wanlei Zhou/Paul Nicholson/Brian Corbitt/Joseph Fong (Hg.): Advances in Web-Based Learning, Proceedings of ICWL 2003, Melbourne, Australien, 18.–20. August, Berlin/Heidelberg 2003 (LNCS 2783), S. 193–205.
- 44 Vgl. Matthias Jarke/Rainer Gellersdörfer/Manfred A. Jeusfeld/Martin Staudt/Stefan Eherer: ConceptBase – A Deductive Object Base for Meta Data, in: Journal on Intelligent Information Systems 2/4 (1995), S. 167–192.
- 45 Vgl. ISO/IEC JTC1/SC29/WG11: MPEG-7 Overview, März 2003.
- 46 Vgl. Bruno Latour: Über technische Vermittlung (Philosophie, Soziologie, Genealogie), in: Werner Rammert (Hg.): Technik und Sozialtheorie, Frankfurt/M. 1998, S. 29–82.
- 47 Vgl. John Law: Notes on the theory of the actor-network: Ordering, strategy and heterogeneity, in: Systems Practice 5/1992, S. 379–393.
- 48 Vgl. Mark E. J. Newman/Michelle Girvan: Finding and evaluating community structure in networks, in: Physical review E 69/2004, S. 1063–1051.
- 49 Vgl. Christian Seeling/Marc Spaniol/Andreas Becks/Ralf Klamma: Discourse Visualization Strategies for a Comprehensive Medial Analysis of Cultural Science Communities, in: Klaus Tochtermann, Hermann Maurer (Hg.): Proceedings of I-KNOW '04, 4<sup>th</sup> International Conference on Knowledge Management, Graz, Österreich, June 30 – July 2, 2004, Journal of Universal Computer Science, Berlin/Heidelberg 2004, S. 337–344.

**Barbara Ventarola**  
**DIE ABKÜRZUNG AUF UMWEGEN. ÜBERLEGUNGEN**  
**ZUM HISTORISCH-EPISTEMOLOGISCHEN STANDORT**  
**DES *CANNOCCIALE ARISTOTELICO* EMANUELE TESAURO (1654)**

**1. EVIDENZLISTEN DES HISTORISCHEN BLICKS**

Stellt man sich die Frage, welche geschichtliche Dimension dem dialektischen Evidenzspiel der bildhaften Abkürzung im Bereich der Wissensordnungen eignet, so scheint es zunächst nicht allzu ergebnisträchtig zu sein, den opulenten Traktat *Il Cannocchiale Aristotelico* von Emanuele Tesauro (erstmalig 1654 in Turin erschienen) in den Blick zu nehmen. So wird zwar bereits im skurrilen Titel (zu deutsch: *Das Aristotelische Fernrohr*) der Problembereich um Evidenz, Sichtbarkeit, Wissen und neue wissenschaftliche Entdeckungen aufgerufen und im Untertitel mit der Zeichenreflexion eingeführt.<sup>1</sup> Außerdem sind sich ebenso die Zeitgenossen wie die späteren Rezipienten bis hin zur derzeitigen Forschung darin einig, dass es sich hierbei um die wohl wichtigste Barockpoetik handelt, ja um die Summe und den Höhepunkt der barocken Reflexion auf die Rhetorik überhaupt. Gleichwohl scheint der Traktat für die skizzierte Fragestellung eher marginal zu sein. Denn so sehr Tesauro auch die Metapher und damit ein Darstellungsverfahren der abkürzenden Sichtbarmachung von Wissen in sein Zentrum stellt – schon Platon hatte bekanntlich der bildhaften Rede eine erkenntnisfördernde Veranschaulichungsfunktion bescheinigt (Epist. 7, 342a-344d) und Cicero spricht in *De oratore*, III, 157 ff. explizit von der Tugend der (epistemologischen) *brevitas* der Metapher –, so repräsentiert seine concettistische Metapherntheorie<sup>2</sup> doch eine Form der Rede, die diese Evidenzliste derart überstrapaziert, dass sie geradezu in ihr Gegenteil umzuschlagen scheint. Indem Tesauro eine Rhetorik der Opulenz aufeinander gehäufter Sprachbilder vertritt, die zudem dezidiert darauf abzielt, möglichst ungewöhnliche, entfernte oder gar fiktive Verknüpfungen zwischen den Dingen sichtbar zu machen bzw. herzustellen, lizenziert er eine *écriture*, die zuallererst den Leseindruck der Dunkelheit und Opazität erzeugt. In der Hypertrophie ursprünglich Evidenz generierender Verfahren stellt sich auch sein Text selbst, der die entfaltete Rhetorik zugleich performativ umsetzt, beim ersten Zugriff als hermeneutisches Labyrinth dar, in dem die lesende Erkenntnisanstrengung beständig in Umwege und Irrwege geführt wird. Mit einer abkürzenden und erleichternden Wissensdarstellung hat dieses Jonglieren mit Bildern und Simulakren offen-

Barbara Ventarola

256

sichtlich nicht allzu viel zu tun, scheint es doch vor allem effektorientiert auf die *meraviglia* (Ver- bzw. Bewunderung) des Lesers abzielen und sich so als ›leere‹ Sprachartistik auszustellen, die ganz auf der Oberfläche der *elocutio* verbleibt und sich dort gleichsam selbst bespiegelt.

In der Forschung wurden für diese barock-manieristische »Überfunktion des Stils«<sup>3</sup> verschiedene Deutungen vorgeschlagen, die bei allen Differenzen im Detail und bis auf wenige Ausnahmen in der letzten Konsequenz dazu führen, dass Tesauro zum Kronzeugen einer ›Autonomiegeschichte‹ des Ästhetischen gerät, mit der implizit ein Agon zwischen *aisthesis* und Wissenschaft angenommen wird. Dies gilt keineswegs nur für jene Positionen, die Tesauros Rhetorik der Paralogrammen explizit mit der modernen Lyrik des *l'art pour l'art*, des Surrealismus oder der Theorie der Dekonstruktion engführen und ihn so zum paradigmatischen Vorläufer moderner Selbstreferentialität der Dichtung stilisieren.<sup>4</sup> Auch jene Deutungsansätze, die demgegenüber hervorheben, wie sehr Tesauro auf mittelalterlich-analogische Vertextungsverfahren bezogen bleibt, propagieren mit ihrer Logik ungewollter Modernität letztlich eine Trennung zwischen dem ästhetischen und dem wissenschaftlichen Diskurs, wie sie, als Grundlage moderner Wissenschaftlichkeit, etwa von Lévi-Strauss und anderen Theoretikern genau im 17. Jahrhundert angesiedelt wird.<sup>5</sup> Tesauros Text scheint in jedem Fall das ›Andere‹ einer Wissensordnung und deren Darstellungslogik zu verkörpern, der wir uns heute verpflichtet sehen.

Im Folgenden soll indessen aufgewiesen werden, dass der Traktat durchaus – und zwar genau mit seinen Umweg- und Hypertrophiestrukturen – eine wichtige Bedeutung für die Geschichte des neuzeitlichen Wissenschaftsdiskurses gewinnt, und dies obwohl sich jener selbst schon im 18. Jahrhundert explizit von ›allen‹ barocken Formen der Darstellung absetzt. So wird sich zeigen lassen, dass Tesauro mit der Verselbständigung des Stils gegenüber den Inhalten ein komplexes Wechselverhältnis zwischen ›Umweg‹ und ›Abkürzung‹ inszeniert und damit, neben den vielen anderen bislang bekannten intertextuellen Referenzen, auch einen subtilen Dialog mit Descartes unterhält, in dessen Verlauf er Descartes' zukunftsweisende Neuerungen am Wissenschaftsdiskurs dezidiert aufgreift und fortschreibt. Besonders das Cartesische Frühwerk *Regulae ad directionem ingenii* (Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft) ist hier von Belang.<sup>6</sup> Dieser produktive Dialog, der sich über auffälligste Ähnlichkeiten im Aufbau der beiden Werke bis hin zu direkten Zitaten nachverfolgen lässt, kann in diesem Rahmen leider nicht ausführlich dargestellt werden. Einige knappe Beispiele müssen genügen.

## 2. MEDIATISIERUNG UND OPERATIVITÄT: TESAURUS THEORIE DER METAPHER

Tesauros Rhetorik der komplexen paralogischen Kombinatorik zielt darauf ab, die Sprachmöglichkeiten jenseits konventioneller Verbindungen zwischen Wörtern und Dingen auszuloten. Kleinster Baustein und Zentrum dieser Sprachexperimente ist die Metapher, die Tesauro deshalb als die höchste Form der ingeniösen Rede ansieht, weil sie diese Aufgabe in seinem Verständnis besonders gut zu verwirklichen vermag. Damit nimmt er, unter subtiler Abwandlung Aristotelischer Denkfiguren,<sup>7</sup> eine auffällige Verschiebung an der Metaphernkonzeption der eingangs erwähnten platonisch-ciceronianischen Tradition vor.<sup>8</sup>

Dort wird die Metapher, vereinfacht gesagt, über ein Gleichgewicht zwischen Abweichung (Übertragung) und Ähnlichkeit definiert. Sie wird deshalb als besonders effektives Konzept der *brevitas* und der abkürzend-schnellen Evidenzgenerierung begriffen, weil die Übertragung weniger als Prinzip des Umwegs als der Repräsentativität begriffen wird. Indem die Logik der Mediatisierung, die bei der Metapher gleichsam in doppelter Potenz auftritt, weitgehend durch das Sichtbarkeitspostulat gebändigt bzw. hierdurch verschleiert wird (die Metapher hat vor allem der Veranschaulichung zu dienen), ist es nun sie, die den Transport des zentralen Aspekts des Auszusagenden besorgt – und zwar effektiver und prägnanter als das ‚eigentliche‘ Wort.<sup>9</sup> Indem Tesauro nun immer wieder hervorkehrt, noch die kleinsten und entferntesten Bedeutungszusammenhänge genügen, damit die Worte füreinander einstehen können,<sup>10</sup> und hierdurch das Konzept der Prägnanz (zunächst) durch jenes der Distanz ersetzt, wird die Metapher letztlich zu einem Prinzip der Ablösung zwischen Wort und Vorstellung, bei der das Konzept der Ähnlichkeit zu Gunsten einer flexiblen Assoziativität aufgegeben ist. Doch keineswegs ist damit nur der labyrinthischen Opazität, der Wucherung des Analogismus oder dem selbstreferentiellen Spiel das Tor geöffnet. Denn hierdurch wird die Metapher auch frei für Funktionalisierungen bzw. Operationalisierungen, die deutlich im Zeichen der *Regulae* Descartes' stehen.

Um dies nachvollziehbar zu machen, ist zunächst eine knappe Charakterisierung der *Regulae* nötig. Descartes entfaltet hier ein Verfahren der Reduktion eines Sachverhalts bzw. Problems auf elementare Propositionen (Komponentenanalyse) und deren anschließende Überführung in eine Kombinatorik von Gleichungen, dessen Neuheit gegenüber der Tradition darin besteht, dass er das Operieren im Graphischen (den *figurae* und *nota*) als unverzichtbaren Bestandteil der Erkenntnisfindung selbst integriert.<sup>11</sup> Funktionelles Zentrum ist

Barbara Ventarola

258

hierbei der Graphismus als bloßer Statthalter (reiner Repräsentant), der mit dieser Methode allererst gewonnen wird und auf Grund seiner symbolischen, a-semantischen Vertreterfunktion beliebig kombinierbar und transferierbar ist, indem er für eine Fülle verschiedener Sachverhalte eintreten kann. Durch strenge Reglementierung dieser Kombinationsmöglichkeiten entsteht hieraus eine Formelsprache, deren Pointe darin besteht, dass sie nicht nur zur standardisierten, verkürzten Darstellung beliebiger und besonders auch neuer wissenschaftlicher Gegenstände, sondern selbst auch als Verfahren der Erschließung von Wissen genutzt werden kann: Das Operieren im Graphischen ist selbst immer auch als »Instrument zur operativen Bearbeitung des Dargestellten«<sup>12</sup> einsetzbar. Descartes münzt also – in deutlicher Frontstellung gegen die syllogistischen Verfahren der Dialektiker, wovon später noch die Rede sein wird – die althergebrachte und schon von Aristoteles begründete Methode von Dekomposition und Vergleich dergestalt um, dass mit ihr Darstellung (also effiziente, flexible Wissenskodifizierung) und Erkenntnisfindung (als standardisierte Wissenskonstruktion) bzw. Abkürzung und prozessuale »Verlängerung« in ein komplexes Interaktionsverhältnis gebracht sind.

Hiermit partizipiert Descartes in zukunftsweisender Form an den mit Verve geführten zeitgenössischen Diskussionen um mögliche Darstellungsformen des Wissens, die tiefgreifende Umwälzungen im Wissenshaushalt des 17. Jahrhunderts dokumentieren.<sup>13</sup> Mit der kopernikanischen Einsicht in die Dezentralität der Welt, die erst im 17. Jahrhundert ihre volle Wucht zu entfalten scheint, eröffnen sich neue, ungeahnte Räume des Unsichtbaren und Nicht-Darstellbaren, die mit dem rasanten Anstieg technischer Errungenschaften und Analyseinstrumente (wie etwa dem Fernrohr) immer noch weiter anwachsen und kommunizierbar gemacht werden müssen. Zugleich bedingt die Ungewissheit über den Zugang zur Wahrheit die Entstehung einer institutionellen Kultur des wissenschaftlichen Experiments, die ihrerseits neue Wissensbestände hervorbringt. Insgesamt dehnt sich der Bereich des Wissbaren oder zu Wissenden also explosionsartig aus, da das Wissen nun den offenen Raum zu erwartender Entdeckungen und »Wissenskonstruktionen« betrifft. Hierdurch entstehen sowohl neue Erfordernisse als auch neue Möglichkeiten der wissenschaftlichen Darstellung, die in den zeitgenössischen Debatten umfassend ausgelotet werden. Müssen doch einerseits Mittel gefunden werden, um mit dem existierenden Diskursmaterial auf schnelle, flexible und effektive Weise diesem beständigen Ansturm des zu kommunizierenden Neuen gerecht zu werden. Andererseits begründet die Affizierung des Wissens mit Kontingenz auch die Freiheit, über die sprachliche Kodifizierung selbst performativ an der

Konstruktion des Neuen mitzuwirken. Der Modernisierungsschub in der Geschichte der Formalisierung, für den die *Regulae* stehen, ist für beides ein besonders gutes Beispiel. Die aufbrechende Erkenntnis der grundsätzlichen Ungewissheit der Sinneswahrnehmungen und die damit einhergehende Bewusstheit für die unhintergehbare Vermitteltheit der Zeichen werden hier gleichsam performativ gewendet – Foucault hat die dahinterstehende semiotische Logik allgemein mit dem wirkmächtigen Konzept der ›Episteme der Repräsentation‹ beschrieben<sup>14</sup> –, indem die generelle Lockerung des Bandes zwischen Signifikant und Signifikat nun genutzt wird, um die Darstellungsmöglichkeiten gegenüber den existierenden Normalsprachen beträchtlich auszuweiten und hierdurch sowohl die flexible Repräsentationsleistung als auch die Performanz der Zeichenverwendung zu erhöhen.

Nimmt man vor diesem Hintergrund Tesauros Metapherntheorie in den Blick, so zeigen sich einige auffällige Parallelen. Besonders sinnfällig werden diese, wenn Tesauro bei seiner Behandlung der Leistungen der arguten Metapher auf ihre *perspicuitas* zu sprechen kommt und sie deshalb als die ›scharfsinnigste‹ (»la più acuta«) aller rhetorischen Figuren bezeichnet, weil die metaphorische Herstellung neuer und ungewöhnlicher Verknüpfungen zwischen den Dingen vor allem auch der Analyse und dem Vergleich von Vorstellungen dient und damit eine investigative Funktion zu erfüllen vermag.<sup>15</sup> Wie Descartes spielt also auch Tesauro auf die von Aristoteles begründete Analysemethode an und wandelt sie dergestalt ab, dass die Metapher über das Distanzprinzip zuerst zum Statthalter einer komplexen Kombinatorik gemacht und sodann als zentraler Operator des benannten Investigations- und Neuerungsprozesses eingesetzt wird. Tesauro benennt hier, unter deutlicher Bezugnahme auf Regel 12, die zentrale Logik des Cartesischen Frühwerks,<sup>16</sup> wobei die Metapher offenbar funktionell mit dem Graphismus zusammenfällt, den Descartes in den *Regulae* als kleinsten Baustein seiner vorgestellten Methode der Erkenntnisfindung und Wissenskodifizierung einführt. In seinem etwas später vorgestellten Regelinventar zur Erstellung arguter Metaphern<sup>17</sup> baut Tesauro diese Parallele aus. Denn nicht nur ist es strukturell sehr stark an die *Regulae* angelehnt, sondern die angeführten Verfahren der Metapherngenerierung entsprechen in weiten Teilen jenen Regeln, die Descartes zur Hervorbringung des Graphismus entwickelt<sup>18</sup> – und nicht von ungefähr lässt sich die Metapher als solche auch als verkürztes Gleichnis charakterisieren.

Noch deutlicher wird die Analogie zwischen Metapher und Graphismus, wenn Tesauro explizit die verschiedenen Abkürzungsleistungen der Metapher rühmt und hierbei das antike *brevitas*-Konzept keineswegs nur in labyrinthi-

Barbara Ventarola

260

sche Opazität überführt, sondern so abwandelt, dass die abkürzende Evidenz (*brevità* und *chiarezza*) nun gleichsam aus dem eingangs erwähnten Moment der ›umwegigen‹ Hypertrophierung selbst erwächst – und überdies dezidiert mit der *novitas* eingeführt wird. Dies beginnt damit, dass er die Metapher vor allem auch deshalb als höchste und ingenöseste Form der Zeichennutzung betrachtet, weil sich im einzelnen metaphorischen Wort unendlich viele Vorstellungsinhalte überlagern können – weil die Ablösung vom Repräsentationsprinzip also (gegenüber dem antiken Prägnanzgedanken) eine Vervielfältigung der Bilder im Bewusstsein sowie der Verknüpfungsmöglichkeiten zwischen Vorstellungsbildern und Zeichen erlaubt.<sup>19</sup> Damit ist erneut, in freilich auch gegenüber Descartes radikalierter Form, auf die freie, a-semantische Vertreterfunktion der Metapher angespielt. Denn dies impliziert die Möglichkeit einer komplexen Kombinatorik auf der Schnittstelle zwischen Vorstellungs- und Zeichenebene, die sowohl für eine extrem verdichtete Darstellung (auch von neuem Wissen) als auch für eine weiterführende, konstruktive Zeichenmanipulation genutzt werden kann.

Diese Implikate bringt Tesauro durchaus auch auf den Punkt. Bevor er nämlich im weiteren Verlauf seiner Argumentation die Metaphernverwendung – ähnlich wie Descartes dies für den Graphismus tut – einer strengen Reglementierung unterwirft und damit die freigesetzte Beliebigkeit der Kombinatorik sofort wieder bündigt, weist er selbst auf seinen Impetus der Erneuerung gerade auch des Wissenschaftsdiskurses hin. Denn aus der genannten Metapherdefinition leitet er drei Momente der ›Schnelligkeit‹ der argut metaphorischen Rede ab und konstruiert hierbei geradezu eine Situation der Wissensvermittlung: erstens, auf Seiten der Produzenten der *concetti*, die Eignung der metaphorischen Rede für eine schnelle gedankliche Durchdringung entfernter, ungewohnter oder neuer Inhalte – für eine wendige kognitive und sprachliche Reaktion auf (auch epistemologisch) neue Situationen mithin;<sup>20</sup> zweitens, auf Seiten der Rezipienten, das schnelle Lernen von Neuem durch dessen verdichtete Darstellung;<sup>21</sup> und schließlich, erneut im Hinblick auf die ingenösen ›Wissenszurichter und -vermittler‹, die Nutzung der ingenösen Neuverknüpfungen bzw. -schöpfungen auf der Zeichenebene für eine effiziente Abhilfe in Situationen des Sprachmangels.<sup>22</sup> Damit sind sehr genau die wichtigsten zeitgenössischen Herausforderungen an die Wissenskodifizierung genannt: die schnelle Investigation des beständig einbrechenden Neuen, die effektive, verdichtete Kommunikation des neuerschlossenen (und -konstruierten) Wissens und die kontinuierliche Angleichung des Sprachmaterials an die ungebremste Expansion der Wissensbereiche. Hierbei ist es nicht unerheblich, dass das zentrale wir-

kungsästhetische Konzept der *meraviglia* bei genauem Besehen keineswegs mit der effektorientierten *actio-passio*-Logik der verblüfften Bewunderung abgeglichen ist, sondern konstitutiv in diesen Prozess der Wissensvermittlung eingebunden wird. Denn dezidiert weist Tesauro sie als Voraussetzung und Ansporn für die Sinnsuche und das Lernen – als pädagogische ›Durchgangsstation‹ gleichsam – aus<sup>23</sup> und betont an anderer Stelle zudem, gerade auch die Wissenschaftler sollten sich bei Bedarf der arguten Rede befleißigen.<sup>24</sup>

Berücksichtigt man nun noch, dass die hochdifferenzierte Taxonomie der verschiedenen Metaphernarten sowie das Inventar an Erstellungsregeln arguter Metaphern, in die Tesauro seine theoretische Neubegründung der Metapher münden lässt, weit mehr logische Relationen als nur jene der Similarität ausfallen,<sup>25</sup> dann erkennt man, wie sehr Tesausos intrikate Verquickung von Investigation, verkürzter Darstellung und sprachlicher Erzeugung von Neuem an die Logik des Cartesischen Graphismus angenähert ist. Indem hierdurch nämlich deutlich wird, dass die Metaphernkombinatorik letztlich alle möglichen Arten des Darstellens und Operierens mit Sprache und verschiedenen logischen Parametern ermöglicht, erscheint die semantische Analogie, wie bei Descartes, nur als semiotischer Ausgangspunkt der Kombinatorik und keineswegs als Beweis für eine grundsätzliche Bezogenheit auf die Episteme des Analogismus. Auch die bereits erwähnte strenge Reglementierung der Metaphernverwendung, die die Tesauro-Forschung häufig als Zeichen seiner Rückwärtsgewandtheit gelesen hat,<sup>26</sup> erhält damit eine vorausweisende Dimension. Denn nun stellt sie sich als eine Kategorie der Standardisierung und Nachvollziehbarmachung dar, die auch dem Cartesischen Methodengedanken wesentlich zu Grunde liegt und ebenfalls ein wichtiges Anliegen der wissenschaftstheoretischen Reflexionen der Zeit ist.

Indem Tesauro die Metapher in der angedeuteten Weise auch als Sprachschöpfungsverfahren konzipiert, geht er sichtlich über den Graphismus von Descartes hinaus. Doch es besteht noch ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen Descartes und Tesauro, der damit jedoch zusammenhängt. Denn während der Graphismus der *Regulae* von Descartes auf Grund seiner bloß symbolischen Bildlichkeit und Statthalterschaft keinerlei Eigensemantik transportiert,<sup>27</sup> beruhen die kombinatorischen Möglichkeiten der Metapher paradoxerweise genau darauf, dass in ihrer Bildlichkeit immer gewisse Restbestände ihrer ›eigentlichen‹ Semantik mitschwingen. Genau damit aber kann Tesauro über die *Regulae* hinausgehen und beginnen, eines ihrer zentralen Probleme zu beheben. So projiziert Descartes zwar als Endziel seiner Methode und Formelsprache, in allen Wissenschaften Anwendung finden zu können (*sapientia* bzw.

Barbara Ventarola

262

*mathesis universalis*).<sup>28</sup> Doch *in praxi* bleibt der Graphismus der *Regulae* auf die Darstellung sinnlich wahrnehmbarer, geometrischer Gegenstände beschränkt.<sup>29</sup> Weil die Metapher aber einer gewissen semantischen Bildlichkeit nie ganz verlustig geht, können ihre imaginativen Bildkomponenten zur Überbrückung von kognitiven Räumen des Leeren genutzt werden. Damit kann sie viel effektiver für die Darstellung auch des Nicht-Darstellbaren, Nicht-Wahrnehmbaren und Abstrakten Verwendung finden – derjenigen Wissensräume also, die im 17. Jahrhundert eine besondere Ausdehnung erfahren und so neue Kommunikationsanforderungen stellen. Die Metapher ist also besonders geeignet, um gegenüber Descartes jene Generalisierung auf alle Objektbereiche zu leisten, die Tesauro durchaus auch formuliert, wenn er explizit darauf hinweist, die argute Äußerung könne sich auf alle Gegenstände und dezidiert auch das Nicht-Darstellbare beziehen und sei außerdem in allen Zeichenklassen und Diskurstypen einsetzbar.<sup>30</sup>

Tesauro unterstreicht den epistemologischen Allgemeinheitsanspruch seiner vorgestellten Rhetorik, indem er sie auf eine Theorie des Intellekts gründet, die gegenüber der Tradition auf subtile Weise abgewandelt ist.<sup>31</sup> Und bereits hier signalisiert er seinen Dialog mit Descartes und das dabei verfolgte Ziel, dessen Programm generalisierend fortzuschreiben. So definiert er den *intelletto* bei seiner Behandlung der Voraussetzungen (*cagioni instrumentali*) der *argutezze* wie folgt:

Der menschliche Intellekt drückt in sich selbst nach Art eines sehr klaren Spiegels, immer derselbe und immer anders, die Bilder der Objekte aus, die sich vor ihm darbieten. Und das sind die Gedanken. Daher: so wie das geistige Sprechen nichts anderes ist als ein geordneter Zusammenhang dieser inneren Bilder, so ist das äußere Sprechen nichts anderes als eine Ordnung von wahrnehmbaren Zeichen, Kopien der geistigen Bilder, wie Typen vom Archetypos.<sup>32</sup>

Die doppelte Abbildstruktur, die hier zur Sprache kommt, scheint zunächst nicht über das althergebrachte Platonische Sekundaritätstheorem der Zeichen hinauszugehen: Die Sinneseindrücke werden in eine Ordnung innerer Bilder überführt, die ihrerseits in der exteriorisierten Zeichenordnung nachgeahmt wird. Doch im weiteren Verlauf macht Tesauro deutlich, dass bereits hier die Mediatisierung nicht als Prinzip der Depravation begriffen, sondern vielmehr als Ermöglichungsbedingung für eine operative Zeichennutzung grundgelegt wird. So nimmt er gleich im nächsten Absatz auch die *argutie* (also die äußeren

Zeichen) selbst in den Kanon der im Geiste gemalten Gegenstände auf<sup>33</sup> und begründet damit eine zyklische Interaktion zwischen Erkennen und Zeichengebung, bei der der exteriorisierte Diskurs – in deutlicher Analogie zu Descartes, dessen *Regulae* ja, wie gezeigt, genau diese Interaktion etablieren<sup>34</sup> – konstitutiv am Prozess des Erkennens beteiligt ist. Zugleich ist dieser mit dem benannten Kniff auch als Entdeckung des Neuen und nicht mehr nur als Anamnese der bestehenden ewigen Wahrheit etabliert.

Doch auch hier nimmt Tesauro entscheidende Abwandlungen an Descartes vor, wobei das Signal der Parallele zugleich jenes der Veränderung ist. Denn diese Definition des *intelletto* entspricht recht genau jener, die Descartes in den *Regulae* vom *ingenium* liefert und zum Ausgangspunkt seines Programms der Entfaltung einer *mathesis universalis* macht.<sup>35</sup> Das *ingenium* ist dort jene bildliche Einbildungskraft im Unterschied zur *pura cognitio*, die für die Herstellung von operativen Formalismen in allen Wissenschaften unabdingbar ist.<sup>36</sup> Während die *pura cognitio* die reine, ausdehnungslose Evidenz der Wahrheit durch Intuition meint und damit noch ganz dem Platonismus verpflichtet ist, findet das zukunftsweisend Neue des Methodengedankens von Descartes recht eigentlich im *ingenium* seine Begründung.<sup>37</sup> Indem Tesauro also den Bildgedanken so sehr hervorhebt und mit der semiotischen Konstruktivität des Erkennens verbindet, setzt er (zumindest an dieser prononcierten Stelle) sein Gesamtkonzept des *intelletto* mit dem Cartesischen Teilbegriff des *ingenium* in eins und blendet mit dieser Absolutsetzung die ergänzende erkenntnisbegründende Funktion der *pura cognitio* letztlich aus.<sup>38</sup> Und doch gründet er hierauf sodann die skizzierte Ausweitung seiner Semiotik auf alle möglichen Objektbereiche der (Wissens-)Darstellung und bindet sie überdies dezidiert an das Ideal der *chiarezza* (also der Evidenz) zurück.<sup>39</sup> Dies aber ist höchst raffiniert, denn damit hat Tesauro einerseits das logisch problematischste und rückwärtsweisendste Element Descartes' getilgt – die teilweise Rückbindung des Operierens im Graphischen an die metaphysische Wahrheitsnotwendigkeit –, ohne andererseits auf die Darstellung von Abstrakta verzichten zu müssen. Und auch damit steht er wieder ganz im Horizont der Wissenschaftsreflexionen der Zeit, in deren Zusammenhang erste Versuche unternommen werden, die Ansprüche an die wissenschaftliche Darstellung mehr und mehr von Wahrheit auf bloße Plausibilität bzw. Schlüssigkeit zurückzuschrauben.<sup>40</sup> Nicht nur schreibt Tesauro folglich das Cartesische Projekt der Generalisierung seiner Erkenntnis- methode und Formelsprache fort, sondern er hebt im selben Zuge auch dessen größten inneren Widerspruch auf, indem er mit der Absolutsetzung des Cartesischen *ingenium* signalisiert, dass in seiner Semiotik nunmehr allein das Prin-

Barbara Ventarola

264

zip der Wahrscheinlichkeit bzw. Plausibilität zählt, und zwar – wie die Gründung auf der allgemeinen Intellekttheorie verdeutlicht – eben gerade nicht nur im Bereich der Dichtung. Welche Relevanz dies alles aber hat, zeigt sich besonders bei Tesauros Behandlung der Schlussverfahren.

### 3. UMWEG UND KRITIK IN TESAURUS THEORIE DES ARGUTEN ARGUMENTIERENS

Es wurde bereits angedeutet, dass Descartes' Programm vor allem auf eine Erneuerung der syllogistischen Verfahren abzielt, was letztlich nicht verwundern kann, denn wissenschaftliches Denken siedelt sich genuin im Bereich des schlussfolgernden Denkens an. Vor diesem Hintergrund aber ist es höchst bezeichnend, dass auch Tesauro, nach der Ausweitung seiner Metapherntheorie auf die metaphorischen Propositionen (!), als höchste und letzte Form concettistischer Rede die Argumente bzw. Schlussverfahren (*argomenti arguti*) behandelt – die Erstellung und Analyse ganzer Argumentationsketten im Bereich des Metaphorischen mithin, die ihm zufolge die höchste Funktion des Intellekts verwirklichen.<sup>41</sup> Ebenso bezeichnend ist es, dass er diese Abhandlung unter das Epitheton der Fruchtbarkeit der Metapher (als Verfahren der Erzeugung von Neuem) subsumiert und dieses seinerseits genau nach der erwähnten Herstellung einer Situation der Wissensvermittlung anführt.<sup>42</sup> Indem Tesauro das Funktionieren der Metapher in einer komplexen Kombinatorik verschiedener Schlussfolgerungsarten (Deduktion, Abduktion, Reflexion)<sup>43</sup> vorführt und sie so in eine wissenschaftsähnliche Syntax eingliedert, setzt er offenbar seinen Dialog mit Descartes ganz schlüssig fort. Denn damit lotet er gleichsam die zuvor entfalteten Möglichkeiten zur Nutzung der Metapher als reinem Repräsentanten und Operator eines Schlussfolgerens aus, das – ganz gemäß der Zielsetzung der *Regulae* – nun gerade nicht bei der Bestätigung des bereits Bekannten innehält, wie es dies das Hauptproblem der traditionellen Syllogismenverwendung ist.<sup>44</sup> Im spielerischen Modus erarbeitet Tesauro hier also Regeln der Konstruktion von Schlüssigkeit, wobei er diese Plausibilität nun, weiter gehend als Descartes selbst und seine zuvor unternommene eigene Einschränkung auf die Wahrscheinlichkeit realisierend, ganz auf die Zeichenkombinatorik beschränkt. Doch dies kann hier nicht mehr ausführlich dargestellt werden, da noch ein weiterer wichtiger Aspekt angesprochen werden muss.

Denn neben diesem semiotischen, gleichsam repräsentationstheoretischen Impetus der Erneuerung wissenschaftssprachlicher Abkürzungsverfahren besitzt Tesauros Projekt auch eine wissenspolitische (pädagogisch-didaktische)

Dimension, die über das oben Genannte noch hinausreicht. Dies wird nirgends deutlicher als bei seiner Behandlung der Trugschlussverfahren, mit der er seine Darstellung dieser höchsten Form arguter Rede schließt.<sup>45</sup> Tesauro eröffnet hier erneut eine Opposition, die dem Gedanken einer produktiven Interaktion von Rhetorik und Wissenschaft zunächst entgegen zu stehen scheint: Jene zwischen der *cavillazione urbana* (zu dt. etwa rhetorischer Trugschluss) und der *cavillazione dialettica* (dialektischer Trugschluss), die Tesauro mit dem berühmten Diktum bekräftigt, das einzige Lob der *argutezze* (die er weitgehend mit dem ersteren Täuschungs-Enthymem gleichsetzt)<sup>46</sup> bestünde im »saper ben mentire« – im gelungenen Lügen und Täuschen also.<sup>47</sup> Doch auch hier ist es wieder nötig, etwas genauer hinzusehen, denn zumal in diesem Kapitel lässt sich die für den Traktat insgesamt charakteristische Textstrategie der Unterhöhlung zunächst eröffneter Oppositionen besonders gut beobachten. So scheint Tesauro die beiden Trugschlussarten zunächst sehr sorgfältig und ordnungsgemäß nach Gegenstand, Zweck, Form und Essenz voneinander abzugrenzen und hierbei die gängige Unterscheidung zwischen dem rhetorischen Enthymem und dem syllogistischen Schluss weiterzutradieren: Während Ersteres gemäß der Tradition nicht der logischen Deduktion, sondern der Durchsetzung und alltagssprachlichen Begründung von Meinungen dient (also Plausibilität und Persuasion zum Ziel hat), fungiert Letzterer vornehmlich als dialektische Erkenntnismethode (dient also der Wahrheitsfindung).<sup>48</sup> Im direkten Anschluss jedoch weist Tesauro in subtiler sprachlicher Verkleidung selbst darauf hin, dass bei der folgenden Analyse und Vorführung der Funktionsweise der rhetorischen Trugschlüsse stets auch die syllogistischen Trugschlussverfahren der Dialektiker zur Diskussion stehen.<sup>49</sup> Worauf diese Grenzaufweichung aber abzielt, wird deutlich, wenn man – nun mit einem wissenschaftspolitischen Fokus – erneut einen Blick auf den zeitgenössischen Kontext wirft.

So bedingt die bereits angedeutete Unsicherheit über die Zugangsmöglichkeiten zur Wahrheit nicht nur eine extreme Ausdehnung der Bereiche des Wissbaren, sondern auch eine stark ansteigende Pluralisierung konkurrierender Wissensansprüche, mit der die Sicherung von Geltungsansprüchen des Wissens nachgerade zum vordringlichsten Problem der Darstellung wird.<sup>50</sup> Dies hat einen doppelten, zwiespältigen Effekt. Zum einen wird die wissenschaftliche Darstellung hierdurch gerade nicht entrheterisiert, sondern eminent rhetorisch-persuasiv. Zugleich gerät die Stützung auf autoritative Texte in Misskredit. Man beginnt, genau die Persuasion als (problematisches) Verfahren wissenschaftlicher Geltungssicherung kritisch zu reflektieren und ihr das Experiment und andere Verfahren des Eigenerwerbs entgegenzusetzen. Die Dar-

Barbara Ventarola

266

stellung zielt auf eine Einsicht, die jeder Leser am Text nachvollziehen können sollte. Besonders sinnfällig wird dieser Zwiespalt zwischen Rhetorisierung und Entarkanisierung des Wissens aber genau an den zeitgenössischen Verwendungen von sowie den Reflexionen über die Schlussverfahren, und erneut kann Descartes als paradigmatisches Beispiel angeführt werden. So sehr er mit seinem Methodengedanken nämlich ein Verfechter der Nachvollziehbarkeit der Wissenskodifizierung ist und sich in den *Regulae* auch dezidiert gegen die Syllogismen der Dialektiker wendet, so nonchalant überbrückt er (etwa in seinen *Meditationes*, in denen er selbst eine Applikation seiner entwickelten Erkenntnismethode auf den gesamten Weltzugriff erprobt) alle logischen Lücken, die sich im Verlauf seiner vorexerzierten methodischen Beweisführungen auftun, mit genau jenen selbst kritisierten Schlussverfahren der Dialektiker, indem er ihnen kurzerhand axiomatische Evidenz zuweist – indem er also eine Rhetorik der Abkürzung verwendet, die zum Teil wesentlich auf Trug- bzw. Zirkelschlüssen beruht und vornehmlich auf suggestive Persuasion abzielt.<sup>51</sup>

Wenn Tesauro nun bezeichnenderweise genau bei den Trugschlüssen (der Negation logischer Schlüssigkeit also) eine Hybridisierung zwischen Rhetorik und Dialektik bzw. Logik vornimmt, so offenbar zuallererst, um auf diese Problematik aufmerksam zu machen. Und als wolle er das unterstreichen, betont er, auch der Dialektiker werde oft rhetorisch und begründet diese für die Legitimation seiner Grenzverwischung angeführte Tatsache damit, dass jener dies zwar teils tue um zu ergötzen, teils aber auch, »um die ›Ingenien‹ mit der Lüge zu unterdrücken.«<sup>52</sup> Die präzise Darstellung der Funktionsweise von Trugschlüssen, die im Umkehrschluss natürlich auch deren gründliche Analyse ermöglicht, scheint also genau auch darauf abzuzielen, die Kritikfähigkeit des Rezipienten zu schulen und ihm Möglichkeiten an die Hand zu geben, logisch unlautere bzw. zu pragmatischen Zwecken unrichtige (auch wissenschaftliche) Darstellungsverfahren zu erkennen und etwa hinter die problematische Abkürzungslogik des Axioms zu blicken, das am häufigsten zu persuasiven Zwecken missbraucht wird. Nicht von ungefähr führt Tesauro das titelgebende, metaphorisch verwendete Fernrohr vor allem auch als ein Instrument ein, mit dem die Rhetorik der Autoritäten auf ihre Fehlerhaftigkeit hin untersucht werden könne.<sup>53</sup> Dass er sich damit aber keineswegs auf die dichterische Rhetorik beschränkt, wie man zunächst meinen könnte, wenn man berücksichtigt, dass seine angeführten Beispiele weitgehend aus diesem Diskurs stammen, macht er bei seiner den Theorieteil beschließenden Behandlung der *causa finale* (Zweckursache) der *argutezze* noch einmal unmissverständlich deutlich. Denn erneut nimmt er hier eine Parallelisierung zwischen dem rhetorischen und dem

epistemologischen Diskurs vor. Als Endzweck der arguten Rede benennt er nun nämlich ihre Verwendung in der Dialogkultur nicht nur der Rhetorenschulen, sondern auch der scholastisch geprägten Akademien. Ja, er bezeichnet die concettistische Rhetorik hier geradezu als das wichtigste Mittel der Eleven, eine gemeinsame dialogische Wissenssuche in Gang zu setzen und so zu guter Letzt der »Flamme« der Erkenntnis teilhaftig zu werden.<sup>54</sup>

Hiervon schließt Tesauro die Natur- bzw. Experimentalwissenschaften keineswegs aus. Denn wenn er eingangs – in deutlicher Anspielung auf den mittelalterlich-analogischen Topos des zu entschlüsselnden Buches der Natur – betont, auch der Schöpfer, die Natur und die Engel artikulierten sich gerne in *argutezze*,<sup>55</sup> so begründet er schon hier die Möglichkeit, das sodann entwickelte Verfahren der kritischen Investigation auch auf die Naturerscheinungen anzuwenden. Die ingeniöse Zeichenverwendung ist so auch für die Hypotheseevaluation im Bereich der empirischen bzw. Experimentalwissenschaften geöffnet, über die zu jener Zeit besonders ausgiebig diskutiert wird. Wenn Tesauro also, wie oben bereits erwähnt, zu Beginn seines eingeschobenen *Trattato della Metafora* durchaus die *meraviglia* als Ziel der arguten Rede benennt, so zeigt sich hier noch einmal, dass dies offenbar nur eine Zwischentappe darstellt. Auch in der Makrostruktur des Traktats wird die zunächst rein effektorientiert erscheinende *meraviglia*-Definition demnach »wissenschaftstheoretisch« vervollständigt. Vor diesem Hintergrund fällt aber auch ein neues Licht auf die Tatsache, dass Tesauro bei seiner Behandlung der Voraussetzungen der arguten Rede (*cagioni instrumentali*) in deutlicher Frontstellung gegen die Tradition hervorhebt, ein gründliches *studium* könne für einen subtilen Umgang mit *concetti* die auratischen Kategorien des *furor* und des *ingenium* bei deren Fehlen durchaus kompensieren.<sup>56</sup> Denn bereits mit dieser Grenzaufhebung signalisiert er offenbar sein Bestreben, mit seinem Traktat (auch) an den zeitgenössischen Tendenzen der Entarkanisierung des Wissens mitzuwirken.

#### 4. EINGANGSIMPRESA UND SCHLUSSIMPRESA – SELBSTREFERENTIELLE »CONCETTI« IN TEXT UND BILD

Tesauro stellt seinem Traktat einen Stahlstich voran, der die im Traktat entwickelte Neubegründung und Refunktionalisierung der Rhetorik in der höchsten Verdichtung (oder Abkürzung) einer bildhaften *impresa*<sup>57</sup> vor Augen führt:

Barbara Ventarola

268



Abb.: Frontispiz der 5. Auflage des *Cannocchiale aristotelico* (Turin 1670).

Abgebildet ist hier ein Vorgang der »Mimesis«, die im Zusammenspiel mehrerer nacheinander geschalteter Mediatoren anamorphotische Qualitäten annimmt: Die ins Bild gesetzte und in einem gleichschenkligen Dreieck gestaltete Wirklinie von der (deutlich gefleckten) Sonne zur bemalten Leinwand im rechten Zentrum der Bildes führt über zwei Schritte und stellt dem Betrachter letztlich die im Traktat appellhaft entwickelte Wirkweise seines Intellekts und dessen Sprachverwendung vor Augen.<sup>58</sup> Das erste Mediatorenkonglomerat befindet sich in der linken Bildmitte. So erhält die weibliche Personifikationsallegorie der Dichtung bei ihrem forschenden Blick in die Sonne hilfreiche Unterstützung durch das Fernrohr (also die aufsehenerregendste wissenschaftliche Entdeckung und das unwälzendste Wissenschaftsinstrument jener Zeit), das ihr zudem von Aristoteles ans Auge gehalten wird, der seinerseits nicht nur für die abendländische Poetik und Rhetorik zentral ist, sondern mit seinen anderen

Schriften (etwa der Kategorienlehre etc.) auch die Wissenschaften und die Philosophie beträchtlich beeinflusst hat. Zudem hält sie ein Musikinstrument und ein Wappen im rechten Arm, womit sichtlich die im Traktat formulierte angestrebte Ausweitung der Rhetorik auf alle Zeichensysteme verbildlicht ist. Gegenüber diesem Konglomerat aus Dichtung, Wissenschaft, Musik, Emblemantik und Logik sitzt der zweite »Mediator«: eine Personifikationsallegorie der Malerei. Indem der Prozess des Malens nun unweigerlich an die oben zitierte Intellektdefinition erinnert, wird deutlich, dass hier offenbar ein umfassender Vorgang des Erkennens (also der Wissensaneignung) *in actu* visualisiert wird, der sich sichtlich im Zusammenspiel aller bildlich aufgerufenen Instanzen, Diskurse und Zeichensysteme vollzieht. Dass es sich hierbei aber tatsächlich um einen solchen Vorgang handelt, erkennt man, wenn man die Ikonographie der Sonne berücksichtigt und mit dem Bildinhalt vergleicht. So wird mit dem Blick in die Sonne nicht nur das Höhlengleichnis Platons (als »Allegorie« des Erkenntnisprozesses) aufgerufen, sondern in der allegorischen Tradition repräsentiert die Sonne immer auch den Schöpfergott (als Verursacher aller zu ergründenden Naturerscheinungen), was mit dem Schriftzug im gemalten Bild auch noch einmal unterstrichen wird. Denn mit dem »Omnis in unum« wird eine weitverbreitete Definition Gottes anzitiert, die auf die Johannes-Apokalypse zurückgeht und mit der nach oben sich zu einem Punkt verjüngenden Form des Kegels noch zusätzlich verbildlicht wird.<sup>59</sup>

Vor Augen geführt wird also ein Vorgang der »Abbildung«, bei dem das zentrale Bedeutungselement der Sonne in Schriftzeichen und zugleich in eine geometrische Figur »übersetzt« wird. Hierbei ist die Metapher in mehrfacher Weise konstitutiv beteiligt: Als Fernrohr und damit Analyseinstrument, in der Übersetzung vom ersten Mediatorenkonglomerat in die Malerei (also als Verfahren der verdichtenden Verbildlichung) und schließlich als konstruktives Prinzip im gemalten Bild selbst. Denn die bislang skizzierte, doppelt mediatisierte Übersetzung stellt nur die Voraussetzung für eine Anamorphose dar, mit der der Kegel und dessen Schriftzug im Bild selbst gespiegelt werden und sich so verkehren: Hierbei wird das »O« (also das Omega als Gottesattribut) einer extremen Ausdehnung unterzogen und die anderen Schriftzeichen treten bei ihrer Projektion in die Horizontale gar aus dem in eine weiße Fläche verwandelten Kegel heraus: Die mehrfach mediatisierte Mimesis und Umsetzung der Vorstellungsbilder in eine Verbindung aus Schriftzeichen und geometrischen Figuren ist also zugleich ein Vorgang der anamorphotischen Poiesis. Abbildung und Konstruktion fallen in eins. Im selben Zuge werden die Schriftzeichen dem Betrachter, der hier offenbar die Wirkweise seines eigenen Intellekts ge-

Barbara Ventarola

270

spiegelt sieht, zur freien kombinatorischen Verfügung dargeboten, so dass sich der zwischen Kreation und Verwandlung changierende Prozess als Appell über die Bildgrenze hinaus fortsetzt und auch den Betrachter involviert: Visualisiert wird hier folglich eine Performanzstruktur, die zugleich ihre eigene Performanz jenseits des Bildes mit ins Bild setzt. Wie im Traktat selbst ist somit auch bei diesem Bezug auf Platon die mehrfache Mediatisierung nicht als Prinzip des Evidenzverlustes, sondern als Ermöglichungsgrund für eine poetische Performanz und Neuerung der (durchaus auch wissenschaftlichen) Evidenzkonstruktion ausgewiesen. Einer Neuerung zudem, deren Ausgangspunkt und Legitimationsquelle offenbar in den ›Sonnenflecken‹ selbst liegt.

Anknüpfend an Foucaults Lektüre von Velázquez' berühmtem Bild »Las meninas«<sup>60</sup> könnte man demnach sagen, dass die zentrale Leinwand in die-ser *impresa* durchaus auch als eine Art Spiegel (und damit als ›reiner Repräsentant‹) zu begreifen ist, wobei hier nun, im Unterschied zu Velázquez, zugleich das performative Funktionieren des Spiegels als reinem Repräsentanten selbst darin gespiegelt und dem Bildbetrachter als Aufforderung vorgeführt wird.

Auch am Ende des Traktats befindet sich eine *impresa*, nun jedoch in schriftlicher Form. Tesauro vergleicht seinen Traktat hier (in deutlichem Bezug auf den Topos des *liber naturae*) mit einem geöffneten Buch, das Andere lehren möchte, was es selbst nicht vermag.<sup>61</sup> Damit setzt er seinen Text selbst in die Position der Sonne aus dem Frontispiz-Stahlstich ein, die als Statthalter des Schöpfergottes gleichsam den Ausgangspunkt des zu entziffernden Buches der Natur bildet und mit ihren Flecken zugleich als Emblem für die unvollkommenen Autoritäten zu lesen ist. Hierdurch wird nicht nur der zentrale ›Übersetzungsgedanke‹ des Eingangsbildes wiederaufgegriffen und in der Überführung einer bildlichen in eine schriftliche *impresa* auch performativ umgesetzt, sondern der implizite Aufruf zu einer kritischen Lektüre der Welt sowie der Autoritäten wird auch auf das eigene Werk bezogen. Darüber hinaus verdeutlicht Tesauro damit noch einmal den eigenen Neuerungswillen. Denn durch diese Analogisierung ist sein Traktat auch selbst als Ausgangspunkt für den Neues erzeugenden anamorphotischen Prozess ausgewiesen. Indem der Leser dergestalt auch zum Schluss an die Performanz seines eigenen (kritischen) Erkenntnisvermögens erinnert wird, erhält das Wortspiel um das Schlusswort »il fine«, das zugleich ›Ende‹ und ›Zweck‹ heißen kann,<sup>62</sup> ebenfalls eine zukunftsweisende epistemologische Dimension.

In subtiler Umklammerung des Traktats veranschaulichen die beiden ›Impresen‹ also genau jene verschiedenen Facetten der dialektischen Zuordnung zwischen Abkürzung und ›umwegiger‹ Prozessualisierung, die Tesauro aus seiner Semiotik der doppelten Mediatisierung im Traktat selbst ausführlich ent-

wickelt. Mit dieser komplexen Dialektik partizipiert er vehement (und durchaus zukunftsweisend) auch an den zeitgenössischen Debatten über mögliche Darstellungsformen des Wissens.

- 1 Dieser lautet wie folgt: »O sia idea dell'arguta et ingeniosa elocutione che serve à tutta l'Arte oratoria, lapidaria, et simbolica esaminata co' principij del divino Aristotele« (»Oder vom Ideal der scharfsinnigen und ingeniösen Äußerungen, die jeder rednerischen, in Stein gehauenen oder symbolischen Kunst dienen, untersucht anhand der Prinzipien des göttlichen Aristoteles«). Textverweise und Seitenangaben beziehen sich im Folgenden auf Emanuele Tesauro: *Il canocchiale aristotelico*, hg. unter der Leitung von Giovanni Menardi. [Faksimile der 5. Auflage von 1670], Savigliano 2000 (im Folgenden: *Canocchiale*). Aus Raumgründen werden die entsprechenden Passagen direkt in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Die Übersetzungen stammen, wenn nicht anders angegeben, von mir.
- 2 Der *Concettismus* ist die wohl wichtigste literarische Strömung des Manierismus des 17. Jahrhunderts. Er beruht auf der möglichst ingeniösen Verwendung pointierter und v.a. irregulärer rhetorischer Figuren – sogenannter *concetti* –, mit der das Auszusagende auf kunstvolle Weise verschlüsselt wird.
- 3 So die inzwischen zum geflügelten Wort avancierte Formel von Hugo Friedrich: *Epochen der italienischen Lyrik*, Frankfurt/M. 1964, S. 545.
- 4 So etwa, um nur einige Beispiele zu nennen, Gustav René Hocke: *Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und Esoterische Kombinationskunst*, Hamburg 1959, bes. Kap. III; Giuseppe Conte: *La metafora barocca*, Milano 1972; Eugenio Donato: *Tesauro's Canocchiale Aristotelico*, in: *Stanford Italian Review* 5 (1985), S. 101–114; Renate Lachmann: *Die Zerstörung der schönen Rede. Rhetorische Tradition und Konzepte des Poetischen*, München 1994, S. 101–134.
- 5 Vgl. beispielsweise August Buck: *Emanuele Tesauro und die Theorie des Literaturbarock*, in: Emanuele Tesauro: *Il Canocchiale Aristotelico* [1655], hg. von August Buck, Bad Homburg/Berlin/Zürich 1968, S. V–XXIV; Klaus-Peter Lange: *Theoretiker des literarischen Manierismus*, München 1968; Henning Mehnert: *Bugia und Argutezza. Emanuele Tesauros Theorie von Struktur und Funktionsweise des barocken Concetto*, in: *Romanische Forschungen* 88 (1976), S. 195–209; Riccardo Nicolosi: *Vom Finden und Erfinden. Emanuele Tesauro, Athanasius Kircher und die Ambivalenz rhetorischer inventio im Concettismus des 17. Jahrhunderts*, in: Stefan Metzger/Wolfgang Rapp (Hg.): *homo inveniens. Heuristik und Anthropologie am Modell der Rhetorik*, Tübingen 2003, S. 219–236. Eine etwas andere Perspektive eröffnet Eileen Reeves: *The Rhetoric of Optics: Perspectives on Galileo and Tesauro*, in: *Stanford Italian Review* 7 (1987), S. 129–145. Ihre Untersuchung des Dialogs zwischen dem *Canocchiale aristotelico* und Galileis berühmtem *Brief über die Sonnenflecken* geht implizit von einem Wissenskonzept aus, das durchaus vorausweisende Züge trägt.
- 6 Wenngleich diese Cartesische Frühschrift (verfasst und unvollendet abgebrochen etwa um 1628) erst im Jahr 1701 publiziert wurde, kursierten bereits im 17. Jahrhundert zahlreiche Manuskripte. So weist etwa Wilhelm Halbfaß darauf hin, welch große Rolle die *Regulae* bereits im philosophischen Diskurs des 17. Jahrhunderts gespielt haben (*Kindlers Neues Literatur-Lexikon*, 22 Bde., München 1989, Bd. 4, Stichwort: Descartes, *Regulae ad directionem ingenii*, S. 594). Es ist also durchaus anzunehmen, auch Tesauro habe Zugang dazu gehabt.
- 7 Die neuere Forschung hat inzwischen vielfach aufgewiesen, dass die rekurrente Bezugnahme auf Aristoteles mit einer Fülle subtiler Abwandlungen einhergeht. Vgl. etwa Donato: *Tesauro's Canocchiale* (Anm. 4), bes. S. 109 ff.
- 8 Zu Cicero als Bezugspunkt Tesauros sowie zu anderen antiken Einflüssen neben Aristoteles vgl. etwa Lange: *Theoretiker* (Anm. 5), S. 47–71. Gleich zu Beginn seines Traktats äußert Tesauro explizit eine ironische Invektive gegen Platon, mit der er seine im Folgenden darzustellenden Abwandlungen begründet: »Und das war die dumme Wut des Sokrates, der die Natur anklagte, in der Brust der Menschen kein Fensterchen geöffnet zu haben, damit sie dem Original ihrer *concetti* ohne die Interpretation der lügnerischen Sprache angesichtigt werden könnten« (*Canocchiale*, S. 16).

Barbara Ventarola

272

- 9 Vgl. Cicero: De oratore, III, 157 f.: »Man sollte aber solche übertragenen Ausdrücke wählen, die entweder etwas anschaulich machen [...]. Oder übertragene Ausdrücke dienen dazu, das Gesamtbild [...] deutlicher zu bezeichnen« (Marcus Tullius Cicero: De oratore/Über den Redner, übers. und hg. von Harald Merklin, Stuttgart 1997, S. 543–545).
- 10 Vgl. etwa Cannocchiale, S. 266: »[...] denn wenn das Ingenium darin besteht [...] die entferntesten und getrennten Vorstellungsbilder der vorliegenden Gegenstände zusammenzubinden: so ist genau dies die Aufgabe der Metapher«.
- 11 Für eine Zusammenfassung der vorgestellten Methode vgl. bes. Regel 12 und deren Kommentar (René Descartes: Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft, übers. und hg. v. Lüder Gräbe, Hamburg 1972 (im Folgenden: Regulae), S. 39–54). Zur Integration der *figurae* und *nota* in den Erkenntnisprozess siehe etwa Regel 4, 4 (Regulae, S. 15) sowie Regel 14, 20 (ebd., S. 70 f.). Vgl. auch Sibylle Krämer: Schrift und Episteme am Beispiel Descartes', in: Peter Koch/dies. (Hg.): Schrift – Medien – Kognition. Über die Exteriorität des Geistes, Tübingen 1997, S. 105–126.
- 12 Krämer: Schrift und Episteme (Anm. 11), S. 116.
- 13 Vgl. hierzu bes. den historischen Abriss von Lutz Danneberg/Jörg Niederhauser: »... daß die Papierersparnis gänzlich zurücktrete gegenüber der schönen Form.« Darstellungsformen der Wissenschaften im Wandel der Zeit und im Zugriff verschiedener Disziplinen, in: dies. (Hg.): Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie, Tübingen 1998, S. 23–102.
- 14 Siehe Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/M. 1999, Kap. 3–6.
- 15 Cannocchiale, S. 266: »[...] sie ist unter allen Figuren die scharfsinnigste: denn sie durchdringt wechselseitig die unverständlichsten Vorstellungsinhalte und erforscht sie, um sie zu paaren«. Zur investigativen Funktionalisierung auch noch dieses Verknüpfungsvorgangs s. etwa Anm. 54.
- 16 Regulae, S. 39. Die auffällige Anspielung auf die benannte Regel ist v.a. deshalb so bezeichnend, weil Descartes, wie bereits erwähnt, genau hier sein gesamtes Verfahren resümiert.
- 17 Eine Besonderheit des Textes besteht darin, dass Theorie und Praxis, Analyse und Produktionstheorie perfekt verquickt sind. Und so widmet Tesauro das elfte der insgesamt einundzwanzig Kapitel ganz der Erstellung der ingeniosen *conceitti*.
- 18 Vgl. bes. die Regeln 13 und 14 samt Kommentar (Regulae, S. 55–72). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Regel 14, 7. Denn Descartes formuliert hier eine Lerntechnik, die sichtlich für Tesausos Verquickung von Theorie und Praxis Pate gestanden hat: »Die Ausübung der Regeln nämlich, die ich hier lehre, reicht vollkommen aus, um sie zu lernen« (Regulae, S. 64).
- 19 Cannocchiale, S. 301: »Aber die Metapher häuft sie alle [scil. die Vorstellungsinhalte] dicht in einem Wort aufeinander und lässt sie auf wundersame Weise eins im anderen durchscheinen«.
- 20 Diese Bedeutungsdimension erschließt sich über eine komplexe Verbindung mehrerer entfernter Textpassagen, die hier nicht ausführlich dargestellt werden kann. Sie ergibt sich aber letztlich auch schon unter Berücksichtigung der genannten *perspicuitas*-Definition.
- 21 Cannocchiale, S. 267: »[...] um neue Dinge ohne Mühe und viele Dinge in kürzester Zeit zu lernen«.
- 22 Cannocchiale, S. 266: »[...] und wo jene [scil. die anderen rhetorischen Figuren] die Vorstellungsinhalte mit Worten bekleiden, da bekleidet diese [scil. die Metapher] die Worte selbst mit Vorstellungsinhalten«, sowie S. 267: »So ergötzlich die Metapher für die Zuhörer ist, so ist sie nicht weniger nützlich für die Redner. Denn oft kommt sie klug der Ärmlichkeit der Sprache zur Hilfe«.
- 23 Cannocchiale, S. 266: »Und hier entsteht die Be- (bzw. Ver-)wunderung: während der Geist des Zuhörers, von der Neuheit verblüfft, die Scharfsinnigkeit des vorstellenden Ingeniums und das unerwartete Bild des vorgestellten Gegenstandes betrachtet«. Eigentliches Ziel der Bewunderung ist also die Aufmerksamkeitslenkung auf den neuen Gegenstand selbst, aus der Tesauro sodann den *diletto* durch das schnelle Lernen ableitet. Wichtig ist auch S. 300, wo Tesauro der *meraviglia* zusätzlich eine lerntechnische, genauer eine mnemotechnische Funktion zuschreibt: »Verwunderung: diese ist eine aufmerksame Reflexion, die dir den Vorstellungsinhalt in den Geist eingräbt: und hier erlebst du, dass die metaphorischen Worte [...] in deinem Gedächtnis haften bleiben«. – Auch hier lässt sich ein Bezug zu Descartes

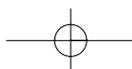
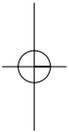
- feststellen, in dessen Schrift *Des passions de l'âme* die *admiratio* als erste und grundlegende Leidenschaft fungiert [für diesen Hinweis danke ich Michael Cuntz].
- 24 Vgl. etwa *Cannocchiale*, S. 545.
- 25 Für eine Aufzählung der einzelnen Metaphernarten vgl. bes. *Cannocchiale*, S. 298–305. Zu den logischen Relationen, auf denen die Erstellungsregeln aufrufen, vgl. bes. S. 551–553.
- 26 Siehe etwa Mehnert: Bugia und Argutezza (Anm. 5), bes. S. 206 f.
- 27 Vgl. bes. Regel 14, 24 (Regulae, S. 72).
- 28 Siehe Regel 1, 1 (bes. Regulae, S. 4).
- 29 Vgl. etwa Regel 2, 6 (Regulae, S. 8) sowie Regel 14 (ebd., S. 61). Siehe hierzu auch Krämer: Schrift und Episteme (Anm. 11), bes. S. 122 f.
- 30 Zur Darstellung des Nicht-Wahrnehmbaren vgl. etwa *Cannocchiale*, S. 268. Die Ausweitung auf alle Zeichenklassen unternimmt Tesauro bereits in Kapitel 2. Vgl. bes. S. 16–58. Zur Hinzunahme aller Diskurstypen vgl. etwa S. 541 ff.
- 31 Vgl. hierzu auch Donato: Tesauro's *Cannocchiale* (Anm. 4), hier: S. 106 ff.
- 32 *Cannocchiale*, S. 15 (Übersetzung nach Lange: Theoretiker (Anm. 5), S. 27 f.).
- 33 *Cannocchiale*, S. 16: »Die archetypische *argutia* ist diejenige, die wir mit dem Gedanken in unserem/n Geist malen«. Direkt hierauf folgt bezeichnenderweise die bereits zitierte ironische Invektive gegen Platon. S.o. Anm. 8.
- 34 Siehe v.a. auch Regel 14, 5 (Regulae, S. 63); Regel 14, 20 (ebd., S. 70 f.) sowie Regel 15 (ebd., S. 73).
- 35 Vgl. hierzu bes. Regel 12, 10 (Regulae, S. 43) sowie Regel 12, 11 (ebd., S. 43 f.).
- 36 Für eine knappe Darstellung der Cartesischen Theorie des *ingenium* siehe auch Lüder Gäbe: Einleitung, in: Regulae, S. VII–XXXVII (hier: S. XXIII–XXVII).
- 37 In den Regulae spiegelt sich diese Unterscheidung im Begriffspaar »Intuition« und »Deduktion« wider. Vgl. etwa Regel 12, 22 (Regulae, S. 50). In Regel 13 (samt Kommentar) unternimmt Descartes es, die Nutzung des *ingenium* in der Wissenschaft zu legitimieren. Alle folgenden Regeln beruhen wesentlich auf einer Integration des *ingenium* in den wissenschaftlichen Erkenntnis- und Darstellungsprozess.
- 38 Freilich liefert auch Tesauro an anderen Stellen eine ausführliche Differenzierung und Taxonomie der einzelnen Bestandteile des Intellekts, in deren Rahmen das *ingenium* dann gesondert aufgeführt ist. Wenn er hier folglich einen so deutlichen Synkretismus herstellt, so scheint es ihm damit vor allem auf die Signalisierung des Dialogs mit Descartes anzukommen.
- 39 *Cannocchiale*, S. 302: »Aus diesen beiden Tugenden [*brevità* und *novità*, vgl. S. 301] erwächst die dritte, nämlich die KLARHEIT (CHIAREZZA)«.
- 40 Vgl. Danneberg/Niederhauser: »... daß die Papierersparnis« (Anm. 13), S. 76 ff.
- 41 *Cannocchiale*, S. 487. – Mit dieser Strukturfolge lehnt sich Tesauro deutlich an die Regulae an, die bis zu Regel 12 die einfachen Propositionen (*propositiones simplices*) behandeln und ab Regel 13 zur Erörterung komplexerer, »zusammengesetzter« Probleme (*quaestiones*) übergehen. Vgl. zu dieser Unterscheidung auch Regel 12, 27 (Regulae, S. 53 f.).
- 42 *Cannocchiale*, S. 279 ff. – Das Unvermögen, »Neues« herzustellen, ist eines der Cartesischen Hauptmonita am traditionellen Syllogismus. Vgl. zu Descartes' Syllogismuskritik bes. Regel 10, 4 und 10, 5 (Regulae, S. 35) sowie Regel 13, 1 (ebd., S. 55 f.).
- 43 *Cannocchiale*, S. 497 f.
- 44 Vgl. hierzu etwa Gäbe: Einleitung (Anm. 36), S. XXV f.
- 45 *Cannocchiale*, Kap. IX, S. 487–500.
- 46 *Cannocchiale*, S. 487.
- 47 *Cannocchiale*, S. 491.
- 48 Vgl. hierzu bes. *Cannocchiale*, S. 492–495.
- 49 *Cannocchiale*, S. 497: »Hier scheint es mir, als höre ich dich bei dir grummeln: Ich hielt diese Theorie der arguten *congetti* für so einfach und heiter: und nun sehe ich mich in die dornige Dialektik hineingezogen«.
- 50 Danneberg/Niederhauser: »... daß die Papierersparnis« (Anm. 13), bes. S. 61 ff.
- 51 Vgl. besonders die dritte und die sechste Meditation (René Descartes: *Meditationes de prima philoso-*

Barbara Ventarola

274

- phia/Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, auf Grund d. Ausg. von Artur Buchenau neu hg. von Lüder Gäbe. Durchges. von Hans Günter Zehl, Hamburg 1977, S. 60–96 und S. 128–161).
- 52 Cannocchiale, S. 495. Fast wörtlich spielt Tesauro damit auf Regel 13, 10 an (bes. Regulae, S. 58). – Bereits zuvor leitet er diese Hybridisierung durch eine subtile Inversion der Bewertung von Rhetorik und Dialektik ein, die er bezeichnenderweise am illustrierenden Bild der Schlange (als Symbol der Falschheit) vornimmt (Cannocchiale, S. 494 f.). Doch dies kann hier leider nicht mehr vorgeführt werden.
- 53 Cannocchiale, S. 4 f.: »[...] ein glasklares Fernrohr, um alle Vollkommenheiten und Fehler der Beredsamkeit [die bis dato noch weitgehend Autorität konnotiert] zu untersuchen«. – Auch hiermit bezieht sich Tesauro offenbar auf die Regulae, besonders auf Regel 10 (Regulae, S. 33), wo Descartes das methodische (kritische) Durchdenken der Erkenntnisse und Kunstgriffe Anderer empfiehlt.
- 54 Cannocchiale, S. 548: »So dass, wenn man sich in einer Akademie mit vielen jugendlichen Geistern oder in den Rhetorenschulen zur Gewohnheit machen könnte, diese Theoreme auf viele verschiedene Themen anzuwenden, nichts den Intellekt besser öffnen könnte [...] und ein *Ingenium* das andere erwecken würde, so wie viele Holzscheite zusammen eine größere Flamme erzeugen als eines alleine«.
- 55 Cannocchiale, S. 1 f.: »[...] die Engel selbst, die Natur, der allmächtige Gott, haben [...] ihre ungewöhnlichsten und wichtigsten Geheimnisse in sprachlichen oder symbolischen *argutezze* mitgeteilt«.
- 56 Vgl. etwa Cannocchiale, S. 82. Zunächst zitiert Tesauro Aristoteles: »Er lehrt uns, dass drei Dinge, mal getrennt, mal gemeinsam, den menschlichen Geist mit wunderbaren *conceppi* befruchten, nämlich das INGENIUM, der FUROR und die ÜBUNG«, um sodann jedoch fortzufahren: »Deshalb sind drei Arten von Menschen besonders zur Erzeugung arguter Symbole befähigt, nämlich die Ingeniösen, die vom Furor Erfüllten und die Geübten«. – Descartes formuliert in seinen Regulae eine ganz ähnliche Logik der Kompensation; vgl. etwa Regel 8, 8 (Regulae, S. 29).
- 57 Der Begriff der *impresa* besitzt bei Tesauro eine vielschichtige Semantik, die hier nicht entfaltet werden kann. In diesem Fall ist damit ein Text-Bild-Konglomerat gemeint, das weitgehend mit dem Emblem oder auch dem Wappen gleichgesetzt werden kann. Vgl. hierzu insgesamt Tesausos Frühwerk *Idea delle perfette imprese*, in dem er seine diesbezüglichen Überlegungen ausführlich darlegt (siehe etwa Emanuele Tesauro: *Idea delle perfette imprese esaminata secondo gli principii di Aristotele, a cura di Maria Luisa Doglio*, Firenze 1975, bes. Kap. IV (S. 37 f.)).
- 58 Die beiden Schenkel des gekippten Dreiecks werden durch das Fernrohr (oberer Schenkel) und den Bogen (unterer Schenkel) markiert, die die *Poesia* in ihren Händen hält. Die Spitze befindet sich am linken Bildrand und wird durch den Faltenwurf hergestellt, den das Gewand des Aristoteles unterhalb seines rechten Ellenbogens aufweist. Die der Spitze gegenüberliegende Basis des Dreiecks verläuft von den zusammenstoßenden Zehen der *Poesia* und der *Pictura* über die malende Hand der Letzteren zum oberen Ende des Fernrohrs. Besondere Beachtung verdient die benannte »Fußgruppe« deshalb, weil Tesauro die Berührung der Zehen erst in der hier abgedruckten Imprese aus der 5. Auflage des *Cannocchiale* (1670) einfügt und so die skizzierte Linienführung gegenüber der 1. Auflage des Traktats unterstreicht. Zusätzlich spielt er damit – deutlich ironisierend – auf Michelangelos Erschaffung Adams im Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle an und betont damit das dynamische Moment des Bildes. – Die Annahme, hier werde in der Tat ein quasi-mechanischer Prozess *in actu* abgebildet, wird unterstützt, wenn man berücksichtigt, dass Tesauro seine Theorie der Metaphernproduktion im Traktat selbst mit den mechanischen Künsten analogisiert (vgl. etwa Cannocchiale, S. 548). Zu Tesausos zahlreichen Bezugnahmen auf die Mechanik vgl. auch Nicolosi: Vom Finden und Erfinden (Anm. 5). – Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass auch Descartes seine Erkenntnislehre stark an die zeitgenössischen Modelle der Mechanik anlehnt. Vgl. hierzu etwa Fernand Hallyn: Descartes und das Barock, in: Peter J. Burgard (Hg.): Barock. Neue Sichtweisen einer Epoche, Wien u.a. 2001, S. 257–269.
- 59 Vgl. Apoc. 21.6: »Ego sum Alpha et Omega, initium et finis«. Vgl. auch Apoc. 22.13.
- 60 Vgl. Foucault: Die Ordnung der Dinge (Anm. 14), S. 31–45.
- 61 Cannocchiale, S. 740: »[...] ein geöffnetes Buch, das andere lehrt, was es selbst nicht weiß«.
- 62 Cannocchiale, S. 740: »Wer die Geduld aufbringt, das gesamte Werk zu lesen, wird sicherlich eine hervorragende und höchst ergötzliche Sache darin finden: nämlich das Ende/den Zweck (IL FINE)«.

## SEKTION 4: GESTEN DER GRENZZIEHUNG. EIN-/AUSSCHLUSS





Friedrich Balke

## EINLEITUNG: GESTEN DER GRENZZIEHUNG. EIN-/AUSSCHLUSS

Ganz gleich in welcher Abstraktionslage sie sich bewegen mag, es gibt keine Theorie, auch keine *große* Theorie, die nicht Evidenzen für ihre Analysen und Befunde in Anspruch nehmen muss. Und das auch dann, wenn der Vorbehalt und das Misstrauen gegen die Annahme oder Unterstellung von Fakten oder Sachverhalten, die kein möglicher Beobachter oder Beschreiber abstreiten kann, der epistemologische Ausgangspunkt der eigenen Theoriekonstruktion ist. *Some ontology is required.* Auch für diesen Befund einer unverzichtbaren Inanspruchnahme von Evidenzen für den Prozess der Theoriebildung gibt es natürlich Evidenzen. Ich beziehe mich im Folgenden exemplarisch auf die Systemtheorie, nicht nur weil von ihr für die Kultur- und Medienforschung der letzten Jahre wie sonst nur noch von der Dekonstruktion und der Diskursanalyse wichtige theoretische Anregungen ausgegangen sind; ich beziehe mich auch deshalb auf sie, weil das Problem der Evidenz ziemlich am Ende des stupenden theoriegeschichtlichen *cursus*, den Niklas Luhmann zurückgelegt hat, in einer überraschenden Weise wieder auftaucht und sich auf eine geradezu ›brutale‹ Weise zurückmeldet. Und das ausgerechnet im Kontext der Erörterung des *Phänomens* (also dessen, was sich *von sich her* zeigt) der sozialen und kulturellen Exklusion, das zugleich das Thema der abschließenden Sektion des vorliegenden Bandes bildet. Dabei ist ›Exklusion‹ für den Systemtheoretiker zunächst überhaupt keine besonders aufregende Kategorie, weil die Bildung von Systemen nur dadurch zustande kommt, dass aus dem Raum des überhaupt Möglichen, also der ›Welt‹, bestimmtes ausgewählt und anderes ausgeschlossen und damit in die Umwelt des jeweiligen Systems verwiesen wird. Soziale Ordnung kommt überhaupt nur durch Exklusionen zustande, durch die Stabilisierung einer Grenze zwischen dem, was dazugehört, und dem, was draußen bleiben muss. Obwohl Luhmann immer wieder darauf hinweist, dass die Umwelt der Systeme nicht in einem vordergründig territorialen Sinne verstanden werden darf, vollzieht er in gewissen späten Texten eine überraschende Kehrtwende, die eine epistemologische in eine quasi-ethnographische Kategorie verwandelt. Die Umwelt der Systeme, die der Theorie zufolge bloß im Medium des Sinns kommunikativ erzeugt *Projektion* des jeweiligen Systems und seiner grenzziehenden Operationen ist, gerät plötzlich doch als geographisch identifizierbarer Raum in den Blick, den man aufsuchen und bereisen kann. Als ein Raum zur Aufbewahrung bloßer, kommunikativ unadressierbar gewordener

Friedrich Balke

278

und damit radikal exkludierter Körper verlangt *diese* Umwelt einer funktional differenzierten Weltgesellschaft bezeichnenderweise keine empirische Sozialforschung, sondern die Evidenz produzierende Praxis einer Feldforschung, genauer: eines flüchtigen *Feldbesuchs*, einer Feldimpression, eines Abstechers ins Feld, der ausreicht, um jedem, der ebenfalls dort hinfahren würde, mit einem Schlag die Augen zu öffnen.

Das Wissen des quasi-ethnologisch gewendeten Soziologen ist nicht so sehr empirischer als vielmehr phänomenaler oder phänomenologischer Art. Es gehorcht der Logik der Evidenz:

Zur Überraschung aller Wohlgesinnten muß man feststellen, daß es doch Exklusionen gibt, und zwar massenhaft und in einer Art von Elend, das sich jeder Beschreibung entzieht. Jeder, der einen Besuch in den Favelas südamerikanischer Großstädte wagt und lebend wieder herauskommt, kann davon berichten. [...] Es bedarf dazu keiner empirischen Untersuchungen. Wer seinen Augen traut, kann es sehen, und zwar in einer Eindringlichkeit, an der die verfügbaren Erklärungen scheitern.<sup>1</sup>

Halten wir fest: Exklusion ist ein Faktum und zwar ein massenhaftes, das sich als »Elend« manifestiert. Sie spottet »jeder Beschreibung«, was eine Provokation für einen soziologischen Konstruktivismus sein müsste, für den es außerhalb von Beschreibungen und der durch sie vorgezeichneten Perspektiven strenggenommen nichts geben darf, das sich mitteilen lässt. Dem soziologischen Paradox – der Unbeschreibbarkeit des Elends der Exklusion – gesellt sich ein zweites, noch auffälligeres Paradox hinzu: Über das, was sich jeder Beschreibung entzieht, kann problemlos von jedem x-Beliebigen »berichtet« werden. Ein Gegenstand, der sich jeder Beschreibung gegenüber opak verhält, kann plötzlich von jedem, egal ob soziologisch geschult oder nicht, durchdrungen werden. Die Leichtigkeit, mit der der Gegenstand beobachtet werden kann, kontrastiert allerdings mit der typisch »ethnographischen« Konvention der Risikobereitschaft, die er seinem Beobachter abverlangt. Ethnologische Reisen, die nötig sind, um beim Leser der anschließend angefertigten Berichte den Eindruck entstehen zu lassen, dass ihr Autor »im vollen Sinne des Wortes ›dort war«,<sup>2</sup> sind immer auch Reisen auf Leben und Tod, Reisen ins Herz der Finsternis. Sie setzen ein wagnisbereites Subjekt voraus: Man geht nicht einfach in die Favelas, man »wagt einen Besuch« dorthin, wobei offen bleibt, ob man »lebend wieder herauskommt«.

Rückblickend kann man sagen, dass sich das Abenteuer der systemtheoretischen Theoriebildung zwischen den Polen der Inklusion und der Exklusion erstreckt. Die Systemtheorie, in der Form, die Niklas Luhmann vorgelegt hat, versteht sich zugleich als Theorie der modernen Gesellschaft, die von allen Vorgängergesellschaften dadurch unterschieden ist, dass sie den in ihrem Einzugsgebiet lebenden Menschen die Teilnahme an allen gesellschaftlichen Funktionssystemen ermöglicht und zumutet. Zu den vielen Konsequenzen dieser neuen Inklusionsordnung zählt das Anwachsen von Komplexität in dem Sinne, dass immer mehr Dinge möglich werden, für die keine Form zur Verfügung steht, die sie »repräsentierbar« macht: *Trop de choses, pas assez de formes* (Flaubert). Evidenzen im Sinne von unbegrenzt zur Verfügung stehenden Formulare, die dazu dienen, beliebigen Ereignissen einen sozial, also gesellschaftsweit geteilten Sinn zuzuweisen, büßen ihre Kraft ein. »Die phänomenale Welt wird nicht mehr so, wie sie erscheint, abgenommen.«<sup>3</sup> Die Wissenschaft bildet »Hinter-Szenen-Begriffe«,<sup>4</sup> denen nichts in der Anschauung entspricht. Aber diesen »Hinter-Szenen-Begriffen« scheint Luhmann ausgerechnet in dem Moment nicht mehr recht zu trauen, in dem er Abschied nimmt von der Identifizierung moderner Gesellschaft mit der soziokulturellen Vollinklusion ihrer Mitglieder. Angesichts des Phänomens der Exklusion scheinen diese Begriffe ihren Dienst zu versagen, es scheint auf sie nicht mehr recht anzukommen. Wenn Luhmann seine Entdeckung, »daß es doch Exklusion gibt«, mit der Bemerkung »zur Überraschung aller Wohlgesinnten« ergänzt, schwingt hier durchaus feine Selbstironie mit. Nun könnte man einwenden, es handle es sich bei der Exklusion um ein Phänomen, das gewissermaßen zum Bild der modernen Gesellschaft, die auf dem Prinzip der Inklusion beruht, lediglich addiert werden müsste, so als gebe es neben den Zonen der Inklusion auch noch Zonen der Exklusion. Die soziale Welt, so ließe sich argumentieren, gehorcht eben nicht überall den Kriterien funktionaler Systemspezifikation samt der dazugehörigen Öffnung dieser Systeme für grundsätzlich alle Menschen. »Die Moderne« ist lediglich das Produkt eines unverändert selektiven und prekären Modernisierungspfades.

Die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion durchschneidet aber nach Luhmanns *eigener* Einschätzung die moderne Gesellschaft selbst und lässt sich nicht in deren Außen abdrängen. Noch die ironische Bemerkung, der »Trend« ginge in der modernen Gesellschaft dahin, »Exklusion als normativ nicht zu rechtfertigende Tatsache – geschehen zu lassen«,<sup>5</sup> geht an der Einsicht vorbei, die sich Luhmann andernorts längst zu Eigen gemacht hatte, dass sie zwar weiterhin nicht normativ *gerechtfertigt*, aber dennoch sozial, den Erwartungen der sozialen Funktionslogiken zuwider, *organisiert* wird. Luhmann

Friedrich Balke

280

lässt sich nämlich auf die Reise ins Herz der sozialen Dunkelheit nur ein, weil er der Überzeugung ist, dass sich im Zentrum der Moderne selbst längst »parasitäre« Netzwerke<sup>6</sup> etabliert haben, die dafür verantwortlich sind, dass nur denen, die ihnen angehören, die Chancen der sozialen Leistungsbereiche im vollen Umfang zugänglich sind, während die anderen – auf dem Territorium eines grundsätzlichen, juristisch verankerten Inklusionsanspruchs – *de facto* »auf sehr stabile Weise von jeder Teilnahme an den Leistungsbereichen der Funktionssysteme ausgeschlossen sind«<sup>7</sup>. Nachdem die moderne funktional ausdifferenzierte Gesellschaft der Standesgesellschaft ein Ende bereitet hatte, etablieren sich aufs Neue »querziehende Tendenzen«, die die funktional begründeten Differenzen überspielen und so Unterschiede zu »funktionsübergreifenden gesellschaftlichen Statuspositionen ausbauen«<sup>8</sup> und damit in der Konsequenz zu einer Art sozialer und kultureller Refeudalisierung führen. Mit jedem neuen Korruptionsskandal und jeder neuen *Lustreise* vielgeplagter Manager klagen die Massenmedien unserer Gesellschaften noch einmal die Utopie einer nichts als funktional spezifizierten Gesellschaft ein, deren Öffentlichkeit glauben soll, dass es auch ohne »Korruption« geht. Wie ein warnendes Vermächtnis an die Schar der Schüler klingt es, wenn Luhmann sie auf der letzten Seite eines späten Aufsatzes auffordert, man möge die »Erwartung«, die er doch als Soziologe beständig miterzeugt hatte, aufgeben, »die Gesellschaft könne aus der Perspektive der vorherrschenden Typik [...] funktionaler Differenzierung beschrieben werden«.<sup>9</sup>

Das große Interesse, dass die Arbeiten Giorgio Agambens zum Zusammenhang von souveräner Macht und *nacktem Leben* in den letzten Jahren bei Sozial- und Kulturwissenschaftlern gefunden haben, wird man vor diesem theoriegeschichtlichen Hintergrund nicht als eine bloße intellektuelle Mode abtun wollen. Das Problem, das sich in diesen Texten reflektiert, ist dasselbe, das auch abgeklärte Soziologen wie Luhmann schließlich zu einer Art Desavouierung ihrer eigenen Theorie geführt hat. Das *Phänomen* der Exklusion ist der Ausnahmezustand der Systemtheorie, genauer: Die Reflexion dieses Phänomens versetzt die Systemtheorie in einen Ausnahmezustand, der daran abzulesen ist, dass sie sich zu sich selbst in Distanz setzt. »Der Ausnahmezustand«, argumentiert Agamben gegen eine ganze Tradition von politisch-theologischen und politisch-biologischen bzw. »vitalistischen« Emphatisierungen dieser originär juristischen Kategorie, ist »nicht das der Ordnung vorausgehende Chaos, sondern die Situation, die aus ihrer Aufhebung hervorgeht«.<sup>10</sup> Die Ausnahme ist im Wortsinn »herausgenommen«, also nicht in dem Sinne aus der Ordnung ausgeschlossen, dass sie ihr nicht mehr angehörte. Sie gehört ihr

vielmehr weiterhin an – in der Weise ihrer Nichtzugehörigkeit. Der soziale Ausnahmezustand der Systemtheorie ist jener Zustand, der als das Ergebnis eines *doppelten Rückzugs* der sozialen Ordnung entsteht: einmal, im Herzen der Finsternis, als der Rückzug des Sozialen überhaupt und damit als die Manifestation eines ›Realen‹ oder einer ›Faktizität‹, die Agambens Begriff des ›nackten Lebens‹ anvisiert: »Man findet« dort, so Luhmann, »eine in der Selbst- und Fremdwahrnehmung aufs Körperliche reduzierte Existenz, die den nächsten Tag zu erreichen sucht«,<sup>11</sup> sodann im Zentrum der modernen (›westlichen‹) Gesellschaft(en) die kalkulierte Suspension bestimmter sozialer Regeln, die Einrichtung einer Parallelgesellschaft der Modernisierungsgewinnler, so dass das erreichte Maß an gesellschaftlicher Funktionsdifferenzierung gefährdet wird, ohne dass deshalb allerdings die Lage insgesamt anomisch würde. Vielmehr entsteht eine Situation, in der sich die Logik der Funktionsdifferenzierung mit der Dynamik ›querziehender‹ Netzwerkbildungen überlagert. Was hier ausgeschlossen ist, bleibt nicht ohne Beziehung zur Norm, es bleibt mit ihr, wie Agamben sagt, »in der Form der Aufhebung verbunden«.<sup>12</sup> In diesem Sinne nennt Luhmann die sozialen Netzwerke parasitäre Gebilde: Sie setzen die Existenz der Funktionslogiken voraus, die sie zugleich in ihrer Auswirkung zu Gunsten der im Netzwerk Inkludierten begrenzen.

Diese Situation der sozialen Suspension in den Zentren der Moderne gewinnt ihre Dramatik in den Beschreibungen, die Luhmann anfertigt, erst dadurch, dass sie vor dem Hintergrund einer umfassenderen Aufhebung des Sozialen überhaupt gestellt wird, zu deren evidentieller Evokation die Reisen in die Favelas unternommen werden. Mit der Art, wie das unbeschreibbare Elend in den Slums Südamerikas präsentiert wird, schließt Luhmann in diskursiver Hinsicht an die Reisebeschreibungen Lévi-Strauss' an. Nicht Brasilien, sondern Indien befindet sich in den *Traurigen Tropen* an jenem Ort, den Luhmann mit der Formel »Jenseits der Barbarei« markiert, also, in Anspielung auf den berühmten Aufsatz Freuds, am Ort des sozialen und kulturellen Todes, oder des ›nackten Lebens‹ (Agamben). Während der Europäer, so Lévi-Strauss, im tropischen Amerika auf seltsame soziale Beziehungen stößt, die er aber immer noch als solche, nämlich als soziale Beziehungen zu betrachten weiß, muss er in den Elendsstädten Indiens eine Grenze überschreiten, die das Menschliche vom Nichtmenschlichen trennt: »In Südasien dagegen scheint er sich diesseits oder jenseits dessen zu befinden, was der Mensch rechtens von der Welt und vom Menschen erwarten darf.«<sup>13</sup> Denn: »Das tägliche Leben erscheint als permanente Zurückweisung des Begriffs der menschlichen Beziehungen.«<sup>14</sup> Bei diesen Beschreibungen ist nicht nur an die »Resignation und Gleichgültigkeit in Bezug

Friedrich Balke

282

auf alle ›bürgerlichen‹ Bewertungen – Ordnung, Sauberkeit, Selbstdarstellung eingeschlossen«<sup>15</sup> zu denken, wie Luhmann dieselbe Beobachtung ausdrückt, sondern an die fundamentale Zurückweisung dessen, was Lévi-Strauss das Recht auf Leben nennt: Die dort Lebenden »fordern nicht das Recht auf Leben; schon die Tatsache des Überlebens erscheint ihnen als ein unverdientes Almosen«.<sup>16</sup>

- 1 Niklas Luhmann: Jenseits von Barbarei, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4, Frankfurt/M. 1995, S. 138–150 (hier: S. 147).
- 2 »Einhundertfünfzehn Jahre (wenn wir unser Fach, wie üblich, mit Tylor beginnen lassen) Beteuerungsprosa und literarische Unschuld sind lange genug«, ruft Clifford Geertz seinen Fachkollegen zu. Clifford Geertz: Dort sein. Der Anthropologe und die literarische Szene, in: ders.: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller, Frankfurt/M. 1993, S. 9–30 (hier: S. 21).
- 3 Niklas Luhmann: Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1, Frankfurt/M. 1980, S. 9–71 (hier: S. 37).
- 4 Ebd.
- 5 Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, S. 629.
- 6 »Die basale Ressource dieses Netzwerks scheint zu sein, daß man jemanden kennt, der jemanden kennt; und daß das Bitten um Gefälligkeiten derart verbreitet ist, daß man, wenn man überhaupt die Möglichkeit hat zu helfen, es nicht ablehnen kann, ohne binnen kurzem aus dem Netz der wechselseitigen Dienste ausgeschlossen zu werden.« Niklas Luhmann: Inklusion und Exklusion, in: ders.: Soziologische Aufklärung 6, Opladen 1995, S. 237–264 (hier: S. 251).
- 7 Ebd., S. 250.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd., S. 264.
- 10 Giorgio Agamben: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M. 2002, S. 27.
- 11 Luhmann: Jenseits von Barbarei (Anm. 1), S. 147.
- 12 Agamben: Homo sacer (Anm. 10), S. 27.
- 13 Claude Lévi-Strauss: Traurige Tropen, Frankfurt/M. 1978, S. 126.
- 14 Ebd.
- 15 Luhmann: Jenseits von Barbarei (Anm. 1), S. 147.
- 16 Lévi-Strauss: Traurige Tropen (Anm. 13), S. 127.

**Leander Scholz**  
**ANRUFUNG UND AUSSCHLIESSUNG. ZUR POLITIK DER ADRESSIERUNG**  
**BEI HEIDEGGER UND ALTHUSSER**

Ein entscheidendes Desiderat der gegenwärtigen Gesellschaftsanalyse stellt die Frage dar, wie die Akzeptanz einer Gesellschaft erzeugt wird, die auf asymmetrischen Machtverhältnissen basiert und zugleich auf eine möglichst große Zustimmung setzen muss – vor allem auch von denjenigen, die letztlich wenig Grund haben, in diese Machtverhältnisse einzustimmen. Die erfolgreiche Ausübung von Macht kann deshalb nicht allein auf disziplinarische Techniken der Unterwerfung setzen, sondern scheint darüber hinaus auf eine Art innere Solidarität seitens der Unterworfenen angewiesen zu sein. Schon Karl Marx hat die gewaltsam-repressive Unterwerfung nicht für ausreichend gehalten, um den »gewöhnlichen Gang der Dinge« zu garantieren:

Es ist nicht genug, daß die Arbeitsbedingungen auf den einen Pol als Kapital treten und auf den anderen Pol Menschen, welche nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Es genügt auch nicht, sie zu zwingen, sich freiwillig zu verkaufen. Im Fortgang der kapitalistischen Produktion entwickelt sich eine Arbeiterklasse, die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderung jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt.<sup>1</sup>

Neben der Staatsgewalt, die nach Marx nur während der historischen Genese des Kapitalismus offen gewaltsam auftritt, und dem »stumme[n] Zwang«<sup>2</sup> der ökonomischen Verhältnisse, der permanent ausgeübt wird, muss es demnach noch eine dritte Ebene der Unterwerfungstechniken geben. Sie besteht, wie Marx sagt, in der Anerkennung der Verhältnisse als »selbstverständliche Naturgesetze«. Anerkennung beruht wesentlich auf einer Gegenseitigkeit, was bedeutet, dass nicht nur eine Akzeptanz der Verhältnisse gemeint sein kann, sondern eine wie auch immer geartete Zustimmung. Diese Zustimmung willigt nicht in die Verhältnisse als solche ein, sondern in die Weise ihrer Erscheinung als »selbstverständliche Naturgesetze«. Mit dem Ausdruck *Naturgesetze* ist nahegelegt, dass die Verhältnisse keinem historischen Wandel unterliegen, was offensichtlich nicht der Fall ist. Das hinzugesetzte Attribut der *Selbstverständlichkeit* erläutert daher die Weise ihrer Erscheinung näher. Sie erscheinen nicht verständlich in dem Sinn, dass sie verstanden werden, sondern in der spezifisch modernen Bedeutung von Selbstevidenz (im Sinn von Descartes), was heißt, dass sie

Leander Scholz

284

nicht weiter bezweifelt werden können. Ihre Evidenz gründet nicht in einer objektiven Wahrheit, sondern in der subjektiven Beziehung zu den Verhältnissen. Etwas hält diejenigen, die den Zwang anerkennen, davon ab, ihn zu bezweifeln. Den Grund dafür benennt Marx mit den Stichworten »Erziehung, Tradition, Gewohnheit«.<sup>3</sup> Eine Antwort, die in der aufklärerischen Tradition der Vorurteilslehren steht. Erziehung, Tradition und Gewohnheit sorgen dafür, dass die Verhältnisse in einer bestimmten Weise wahrgenommen werden. Das heißt, es handelt sich auf der Seite der Getäuschten um eine falsche Wahrnehmung und auf der Seite der Täuschenden um eine Manipulation, die ganz analog zu dem, was in der Aufklärung unter dem Stichwort *Priestertrug* diskutiert wurde, mit den Mitteln der Aufklärung aufzuheben wäre. Zu den wesentlichen Mitteln der Aufklärung gehört die Verbreitung von solchem Wissen, das den Aufgeklärten zu einer eigenständigen Sicht befähigen soll. An die Stelle von Fremdbestimmtheit soll Selbstbestimmtheit treten, und der Manipulation soll durch eine entsprechende Transparenz entgegengewirkt werden.

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass eine solche Aufklärung gerade die Asymmetrie, die sie beabsichtigt aufzuheben, nämlich die Unmündigkeit des Unaufgeklärten, selbst immer wieder produzieren muss, um sich als Aufklärung an den Unaufgeklärten wenden zu können.<sup>4</sup> Dieses Problem legt zugleich das Dilemma der Manipulationsthese offen. Die Aufhebung einer Täuschung läuft stets Gefahr, diese eine Täuschung lediglich durch eine andere zu ersetzen. Mit der Unterscheidung eines Getäuschten auf der einen Seite und eines Täuschenden auf der anderen wird das Paradox der Aufklärung fortgeschrieben und das Problem unterschlagen, das in der Anerkennung verborgen ist und sich eben nicht mittels eines Wissens um die Bedingungen der Unterwerfung aufheben lässt. Die Anerkennung setzt im Gegenteil voraus, dass die Unterworfenen in den Zustand versetzt werden müssen, in die Unterwerfung einwilligen zu können. Dabei scheint das Wissen um die Machtverhältnisse denselben nicht nur nicht entgegenzuwirken, sondern eine zentrale Bedingung für die Zustimmung zu sein. Zumindest als subjektive Voraussetzung erscheint dieses Wissen als Teil der Unterwerfung. Das Problem besteht daher nicht darin, die Täuschung zu erklären, sondern die Weise, in der eine spezifische Transparenz der Unterwerfung die Solidarität mit dem Zustand der Unterwerfung sicherstellt.

1.

Die Antwort, die Louis Althusser auf dieses Problem gegeben hat, ist ebenso überraschend wie einleuchtend, nämlich dass die Solidarität durch Einsicht

entsteht. Um Einsicht zu ermöglichen, müssen die Unterworfenen als Subjekte in der doppelten Bedeutung dieses Begriffs adressiert werden: nämlich erstens als Subjekte im Sinn einer »freien Subjektivität«, als ein »Zentrum der Initiative, das Urheber und Verantwortlicher seiner Handlungen ist«, und zweitens als Subjekte im Sinn eines »unterworfenen Wesens«, das »einer höheren Autorität untergeordnet ist und daher keine andere Freiheit hat, als die der freiwilligen Anerkennung seiner Unterwerfung«.<sup>5</sup> Diese doppelte Adressierung, mit der die Subjekte zugleich individuiert und rekrutiert werden, hat Althusser mit Blick auf Heideggers existentialistische Analyse des Gewissens Anrufung genannt. Die Anrufung ist nach Althusser die zentrale Operation der Ideologie, die die Subjekte als solche identifiziert und einsetzt. Als Lehre von der Anrufung oder Interpellation gehört Althusser's Antwort inzwischen zum festen Bestandteil der Kulturwissenschaften<sup>6</sup> und spielt, wie etwa Judith Butler konstatiert, auch heute noch eine zentrale Rolle »in den gegenwärtigen Debatten um die Subjektbildung«.<sup>7</sup> Denn die Theorie der Anrufung erlaubt es nicht nur, die konkrete Anweisung eines Gesetzesvertreters als eine solche Adressierungspraxis zu begreifen, sondern ebenso ihre inszenatorische Performanz für eine Sprach- oder Bildanalyse fruchtbar zu machen, wie es etwa W. J. T. Mitchell getan hat.<sup>8</sup>

Nach Althusser beruht das Gelingen der Anrufung auf einem spiegelartigen Mechanismus von Anerkennung und Wiedererkennung, durch den erst die Möglichkeit der Zustimmung zur Unterwerfung erzeugt wird. Einsicht meint demnach nicht die rhetorische Persuasion des Unterworfenen, sondern die Generierung eines Subjektstatus, der das Funktionieren der Subjekte sicherstellt. Das bedeutet, dass die Unterworfenen im Akt der Unterwerfung überhaupt erst zu Subjekten werden und, darüber hinaus, dass dieser Subjektstatus die Form der Anerkennung darstellt, in der sich die Unterworfenen wiedererkennen können und sich dementsprechend auch aufgehoben fühlen. Das Fundament der Subjektivität ist also im gleichen Moment der Garant dafür, dass die Subjekte »von ganz alleine« und das heißt »freiwillig« funktionieren.<sup>9</sup> Mit dem Akt der Unterwerfung wird zugleich die Selbstevidenz des Subjekts gestiftet. Die Anrufung adressiert ein Selbst so, dass genau dieses eine Selbst gemeint ist und dabei zugleich von den Besonderheiten dieses einen Selbst abgesehen wird. Als Beispiel hat Althusser die »alltägliche Anrufung« bei einem Spaziergang im Rücken des Spaziergängers mit den Worten »He, Sie da!« geschildert, bei der sich der Spaziergänger unwillkürlich umdreht, ohne jedoch vorher wissen zu können, ob er gemeint ist.<sup>10</sup> Eine entscheidende Voraussetzung für das Gelingen der Anrufung ist die prinzipielle Unbestimmtheit des

Leander Scholz

286

Ortes, von dem aus die Anrufung ergeht. In *Sein und Zeit* hat Heidegger diese Unbestimmtheit als »Ruf« des »Gewissens« präzise beschrieben:

Das Gewissen ruft das Selbst des Daseins auf aus der Verlorenheit in das Man. Das angerufene Selbst bleibt in seinem Was unbestimmt und leer. Als *was* sich das Dasein zunächst und zumeist versteht in der Auslegung aus dem Besorgen her, wird vom Ruf übergangen. Und doch ist das Selbst eindeutig und unverwechselbar getroffen.<sup>11</sup>

Der Angerufene wird, wie Heidegger fortfährt, »ohne Ansehen seiner Person«<sup>12</sup> angerufen und ist trotzdem »unverwechselbar getroffen«. Dass der Anruf »ohne Ansehen der Person« geschieht, heißt zweierlei: nämlich erstens, dass der Angerufene nicht als diese Person angerufen wird, und zweitens, dass der Anruf nicht von einer Person an eine andere Person ergeht. Sonst könnte der Angerufene zurückfragen oder die Anrufung abweisen. Aber der Anruf geschieht aus einer »eigentümlichen Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit« heraus und will »nur als solcher gehört und ferner nicht beschwätzt sein.«<sup>13</sup> Da der Anruf keine Adresse hat, kann der Angerufene keine Gegenfrage stellen, während umgekehrt dem Angerufenen erst im Anruf eine Adresse gegeben wird. Die Formel »ohne Ansehen der Person« bedeutet deshalb, dass der Angerufene als Person eingesetzt wird oder genauer in die Form einer adressierbaren Person gebracht wird. Das ist der Grund dafür, dass das angerufene Selbst zunächst »unbestimmt und leer« bleibt. Bei seiner Analyse des Zusammenhangs von »Ruf«, »Gewissen« und »Schuld«<sup>14</sup> hat Heidegger darauf insistiert, dass der Ruf nicht einfach einer »fremden Macht«<sup>15</sup> zugerechnet und das Gewissen deshalb lediglich als ein Effekt dieser Macht verstanden werden kann. Darin unterscheidet sich seine Analyse wesentlich von der Nietzsches; ansonsten ließe sich das Gewissen abstreifen, wie etwa im Entwurf eines ›Übermenschen‹. Nach Heidegger geschieht die Anrufung gerade so, dass der Ruf zugleich »aus mir und doch über mich« kommt.<sup>16</sup> Dieser doppelten Quelle des Rufs entspricht es, dass der Anruf das Selbst einerseits als Person aufruft und andererseits sich selbst überlässt. Käme der Ruf nur »über mich« und würde das Selbst dementsprechend nur leer lassen, so gäbe es die Möglichkeit, sich vor dem Anruf zu verstecken und sich unadressierbar zu machen. Erst der Umstand, dass der Ruf »aus mir« kommt, nimmt dem Selbst die Möglichkeit, wie Heidegger sagt, »sich anderswoher mißzuverstehen und zu verkennen.«<sup>17</sup> Die Unverwechselbarkeit, mit der das Selbst getroffen wird, resultiert also aus einer doppelten Struktur der Anrufung, bei der das Selbst auf eine Weise als Subjekt eingesetzt wird, durch die es zugleich auf sich selbst verwiesen ist. Die paradoxe Situation dieses Einsetzens,

bei dem sich der Einsatz als solcher entzieht und zugleich als Einsatz auf das Subjekt übertragen wird, hat Heidegger ebenso präzise beschrieben:

Der Anruf ist vorrufender Rückruf, *vor*: in die Möglichkeit, selbst das geworfene Seiende, das es ist, existierend zu übernehmen, *zurück*: in die Geworfenheit, um sie als den nichtigen Grund zu verstehen, den es in die Existenz aufzunehmen hat.<sup>18</sup>

Um es noch einmal in der Terminologie von Althusser auszudrücken: Die Anrufung gelingt nur dann, wenn sich das Selbst zugleich als Unterworfenes und als Zentrum der Initiative erfährt. Das jedoch kann es nur, wenn es die Möglichkeit hat, der Anrufung zu antworten und ihr nicht bloß zu gehorchen. Das heißt, wenn es die »Geworfenheit« als den »nichtigen Grund« verstehen kann, »den es in die Existenz aufzunehmen hat«. Aber wie kann das Selbst Antwort geben, wenn der Ruf aus einer eigentümlichen Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit heraus geschieht und folglich keine angebbare Adresse hat? Die Antwort, die Heidegger auf dieses Problem gegeben hat, lautet: »Das Dasein ist rufverstehend *hörig seiner eigensten Existenzmöglichkeit*. Es hat sich selbst gewählt.«<sup>19</sup> Die Lösung des Problems einer unmöglichen und doch notwendigen Antwort besteht also darin, sich selbst anzurufen. Bevor sich der Spaziergänger, der mit »He, Sie da!« angerufen wird, umdrehen und gehorchen kann, muss er sich zunächst einmal selbst identifizieren. Er muss sich zum Beispiel als jemand identifizieren, der entscheiden kann, ob er sich umdrehen will oder nicht. Dass er sich dann tatsächlich umdreht, basiert nicht etwa auf einem konditionierten Reflex, sondern setzt voraus, dass sich der Angerufene zuvor als ein Zentrum der Initiative zur Kenntnis nimmt. Die Kenntnisnahme des Selbst, so Heidegger, ist die Voraussetzung für die »Moralität überhaupt und deren faktisch mögliche Ausformungen«,<sup>20</sup> also für das, was in der modernen Subjektphilosophie dem Subjekt als Zentrum der Initiative zugerechnet wird. Aber worin besteht diese Kenntnisnahme? Laut Heidegger: in nichts. Der Ruf gibt nichts zur Kenntnis. Und doch ist er »nicht nur kritisch, sondern *positiv*«. <sup>21</sup> Er bringt nicht etwas zur Kenntnis, zum Beispiel die Einsicht, frei zu sein oder moralisch handeln zu können und so weiter. Sondern: »Der Ruf redet im unheimlichen Modus des *Schweigens*.«<sup>22</sup> Es handelt sich also um etwas völlig anderes als einen Befehl, den man befolgen kann oder auch nicht. Was sich im Ruf positiv zur Kenntnis gibt, ist allein die »Verlassenheit« des angerufenen Selbst »in der Überlassenheit an es selbst«. <sup>23</sup> Aber gerade dieser Umstand, dass der Ruf keine Botschaft überbringt und doch die Voraussetzung für alle noch zu vernehmenden Botschaften darstellt, macht seine Treffsicherheit aus. Denn die »Objektivität« des Anrufs,

Leander Scholz

288

so Heidegger, »erhält dadurch erst ihr Recht, dass die Interpretation ihm seine ›Subjektivität‹ belässt, die freilich dem Man-selbst die Herrschaft versagt.«<sup>24</sup>

Was im Ruf zur Kenntnis gebracht wird, ist also ein objektives Nichts, dessen Interpretation den Angerufenen zwingt, sich selbst zur Kenntnis zu nehmen. Die Interpretation des Anrufs wird der Subjektivität des Angerufenen »belassen«. Seine Antwort kann nicht darin bestehen, in die ›Herrschaft des Man‹ zu flüchten, also etwa so zu antworten wie alle anderen. Er kann nicht als »Man-selbst« reagieren, sondern ist auf sich selbst angewiesen. Da der Anruf in einem objektiven Sinn nichts sagt, kann die Antwort des Angerufenen sich nicht an eine vorgefertigte, zugewiesene oder gar aufgezwungene Identität halten, sondern nur darin bestehen, sich mit sich selbst als dem sich selbst Überlassenen zu identifizieren. Aus diesem Grund kann es sich bei der Anrufung niemals um eine Verwechslung handeln. Der Anruf stellt keine Identität her, sondern weist vielmehr alle Identitäten ab, indem er einen unübersehbaren Raum für eine unmögliche Antwort offen lässt. Wie die doppelte Struktur der Anrufung, die zugleich »aus mir und doch über mich« kommt, hat somit auch die Leerheit des Rufs zwei Seiten. Die Anrufung ist erstens leer, weil sie ohne Ansehen der Person geschieht. Sie qualifiziert denjenigen, den sie anruft, nicht. Der Angerufene bleibt unbestimmt und leer. Zweitens ist die Anrufung aber ebenso leer für den Angerufenen. Der Anruf scheint nichts zu hinterlassen außer einer Leere. Er zieht sich im gleichen Moment wieder zurück. Deshalb gibt es keine andere Antwort, als sich dieser Leere anzunehmen. Der Anruf bindet das Selbst gerade so an den Ruf, dass es sich selbst überlassen bleibt. Ein Akt also, der nichts anderes tut, als das Selbst auf sich Selbst abzubilden und dadurch die Selbstevidenz des Subjekts in seiner Überlassenheit zu begründen, ohne als Begründungsakt weiter in Erscheinung zu treten. Die damit gestiftete Selbstevidenz des Subjekts hat Heidegger wie folgt zusammengefasst: »Das Selbst, das als solches den Grund seiner selbst zu legen hat, kann dessen *nie* mächtig werden und hat doch existierend das Grundsein zu übernehmen.«<sup>25</sup>

## 2.

Ausgehend von dieser kursorischen Heidegger-Lektüre lässt sich die Frage, auf welche Weise das Subjekt in der Anrufung aufgehoben ist und somit seine Zustimmung zur Unterwerfung geben kann, genauer beantworten. Althusser hat die ideologische Operation der Anrufung als eine »doppelte Spiegelstruktur«<sup>26</sup> begriffen, deren Ziel darin besteht, dass der Angerufene die Anrufung als evi-

dent einsieht. Die Anerkennung besteht in der Wiedererkennung des Angerufenen und wird mit dem Satz beantwortet: »Das ist evident! Genau so ist es! Das ist wahr!«<sup>27</sup> Und was wahr und evident ist, wird nicht zum Problem. Weder die Anrufung erscheint als problematisch, noch wird sich der Angerufene in der Anrufung fraglich. Aber worin besteht dann dasjenige, das wahr und evident ist und nicht zum Problem wird? Althusser sagt: Die so angerufenen Subjekte »erkennen« das *Bestehende* »an«, sie erkennen an, dass es »in der Tat so ist und nicht anders«.<sup>28</sup> Aber was ist das Bestehende, das die Subjekte anerkennen? Das Bestehende zeigt sich nach Althusser zum Beispiel in dem Glauben, dass »man Gott, seinem Gewissen, dem Pfarrer, de Gaulle, dem Unternehmer und dem Ingenieur gehorchen muss«.<sup>29</sup> Das Bestehende besteht darin, dass das Subjekt Teil eines bestehenden Verhältnisses von Subjekten ist. Die Anerkennung des Bestehenden besteht in der Selbstanerkennung als Teil dieses Verhältnisses. Die Anrufung gibt dem Angerufenen »einen festen Wohnsitz«, sie schreibt dem Angerufenen einen Platz vor, von dem aus er sagen kann: »Es ist wahr, hier bin ich, Arbeiter, Unternehmer, Soldat!«<sup>30</sup> Die Evidenz der Anrufung erscheint als Selbstevidenz, die den Angerufenen in die Lage versetzt, auf den Anruf zu antworten. Weil sich der Angerufene nicht fraglich wird, wird ihm auch die Anrufung nicht fraglich. Seine Antwort bestätigt seine Adresse und lautet immer nur: »Ja, ich bin es!«<sup>31</sup>

Auf den ersten Blick scheint die Analyse von Althusser der von Heidegger diametral entgegengesetzt zu sein, und zwar hinsichtlich der Sicherheit bzw. Unsicherheit, mit der die Selbstevidenz des Subjekts gestiftet wird. Während die Selbstevidenz bei Heidegger in der verunsichernden Überlassenheit besteht, fühlt sich nach Althusser das Subjekt im Anruf aufgehoben und versichert. Im Unterschied zu Heidegger ist die Anrufung nach Althusser die »absolute *Garantie*, dass alles in Ordnung ist und dass alles gut gehen wird, solange die Subjekte nur wiedererkennen, was sie sind, und sich dementsprechend verhalten«.<sup>32</sup> Der Unterschied zwischen beiden Analysen wird noch deutlicher, wenn man die Voraussetzung hinzunimmt, die Althusser für das Gelingen der Anrufung genannt hat, nämlich, dass »jede Ideologie zentriert ist«, dass es ein »Absolutes SUBJEKT« geben muss, das »den einzigen Platz des Zentrums einnimmt und um sich herum die unendliche Zahl der Individuen als Subjekte anruft«.<sup>33</sup> Dieses Zentrum ist nach Althusser die entscheidende Bedingung für das Wiedererkennen der Unterworfenen. Man mag das zentrale Subjekt, das Althusser zur Unterscheidung vom unterworfenen Subjekt in Großbuchstaben gesetzt hat, durch Gott, den Souverän, den Staat, die Nation oder auch ganz allgemein durch Herrschaft ersetzen, man wird nicht weiter in Erfahrung brin-

Leander Scholz

290

gen, wie sich dieses Subjekt als Zentrum konstituiert und zugleich auslöscht, um als Projektionsfläche der Wiedererkennung dienen zu können. Althusser spricht von einem »Effekt der Ideologie«, von einer »praktischen *Verneinung* des ideologischen Charakters der Ideologie durch die Ideologie«,<sup>34</sup> was jedoch letztlich nichts anderes als eine Täuschung ist. Dass sich das Zentrum im gleichen Moment als Zentrum wieder entzieht, könnte allerdings noch einen ganz anderen Grund haben, nämlich, dass dieses Zentrum – zumindest in einem bestimmten Sinn – von Anfang an leer ist. Denn befragt man die »doppelte Spiegelstruktur« daraufhin, als was sich die Subjekte wiedererkennen, wird es zweifelhaft, inwiefern es sich bei der Wiedererkennung um eine Identitätsstiftung handeln kann. Das »vierfache[] System der Anrufung«,<sup>35</sup> das Althusser anhand der christlichen Religionsgemeinschaft verdeutlicht hat, lässt gerade offen, als was sich die Subjekte im Spiegel erkennen bzw. wiedererkennen. Es setzt sich aus folgenden vier Momenten zusammen:

- 1) Die Anrufung der »Individuen« als Subjekte, / 2) ihre Unterwerfung unter das SUBJEKT, / 3) die wechselseitige Wiedererkennung zwischen den Subjekten und dem SUBJEKT sowie der Subjekte untereinander und schließlich die Wiedererkennung des Subjekts durch sich selbst, / 4) die absolute Garantie, dass alles in Ordnung ist und dass alles gut gehen wird, solange die Subjekte nur wiedererkennen, was sie sind, und sich dementsprechend verhalten [...].<sup>36</sup>

Die Subjekte erkennen sich nicht etwa in ihrer Funktion als Arbeiter, Unternehmer oder Soldat wieder, sondern durch und als »sich selbst«. Der spiegelartige Mechanismus hebt die Angerufenen nicht in einem bestimmten Bild auf, das ihnen von sich gegeben wird, sondern überlässt es ihnen, dieses Bild zu produzieren und sich darin wiederzuerkennen. Dass Althusser die christliche Anrufung zur Verdeutlichung gewählt hat, scheint deshalb keineswegs zufällig zu sein, sondern betont die Struktur des sich selbst überlassenen Subjekts. Denn bei der christlichen Anrufung muss sich das zentrale Subjekt (also Gott) nicht nur in Subjekte transformieren, die sich wechselseitig als solche wiedererkennen und dadurch eine Gemeinschaft bilden, sondern das zentrale Subjekt muss sich zuvor schon in ein »Subjekt-SUBJEKT«<sup>37</sup> gespalten und dadurch sich selbst verlassen haben: »Gott entzweit sich selbst und schickt seinen Sohn auf die Erde als ein von ihm »verlassenes« einfaches Subjekt [...]; Subjekt aber SUBJEKT, Mensch aber Gott [...].«<sup>38</sup> Das zentrale Subjekt erscheint also immer schon als ein gespaltenes Subjekt, als ein »Subjekt-SUBJEKT«, wie Althusser sich ausdrückt. Es erscheint nur im Modus seiner Abwesenheit. In der Spaltung zeigt sich das

zentrale Subjekt einerseits als ein verlassenes Subjekt und andererseits als ein abwesendes Subjekt, das jenes erscheinende Subjekt verlassen hat. Aber genau diese Abwesenheit des zentralen Subjekts scheint die Voraussetzung für die Spiegelsituation der angerufenen und sich wieder erkennenden Subjekte zu sein. Denn nimmt man hinzu, was Jacques Lacan über das Spiegelstadium gesagt hat, so muss man daraus folgern, dass die zentrale Operation der Anrufung nicht in einer Identifizierung besteht, auf der dann die Wiedererkennung der Identifizierten aufruht, sondern dass diese Wiedererkennung geradezu umgekehrt auf einer Spaltung basiert. Dass die Anrufung nicht allein auf einer Identifikation beruhen kann, hat schon Slavoj Žižek hervorgehoben, ohne allerdings überzeugend erklären zu können, wie der identifikatorische »Überschuß« zustande kommt, wenn die Anrufung »immer genau dann erfolgreich« ist, »wenn ich mich selbst nicht »nur als *das*« begreife, sondern als »eine komplexe Person, die unter anderem auch *das* ist« – imaginäre Distanz zur symbolischen Identifikation ist, kurz gesagt, nichts anderes als das Zeichen des Erfolgs dieser symbolischen Identifikation.«<sup>39</sup> Was Althusser als gleichzeitige Individuierung und Rekrutierung der Angerufenen beschreibt, hat vielmehr mit der Spaltung des zentralen Subjekts selbst zu tun, indem sich der Spaltungsprozess auf das angerufene Selbst überträgt.

Nach Lacans entwicklungspsychologischer Interpretation beruht das »Aha-Erlebnis«<sup>40</sup> der Wiedererkennung im Spiegel nicht auf einer Rückwendung des Selbst, sondern auf seiner imaginären Verdoppelung, die nicht die Selbstidentität sondern die »Nichtübereinstimmung«<sup>41</sup> zur Voraussetzung hat. Die Identifikation mit dem eigenen Bild im Spiegel geschieht aus dem Wunsch heraus, diese Nichtübereinstimmung durch die Antizipation einer zukünftigen Macht über sich selbst zu überwinden. Während das Selbst sich selbst als fragmentiert wahrnimmt, sieht es sich im Spiegel als »totale Form«.<sup>42</sup> Althusser sieht diese narzisstische Szene des Imaginären von Beginn an durch das Symbolische beherrscht und versteht (zumindest darin Lacan zuspitzend) das »imaginäre Verhältnis« der Individuen zu ihren Existenzbedingungen als einen Effekt der symbolischen Anrufung.<sup>43</sup> Wenn der Angerufene mit dem Satz »Ja, ich bin es!« antwortet, dann bestätigt er nicht, sich in einem bestimmten Bild wiedererkannt zu haben, sondern dass er sich als derjenige wiedererkennt, der sich mittels eines eigenen Bildes selbst ermächtigen kann. Nicht nur die Anrufung scheint deshalb durch eine doppelte Struktur gekennzeichnet zu sein, nämlich, dass der Ruf zugleich »aus mir und doch über mich« kommt. Ebenso die Struktur des Aufgehobenseins zeigt sich insofern als doppelseitig, als der Angerufene versichert wird, derjenige zu sein, der sich seiner selbst versichern kann. Erst

Leander Scholz

292

durch die Spiegelung wird der Angerufene in den Zustand der Selbstermächtigung versetzt. Das »Aha-Erlebnis« ist nichts anderes als die Erfahrung der anderen Seite des unterworfenen Subjekts, nämlich jenes Zentrum der Initiative zu sein. Der Satz »Ja, ich bin es!« antwortet nicht auf die Anrufung mit den Worten »He, Sie da!« im Sinn einer Bestätigung: *Ja, ich bin es, der gemeint ist.* Das »Ja« bezieht sich vielmehr im Sinne der Kenntnisnahme, wie Heidegger dargelegt hat, auf das Selbst, das sich in seiner Spaltung zur Kenntnis nimmt: *Ja, ich bin es, der mich zur Kenntnis nimmt.* Das Gefühl der Sicherheit, das nach Althusser das Funktionieren der Subjekte garantiert, und das Gefühl der Verunsicherung, das nach Heidegger mit dem Ruf einhergeht, sind insofern gleichursprüngliche Effekte der Anrufung. Sie verdanken sich dem scheinbar paradoxen Umstand, dass die Botschaft der Anrufung als Botschaft leer bleibt. In einem gewissen Sinne drückt sich in dieser Leerheit das aus, was Lacan in der Struktur des psychotischen Phänomens als »Verwerfung des ursprünglichen Signifikanten«<sup>44</sup> am Werk sieht. Denn die innere Stimme beruht demnach auf dem vergeblichen Versuch, den Ruf der äußeren Stimme zu antizipieren und ihm damit, wie Lacan sagt, im »Anhören« entgegenzugehen, ihm also Gehör und auch Gehorsam zu schenken, obwohl dieser – man könnte sagen notwendigerweise – unverständlich und leer bleibt.<sup>45</sup> Dieser Umstand, dass die Macht, die sich in der Anrufung ausdrückt, nichts sagt oder dass sie nur im Modus ihrer Abwesenheit spricht und damit eben nicht einfach den Platz des Zentrums einnimmt, scheint zugleich die Ursache für den doppelten Status des Subjekts zu sein, nämlich im gleichen Moment als Zentrum der Initiative und als unterworfenen Wesen adressiert werden zu können. Jacques Derrida hat die »Topik oder A-Topik«, die der Ruf aufgrund seiner doppelten Quelle bei Heidegger eröffnet, als einen Ort beschrieben, der die »Rufweite« und »Hörweite« in ein Verhältnis des »bei sich« setzt, weil er »weder eingeschlossen noch ausgeschlossen, weder drinnen noch draußen, weder nah noch fern« ist,<sup>46</sup> ohne die doppelte Struktur dieses Nebeneinanders auflösen zu können. Wie lässt sich diese Adressierung verstehen, die den Angerufenen gerade so in die Macht der Anrufung hineinnimmt, dass das angerufene Selbst dabei sich selbst überlassen bleibt?

### 3.

Michel Foucault hat zwei wesentliche Formen der Machtausübung unterschieden, die vor allem hinsichtlich der Zugriffsart »auf die Dinge, die Zeiten, die Körper und schließlich das Leben« differieren.<sup>47</sup> Während sich die alteuropäi-

sche Macht entlang des Rechtes über Leben und Tod als der äußersten Möglichkeit ihres Zugriffs definiert hat, wird die repressive Einschränkung und damit die Machtausübung als Ausbeutung oder, wie Foucault genauer formuliert, als »Abschöpfung« zunehmend zugunsten anderer Elemente verdrängt, bei denen die Macht produktiv wird:

Die »Abschöpfung« tendiert dazu, nicht mehr ihre Hauptform zu sein, sondern nur noch ein Element unter anderen Elementen, die an der Anreizung, Verstärkung, Kontrolle, Überwachung, Steigerung und Organisation der unterworfenen Kräfte arbeiten: diese Macht ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten.<sup>48</sup>

Als zentrales Element dieser Machtausübung hat Foucault die Schaffung von Möglichkeiten angesehen, die nicht mehr die Einschränkung der Unterworfenen zum Ziel hat, sondern deren Organisation durch ein »Führen von Führungen«.<sup>49</sup> Das Medium der Machtausübung ist demnach ein mehr oder weniger offenes Feld von Freiheiten, deren Voraussetzung in einer Adressierung der Unterworfenen als freie Subjekte besteht. Die Gesamtheit solcher Machtpraktiken, die Techniken des Selbst und Techniken der Unterwerfung koppeln, hat Foucault mit dem Begriff der »Gouvernementalität« zu fassen versucht.<sup>50</sup> Ein wesentlicher Unterschied zwischen der alteuropäischen Machtausübung, die sich aus der Verfügungsmacht des Familienvaters ableitet, und der Gouvernementalität besteht darin, dass der Unterworfene nicht einfach *unter* den Geltungsbereich der Macht subsumiert wird, sondern dass die Grenze dieses Geltungsbereichs auf eine andere Weise ins Spiel gebracht wird. Foucault hat deshalb für die Moderne nicht von einer »Verstaatlichung der Gesellschaft« gesprochen, sondern von einer »Gouvernementalisierung des Staates«, die das Überleben des Staates sichert, weil sie es gestattet, »zu jedem Zeitpunkt zu bestimmen, was in die Zuständigkeit des Staates gehört, was öffentlich ist und was privat ist, was staatlich ist und was nicht staatlich ist.«<sup>51</sup>

Während die äußerste Grenze des Zugriffs der alteuropäischen Machtausübung durch den Tod des Unterworfenen gegeben ist, so erlaubt es die Gouvernementalität, die an der Schnittstelle von Fremd- und Selbstkonstituierung ansetzt, das Außen ihrer Reichweite zu beherrschen, ohne den Geltungsbereich ins Unendliche ausdehnen zu müssen. Insofern ist deren Grenzverwaltung ganz wesentlich dem geschuldet, was unter dem Begriff einer *politischen Ökonomie* verstanden wird. In der doppelten Struktur der Anrufung scheint diese Grenzverwaltung dadurch wirksam zu werden, dass die Begrenzung oder ge-

Leander Scholz

294

nauer die Abwesenheit zum Modus der Machtausübung wird. Denn die Einschränkung, die »vorübergehende Festnahme« (im Französischen wird unter Interpellation im konkreten polizeilichen Sinn eine »vorübergehende Festnahme« verstanden, bei der es um die Überprüfung von Verdächtigen geht),<sup>52</sup> als die sich die Anrufung zunächst darstellt, schränkt nicht bloß ein, wie etwa Niklas Luhmann meint,<sup>53</sup> ohne sich über die Einschränkung hinaus weiter für das eingeschränkte Selbst zu interessieren, sondern lässt den Angerufenen auf eine bestimmte Weise unbestimmt. Dass die Anrufung bei Althusser sowohl eine konkrete polizeiliche Maßnahme darstellt als auch eine Ortzuweisung im symbolischen Sinne, trifft sich insofern mit dem Konzept der Gouvernamentalität, als Foucault diese in der »Policey« als einer Ordnungsmacht im Sinne des 18. Jahrhunderts begründet sieht, die »die gute Regierung des Staates bis in die Lebensführung der Individuen oder in die Führung der Familien nachwirken lässt«. <sup>54</sup> Die Botschaft der Anrufung ist insofern leer, als sie denjenigen, den sie adressiert, im gleichen Moment zu negieren scheint. In der Anrufung ist das Subjekt nicht auf eine paternalistische Weise aufgehoben. Vielmehr wird der Angerufene gerade durch seine Freilassung festgesetzt. Die grenzziehende Einschränkung wird so ins Spiel gebracht, dass sie nicht als eingrenzende, sondern als ausgrenzende Einschränkung wirksam wird. Auf diese Weise kann zu dem, was ausgegrenzt wird, also zu dem, was jenseits der Grenze und damit der Subsumtion statt hat, Kontakt gehalten werden. Bei ihrer Interpretation des Zusammenhangs von Anrufung und Gewissen hat Judith Butler implizit auf diesen Umstand hingewiesen, nämlich dass das angerufene Subjekt zugleich innerhalb und außerhalb des unterwerfenden Gesetzes steht, was letztlich der Grund für die Unmöglichkeit eines »kritischen Verständnisses« ist:

[...] noch vor jeder Möglichkeit eines kritischen Verständnisses des Gesetzes gibt es eine Offenheit oder Anfälligkeit fürs Gesetz, veranschaulicht in der Hinwendung zum Gesetz in der Vorwegnahme einer durch Identifizierung mit demjenigen, der das Gesetz gebrochen hat, ausgewählten Identität. Tatsächlich wird das Gesetz schon vor jeder Zugangsmöglichkeit zu ihm gebrochen, und damit geht die ›Schuld‹ dem Wissen um das Gesetz vorher und ist in diesem Sinne immer merkwürdig unschuldig.<sup>55</sup>

Wenn Butler allerdings diese »Hinwendung zum Gesetz« in einem »ursprünglichen Verlangen nach dem Gesetz«, in einer »Liebe zum Gesetz«, die »nur durch rituelle Bestrafung befriedigt werden kann«, in einer »leidenschaftlichen Suche nach einer maßregelnden Anerkennung« begründet sieht, dann bleibt sie in ei-

ner nietzscheanisch-psychoanalytischen Deutung der Zustimmung im Sinne einer »Sklavenmoral« befangen.<sup>56</sup> Die von Althusser hervorgehobene doppelte Adressierung des Subjekts als Unterworfenen und als Zentrum der Initiative lässt sich dagegen nur dadurch verstehen, dass sie von der doppelten Struktur eines eingeschlossenen Ausgeschlossenen bestimmt ist, also analog zur Struktur der Verbannung, die nach Giorgio Agamben die »originäre juridisch-politische Beziehung« darstellt:

Der Bann ist wesentlich die Macht, etwas sich selbst zu überlassen, das heißt die Macht, die Beziehung mit einem vorausgesetzten Beziehungslosen aufrechtzuerhalten. Dasjenige, was unter Bann gestellt wird, ist der eigenen Abgesondertheit überlassen und zugleich dem ausgeliefert, der es verbannt und verläßt, zugleich ausgeschlossen und eingeschlossen, entlassen und gleichzeitig festgesetzt.<sup>57</sup>

Die Evidenz des Subjektiven ist daher nicht die Folge eines identifizierenden sondern eines exkludierenden Zugriffs. Auf dem Grund der durch die Anrufung gestifteten Subjektivität vollzieht sich ein Bann, der jedes Subjekt anruft und damit in die Anwesenheit zwingt, indem es in die eigene Abwesenheit verbannt wird, oder, um noch einmal mit Agamben zu sprechen, der jedes Subjekt zu einem *Friedlosen*, zu einem *Wolf* macht.<sup>58</sup> Daraus wären auch die Konsequenzen für eine Ideologiekritik zu ziehen. Wie etwa, wenn Roland Barthes in seiner berühmten Analyse von Alltagsmythen den interpellatorischen Charakter als eine »Identifizierung«, »Arretierung«, »Naturalisierung« oder »Besitzergreifung« auffasst,<sup>59</sup> also im Kern als eine Subsumtion unter ein falsches Allgemeines versteht. Denn interessanterweise ist das prominenteste Beispiel bei Barthes – nämlich ein Titelblatt von *Paris-Match*, auf dem »ein junger Neger in französischer Uniform den militärischen Gruß« erweist – eine symbolische Anrufungsszene, anhand der Barthes den Gruß als inszenierte Antwort auf die französische Trikolore und damit als Subsumtion unter die »französische Imperialität« interpretiert.<sup>60</sup> Der Platzanweisung entspricht jedoch im gleichen Moment eine Platzverweisung. Die Subsumtion scheint stets ein Neben, eine Ortlosigkeit oder eine Entortung zu produzieren, eine *bestimmte Unbestimmtheit*. Daher hilft es auch nichts, den Strategien der Identifizierung eine Pluralisierung oder Hybridisierung entgegenzusetzen. Denn wenn es sich bei der Anrufung nicht um eine Identifizierung handelt, sondern um einen Bann, wird daraus ebenso ersichtlich, warum die Befreiung aus der doppelten Struktur einer einschließenden Ausschließung unendlich ist.

Leander Scholz

296

- 1 Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1, Berlin 1989, S. 765.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Vgl. etwa Jürgen Fohrmann: Aufklärung als Doppelpunkt (.). in: Helmut Schmiedt/Helmut J. Schneider (Hg.): Aufklärung als Form. Beiträge zu einem historischen und aktuellen Problem, Würzburg 1997, S. 64–79.
- 5 Louis Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie, Hamburg/Berlin 1977, S. 148.
- 6 Vgl. etwa Simon During: Einleitung, in: ders. (Hg.): The Cultural Studies Reader, London/New York 1993, S. 1–28 (hier: S. 5 f.).
- 7 Judith Butler: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt/M. 2001, S. 101. Zur Rezeption von Althusser vgl. auch dies.: Gender Is Burning. Questions of Appropriation and Subversion, in: Nicholas Mirzoeff (Hg.): Visual Culture Reader, London/New York 1998, S. 449–462, entnommen aus: dies.: Bodies That Matter, London/New York 1993, S. 121–140.
- 8 Vgl. W. J. T. Mitchell: Picture Theory. Essays on Verbal and Visual Representation, Chicago 1994, S. 28–34. Für eine Fernsehanalyse im Hinblick auf die interpellatorische Subjektbildung vgl. Purnima Manekar: National Texts and Gendered Lives: An Ethnography of Television Viewers in a North Indian City, in: Kelly Askew/Richard R. Wilk (Hg.): The Anthropology of Media. A Reader, Malden/Oxford 2002, S. 299–322.
- 9 Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anm. 5), S. 148.
- 10 Ebd., S. 143.
- 11 Martin Heidegger: Sein und Zeit, Tübingen 1986, S. 274.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd., S. 275.
- 14 Vgl. ebd., S. 280–289.
- 15 Ebd., S. 275.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd., S. 277.
- 18 Ebd., S. 287.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd., S. 286.
- 21 Ebd., S. 288.
- 22 Ebd., S. 277.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd., S. 278.
- 25 Ebd., S. 284.
- 26 Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anm. 5), S. 147.
- 27 Ebd., S. 141.
- 28 Ebd., S. 148.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd., S. 146.
- 31 Ebd., S. 145.
- 32 Ebd., S. 148.
- 33 Ebd., S. 147.
- 34 Ebd., S. 143.
- 35 Ebd., S. 148.
- 36 Ebd., S. 147 f.
- 37 Ebd., S. 147.
- 38 Ebd.
- 39 Slavoj Žižek: Die Tücke des Subjekts, Frankfurt/M. 2001, S. 354.
- 40 Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, in: ders.: Schriften I, hg. v. Norbert Haas,

- Olten 1973, S. 61–70 (hier: S. 63).
- 41 Ebd., S. 64.
- 42 Ebd.
- 43 Louis Althusser: Freud und Lacan, Berlin 1976, S. 26 f.
- 44 Jacques Lacan: Das Seminar, Buch III (1955–1956), Die Psychosen, Weinheim/Berlin 1997, S. 161–170 (hier: S. 164).
- 45 Ebd.
- 46 Jacques Derrida: Heideggers Ohr. Philopolemologie (Geschlecht IV), in: ders.: Politik der Freundschaft, Frankfurt/M. 2000, S. 413–491 (hier: S. 419).
- 47 Michel Foucault: Der Wille zum Wissen. Bd. 1: Sexualität und Wahrheit, Frankfurt/M. 1991, S. 162.
- 48 Ebd., S. 163.
- 49 Foucault: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts, in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt/M. 1987, S. 243–261 (hier: S. 255).
- 50 Vgl. Foucault: Die ›Gouvernementalität‹, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lenke (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M. 2000, S. 41–67.
- 51 Ebd., S. 66.
- 52 Vgl. Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anm. 5), S. 153.
- 53 Luhmann spricht von der Person als einer Form, die zwischen psychischem und sozialem System vermittelt, ohne das Selbst des psychischen Systems in seiner Autopoiesis qualitativ zu bestimmen. »Leer« bleibt das Selbst für die Überformung durch die Form *Person* insofern, als diese Überformung mittels Einschränkung des Verhaltensrepertoires ausschließlich der Selbstorganisation des sozialen Systems dient. Vgl. Niklas Luhmann: Die Form »Person«, in: ders.: Soziologische Aufklärung, Opladen 1995, S. 142–154. Vgl. dazu auch Leander Scholz: Narziß, Luhmann und das Spiegelstadium, in: Rolf Nohr (Hg.): Evidenz – »... das sieht man doch!«, Münster 2004, S. 256–270. Hinsichtlich der grundsätzlichen Frage, wie sich eine auf Inklusion ausgerichtete Weltgesellschaft mit den unübersehbaren Phänomenen der Exklusion zusammendenken lässt, hat Rudolf Stichweh vorgeschlagen, die Unterscheidung Inklusion/Exklusion als eine hierarchische aufzufassen, bei der die Exklusion unter dem Allgemeinbegriff der Inklusion anzusiedeln wäre. Demnach wäre Exklusion von dem Bestreben der Inklusion her als ein »innergesellschaftlicher Ausschluß« zu denken, die insofern nur »temporär« und stets »reversibel« sein kann. Allerdings scheint sich Stichweh zu widersprechen, wenn er die Metapher der »schwarzen Löcher« für die Exklusionsbereiche der gegenwärtigen Weltgesellschaft verwendet. Denn aus einem schwarzen Loch ist bekanntlich noch niemand zurückgekehrt. Vgl. Stichweh: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft (revidierte Fassung, Juni 2002), unter: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/papers.htm>, S. 1–14.
- 54 Foucault: Die ›Gouvernementalität‹ (Anm. 50), S. 48.
- 55 Butler: Psyche der Macht (Anm. 7), S. 101.
- 56 Ebd., S. 121.
- 57 Giorgio Agamben: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M. 2002, S. 119.
- 58 Vgl. ebd., S. 114 ff.
- 59 Roland Barthes: Mythen des Alltags, Frankfurt/M. 1964, S. 114 f.
- 60 Ebd., S. 106 f.

Jörn Ahrens

**MENSCH ODER EMBRYO? FRÜHEMBRYONALE LEBENSFORMEN UND PROBLEME EINER BESTIMMUNG DES MENSCHEN<sup>1</sup>**

Seitdem sich die Evolutionstheorie für die Beschreibung und Herleitung einer Geschichte der menschlichen Spezies durchgesetzt hat, gilt, dass die menschliche Gattung kein natürliches Privileg vor den anderen im Laufe der Evolution entstandenen Formen des Lebens genießt. Vielmehr findet sie sich eingebettet in ein Kontinuum der Naturgeschichte, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auch den Menschen hervorbringt.<sup>2</sup> Die Frage, was der Mensch ist, stellt sich vor diesem Hintergrund höchstens im Sinne einer biologischen Bestimmung des Menschen als lebende Natur. Insofern läge das konstituierende Paradox des Menschen darin, dass ein distinkter Anfang des Menschen nicht auszumachen wäre, weder im Hinblick auf die paläontologische Epigenese der Gattung noch bezüglich der Ontogenese eines Individuums. Das macht eine kulturelle Entscheidung über eine Definition des Menschen erforderlich. So wird auf kulturell performativem Wege mittels einer klassischen Dezision ein Anfang des Menschen gesetzt. In diesem Sinne lässt sich entweder in einem nicht näher definierten Augenblick der Embryonalentwicklung oder aber vom Moment der Zeugung an ein Mensch feststellen, dem zunächst somatische Eigenschaften zugeordnet werden, später, nach der Geburt, auch individuelle, einschließlich der Vernunft.

Eine erste vorgeburtliche Bestimmung des Menschen obliegt seit gut 200 Jahren der Biologie als einer vergleichsweise jungen Wissenschaft.<sup>3</sup> Ausgehend von der somatischen Existenz des Embryo (oder des Fetus) wird auf den entstehenden Menschen geschlossen. Von größerem und stetigem Interesse war hingegen immer schon die kulturelle Bestimmung des Menschen als geborenem Menschen.<sup>4</sup> Auch die einflussreiche Tradition seiner religiösen Bestimmung, etwa über christliche Beseelungslehren, muss zu diesen kulturellen Definitionspraktiken des Menschen gerechnet werden. Zwar wird dabei nicht selten auf den ungeborenen Menschen zugegriffen,<sup>5</sup> in bildlicher Hinsicht steht dieser ungeborene, beseelte Mensch aber ganz unter dem Eindruck des geborenen Menschen, dem die Art und Weise seiner Darstellung auch immer folgt.<sup>6</sup> Insofern liegt die Vermutung nahe, die Identifikation des Menschen folge nicht unwesentlich dessen bildlicher Imagination, die eine Identifikation abstrakter oder nicht einmal wahrnehmbarer Entitäten als ›Mensch‹ wiederum erst ermögliche. In diesem Sinne liegt eine wechselseitige Bedingung vor: Es ist der

voll ausgebildete Mensch, der sozialfähig wird; auch soziale Anerkennung erlangt allein jener ›Mensch‹, der einer geläufigen Repräsentation des Menschen korrespondiert. Damit rückt insbesondere der geborene Mensch als kulturell und sozial relevante Form in den Vordergrund.

Eine solche Darstellungsweise des Menschen, die sich scheinbar an Aspekten des physischen Erscheinungsbildes orientiert, tatsächlich aber vor allem von symbolischer Bedeutung ist und strukturierend auf Vergesellschaftungspraxen wirkt, indem sie eine Art Rahmung der sozialen Population vornimmt, muss beinahe zwangsläufig in dem Augenblick in Frage gestellt werden, da die Definition des Menschen phänomenologisch entgrenzt wird. In dem Moment, da die scheinbar feststehenden Grenzen zwischen Wissenschaft und politischem respektive sozialem Raum sich aufzulösen beginnen, laufen die sozial eingeschliffenen Definitionen des Menschen Gefahr, durch die Wissenschaftsdiskurse überlagert und umformuliert zu werden. So sind etwa seit den 1960er Jahren Humangenetik und Reproduktionsmedizin zunehmend aus dem Reich wissenschaftlicher wie kultureller Phantasmen herausgetreten und haben den sozialen und kulturellen Raum nachhaltig beeinflusst.<sup>7</sup> Obwohl die dort verhandelten Formen menschlichen Lebens fraglos ein Bestandteil der menschlichen Existenz sind, bleibt es doch zweifelhaft, ob es sich bei ihnen um Menschen im Sinne einer ›symbolischen Form‹ (E. Cassirer) bzw. eines ›kulturellen Zeichens‹ (U. Eco) handelt. Zwischen den Dingen, ihrer Wahrnehmung und ihrer Bedeutungszuschreibung lässt sich eine klare Differenz konstatieren.

Auch der Begriff des Menschen ist nicht unabhängig von kulturellen Zuschreibungen und korrespondiert nur scheinbar mit einer eindeutigen Gestalt.<sup>8</sup> Im Rahmen der anhaltenden Diskussion über die sozialen und kulturellen – d.h. in erster Linie ethischen sowie legislativen – Konsequenzen biowissenschaftlicher Topoi spielt die Diskussion des daran angeschlossenen Menschenbildes eine in doppelter Hinsicht maßgebliche Rolle. Verhandelt wird darüber, welche lebenden Entitäten dem geltenden Bild des Menschen entsprechen sollen und deshalb nicht nur moralisch, sondern auch rechtlich als Menschen gelten müssen. Dabei spielen solche Perspektiven auf diese Objekte eine große Rolle, die stark in Richtung bildlicher und begrifflicher Topoi aufgeladen sind. Als Praktiken kultureller Performanz haben Bildlichkeit und Begriffsdefinition bekanntlich einen nicht unwesentlichen Anteil an der kulturellen Konstruktion dessen, was als wirklich gilt, d.h. an der Herstellung einvernehmlich geteilter Repräsentationsmuster kultureller und sozialer Realitäten.<sup>9</sup>

Spätestens seit Locke gilt als Mensch der geborene, zumindest aber der geburtsfähige Mensch, der auf Grund der Tatsache, dass er in die Welt gekommen

Jörn Ahrens

300

ist, Rechte erfahren und erhalten kann.<sup>10</sup> Die kulturelle Qualität des Geburtszeitpunkts ist in der ihm eingeschriebenen Liminalität beschlossen. Wenn das Erscheinen in der Welt den Menschen macht, dann ist die Geburt zugleich als Initiationsgeste in die Welt hinein zu verstehen.<sup>11</sup> Zugleich existiert jedoch kein zwingender Grund, die Geburt als formalen Beginn des Menschseins anzusetzen und vorgeburtliche Formen von den gültigen Vorstellungen vom Menschen auszuschließen. Insofern wundert es nicht, dass es seit den 1980er Jahren gerade bioethische Positionen sind, die als Abwehrbewegung gegenüber den avancierten Biotechnologien deklamieren, es handele sich auch bei embryonalen Lebensformen jeglichen Stadiums grundsätzlich um Menschen.<sup>12</sup> Das Zur-Welt-Kommen durch Geburt ist dann ersetzt durch ein Zur-Welt-Kommen durch Wissensproduktion und technische Bildproduktion.

Insofern lässt sich vom Embryo als einem virtuellen Menschen sprechen – im Sinne seiner phänomenologischen, symbolischen Differenz ebenso wie bezüglich seiner lediglich über technische Medien vermittelten Anwesenheit in Gesellschaft. Die Frage ›Was ist der Mensch?‹ hat in diesem Zusammenhang eine neue Bedeutung erhalten und entfernt sich von der Phänomenologie eines angesichtigen Menschen hin zur reinen somatischen Ausdehnung des Menschen weniger als Gattung denn als moralisches Subjekt in der menschlichen Gemeinschaft. Dieses Problem, zu bestimmen, wer (respektive: was) ein Mensch ist, ist nicht neu. Immer wieder hat es Uneindeutigkeiten und Uneinigkeiten bezüglich des Menschlichen gegeben, war die Bestimmung des Menschen Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion und gesellschaftlichen Rasonnements. Dennoch existiert eine recht große Sicherheit darüber, was ein Mensch ist. Scheinbar gibt es eine Art kulturelles Wissen, das eine distinkte Form des Menschen vermittelt, erkennbar macht und zur Identifikation anbietet. Voraussetzung, um dasjenige kulturelle Zeichen herzustellen, das als ›Mensch‹ identifiziert werden kann, ist, den bedeutenden Begriff des ›Menschen‹ (Signifikant) mit der bedeuteten Form des Embryos (Signifikat) in Deckung zu bringen. Problematisch an diesem Verfahren ist, dass der Begriff ›Mensch‹ weitgehend einer bestimmten Form entspricht. Dabei handelt es sich um die Form des geborenen bzw. geburtsfähigen Menschen, der von seiner Gestalt her zwar variierbar, dessen Variationsspanne aber endlich ist. Sofern man beabsichtigt, den Embryo, wie ihn beispielsweise das Stammzellgesetz (StZG) definiert, in die menschliche Gemeinschaft zu integrieren, wird es im Umkehrschluss notwendig, die Form des Embryos mit dem Begriff des Menschen zu identifizieren (s. u., S. 302). Der Signifikant ›Mensch‹ wird auf ein weiteres Signifikat ausgedehnt, das nunmehr mit dem Zeichen ›Mensch‹ verschmilzt.

Im Folgenden wird diese dilemmatische Situation in drei Schritten untersucht. Zunächst soll dargelegt werden, inwieweit der Begriff des Menschen Ergebnis einer kulturellen Bedeutungsleistung und somit in höchstem Maße arbiträr ist (1). Sodann wird auf die der Debatte zu Grunde liegenden Bildsymboliken verwiesen, deren Bedeutungsgehalt aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive bislang weitgehend vernachlässigt wurde (2). Abschließend wird die ambivalente Situation einer gegenwärtigen Bestimmung des Menschen hervorgehoben (3).

### 1. KAMPF UM DIE FORM DES MENSCHEN

Die Debatte um die Biowissenschaften kreist politisch, ethisch und kulturalanthropologisch um die Frage nach einer Definitionsmacht der Formen: Welche Formen menschlich konnotierten Lebens dürfen – mit allen kulturellen und sozialen Konsequenzen – ›Mensch‹ sein? Welche Lebensform wird mit dem Begriff des ›Menschen‹ identifiziert? Die dadurch ausgelösten Fragen sind demnach vor allem Symptome einer symbolischen Abwesenheit des Menschen, obgleich auf der begrifflichen Ebene von nichts anderem als vom Menschen die Rede ist und er hinsichtlich seiner bildlichen Darstellung in zahlreiche Varianten zerfällt. Obschon somatisch ein Anfang des Menschen nicht auszumachen ist, existiert von diesem als Gegenstand einer soziokulturellen Identifikation wie auch daran angeschlossener Praktiken gleichwohl ein distinktes Bild, das sich kulturell als Imagination ebenso wie als mediales Wahrnehmungsmuster sedimentiert. Dies ist das Bild des geborenen, zumindest des geburtsreifen Menschen, der sich maßgeblich über sein Antlitz sowie über die Form seines Körpers definiert. Das eine Entscheidung dringend einfordernde Problem im Umgang mit den Gegenständen der Biowissenschaften – lebende Organismen allesamt – besteht derzeit darin, frühembryonale Entitäten der menschlichen Gemeinschaft zu integrieren oder definitiv zu exkludieren. Es geht also darum, frühembryonale Lebensformen entweder zu einem kulturalanthropologischen Zeichen zu machen und ihnen so einen Ort in der Gesellschaft einzuräumen oder ihnen diesen Status zu verweigern.<sup>13</sup> In letzterem Fall wären sie als wissenschaftliche und technische Ressource grundsätzlich verfügbar. Da sie bislang nicht in Gesellschaft auftraten, besitzen sie auch noch keinerlei Status, was ihre kulturelle Anschreibung als lebende Organismen angeht. Einem lebenden Organismus als solchem eignet nicht notwendig bereits ein kultureller Wert – weder somatisch noch moralisch.

Jörn Ahrens

302

Die Anthropogenese der embryonalen Lebensform ist daher vor allem ein Akt ihrer begrifflichen Zuordnung. So erklärt beispielsweise das erst im Juni 2002 verabschiedete und im Dezember 2003 erneut in die Diskussion geratene StZG in § 1 es zu seinem Zweck, »die Menschenwürde und das Recht auf Leben zu achten und zu schützen.«<sup>14</sup> Bei der hier verhandelten Menschenwürde handelt es sich freilich um die des Embryos, deren Äquivalenz zur Menschenwürde des geborenen Menschen nicht als abschließend geklärt gelten kann.<sup>15</sup> Als Embryo im Sinne des Gesetzes gilt »jede menschliche totipotente Zelle, die sich bei Vorliegen der dafür erforderlichen weiteren Voraussetzungen zu teilen und zu einem Individuum zu entwickeln vermag« (§ 3, Abs. 4). Diese Definition des Embryos ist biologisch mindestens umstritten.<sup>16</sup> Der unter Grundrechtsschutz stehende Embryo jedoch sieht sich aufgenommen in die menschliche Gemeinschaft. Als Rechtssubjekt unterliegt er denselben ethischen Maßstäben der Anerkennung wie andere Individuen auch. In Anlehnung an Barthes ließe sich davon sprechen, der Embryo habe sich im Zuge seiner Integration in den Raum des Rechts in ein kulturell sinnvolles Zeichen verwandelt. Ein solches Zeichen, das die notwendige Voraussetzung dafür ist, kulturell vermittelbar zu sein, ist Barthes zufolge doppelt konnotiert: »Es gibt das *Bedeutende*, das *Bedeutete* und das *Zeichen*, das die assoziative Gesamtheit der ersten beiden Termini ist.«<sup>17</sup> Es bedarf der Verklammerung von Form und Begriff, um ein kulturell wirksames Zeichen zu kreieren, was schließlich auch bedeutet, dass diese Verklammerung in ihrer Funktion als kulturelles Zeichen weder einen apriorischen noch einen essentiellen Status für sich beanspruchen kann, sondern auf ein kulturelles Einverständnis treffen muss. Diese Verklammerung bedeutet selbst einen performativen Akt im Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Arsenal symbolischer Formen.

Bezogen auf die menschliche, frühembryonale Lebensform erfolgt jene Verklammerung hauptsächlich über die verschiedenen Institutionen der Legislative sowie durch ethische Diskurse, indem der Begriff des »Menschen« mit einer bestimmten Form identifiziert wird – eben der des frühestmöglichen Embryos. Schon diese Definitionsanstrengungen müssen als eine Variante der kulturellen Praxis des »Menschenmachens« angesehen und bewertet werden, indem durch sie eine bis dato nichtmenschliche organische Entität in den Status des Menschen überführt wird. In den Händen der Legislative erweisen sich Strategien der Begriffsbildung daher nicht weniger als effektive Anthropotechnik, als es die artifizielle Erschaffung eines Menschen durch die Instrumente der Biotechnologie wäre. Von daher scheint es angebracht, entgegen der allgemeinen Tendenz zu einer Essentialisierung des Menschen das Augenmerk vielmehr auf solche Kulturtechniken des Menschenmachens zu legen, die für sich den Anschein

der Selbstverständlichkeit in Anspruch nehmen. Von einem technisch konnotierten Begriff müsste die Anthropotechnik in den Rahmen einer allgemeinen, symbolisch aufgeladenen Kulturtechnik überführt werden. Damit wird der ursprüngliche, ökonomisch motivierte Impuls der Anthropotechnik einer Anpassung der Objekte an den Menschen und vice versa auf die kulturelle Definition des Menschen ausgedehnt.<sup>18</sup> Folglich geht es nicht mehr allein um eine Verschmelzung des Menschen mit den Apparaten im Arbeitsprozess; vielmehr wird der Mensch selbst im Zuge seiner Kulturpraxen zum technischen Artefakt, sofern ihn moderne Medizintechnologie und Kybernetik zunehmend kolonisieren und einer apparathaften Logik unterwerfen. Bezeichnet man daher als Anthropotechniken sämtliche kulturellen Praxen, die performativ in die Konstitution des Menschen eingreifen und somit auf der Ebene einer symbolischen Repräsentation eine Umwelt des Menschen erschaffen, die nichts weniger als natürlich ist, so können auch biowissenschaftliche Kompetenzen, die den Menschen einer gezielten Technisierung unterwerfen, als anthropotechnische Verfahren benannt werden. Als primäre, und das hieße auch: als die humanste Kompetenz des Menschen müsste daher gelten, dass der Mensch das Wesen ist, das sich seine Welt, die immer nur eine kulturelle sein kann, durch aktives, symbolisches und technisches Handeln selbst erschafft.<sup>19</sup>

Die Bezeichnung einer Praxis als Anthropotechnik wäre dann so schlicht – weil allgemeingültig – wie exklusiv, da sie auf den Menschen als Menschen verweise. Auf der Ebene kultureller Instrumente gehören Begriffsbildung und Darstellungsweise zu den maßgeblichen Bestandteilen der Anthropotechnologie, insofern sie diejenigen Instrumente darstellen, über die die kulturellen Praktiken einer begrifflichen und bildhaften Identifikation des Menschen verlaufen. Für eine soziokulturelle Definition des Menschen sind beide Handlungsfelder deshalb von großer Bedeutung. Dies ist umso mehr der Fall, als in Deutschland über das Embryonenschutzgesetz (ESchG) und das StZG bereits ein Auseinanderdriften von legislativem Begriff und kultureller Bildimagination des Menschen implementiert ist. Obschon davon ausgegangen werden kann, dass das identifikationsfähige Bild des Menschen sich weiterhin an dem des geborenen Menschen orientiert, ist durch die beiden Gesetzen zu Grunde liegende Definition des Embryos und dessen anschließende Verschaltung mit jenem im Grundgesetz adressierten Menschen nunmehr eine Form des ›Menschen‹ symbolisch in Erscheinung getreten, die der natalen Repräsentation nicht mehr entspricht. Insbesondere über die Anbindung an Rechtspraktiken sowie durch ihre Integration in ethische Programmatiken wird diese Form des Menschen auch unmittelbar sozial wirksam; mithin erscheint sie gewisser-

Jörn Ahrens

304

maßen in Gesellschaft. Man kann daher davon sprechen, dass innerhalb der aktuellen Reichweite deutscher Rechtsprechung heute juristisch und kulturell zwei völlig unterschiedliche Menschenbilder wirksam sind.

Der Embryo soll als Mensch gelten, was dann logisch und biologisch mittels des biologischen Kontinuums, der Heraufkunft des Menschen aus einer den Embryo einschließenden zellularen Existenz, begründet werden soll. Dies entspräche einer Naturalisierung des Terms ›Mensch‹, die diesen von seiner Verwiesenheit auf Praktiken der kulturellen Bedeutungsgenerierung gerade ablöste. Es liegt jedoch ein entscheidender Unterschied darin, den Begriff nicht mit der Form in Deckung zu bringen, sondern die Form mit dem Begriff. Orientiert sich erstere Variante an einer auf das sichtbare oder benennbare Phänomen angewandten Bedeutungsleistung, so subsumiert die zweite Strategie umgekehrt eine bestimmte Entität einer begrifflichen Sinnggebung. Angewandt auf die Kategorie des menschlichen Lebens im Zellstadium bedeutet letzteres, ein begriffliches Abstraktionsverhältnis zu implementieren, das eine Integration von zumindest auf der Bildebene nichtmenschlichen Lebensformen in den sozialen Raum einer menschlichen Vergesellschaftung beabsichtigt. Der Begriff des ›Menschen‹ erfährt somit eine signifikante Erweiterung und umfasst nunmehr eine Reihe nicht notwendig identischer Signifikate. Das kulturelle Zeichen ›Mensch‹ wird damit einer Pluralisierung seiner Repräsentationsformen unterzogen und durch die Kontinuität der biologischen Entwicklung von der Samenzelle zum geborenen Individuum darin argumentativ gestützt. In ersterem Fall hingegen müsste der Begriff in einer Weise mit der Form in Einklang gebracht werden, die es zuließe, einen Signifikanten einem Signifikat zuzuordnen. Das wäre, was Barthes etwas abschätzig den »materiellen Vermittler« des Signifikats nennt.<sup>20</sup> Auf diese Weise wird schließlich eine dauernde Eindeutigkeit des Zeichens herzustellen versucht, die so nicht gewährleistet ist.<sup>21</sup>

## 2. BILDERSTREIT

Problematisch am Verfahren einer begrifflichen Identifizierung des Menschen ist die Frage der damit einhergehenden Bildgebung, da die Form des frühen Embryos als solche nicht exklusiv ist, sondern bildhaft alle denkbaren lebenden mehrzelligen Organismen repräsentieren kann. Erst ihre Inklusion in die menschliche Gemeinschaft macht die embryonale Zelle in dem Sinne exklusiv, dass sie sich selbst als spezifische Form darstellt und deshalb als somatische Einheit über den kulturellen Mehrwert des Menschlichen verfügt. Die mensch-

liche Qualität der Zelle, kraft derer sie ethische Würde und einen klar definierten Rechtsschutz erhält, ist also nichts weniger als offenkundig, sondern bleibt gänzlich abstrakt. Das kulturell und sozial implementierte Zeichen des Menschen ist insofern die Bekräftigung einer Abstraktionsgeste, die sich von ihrem materiellen Gehalt, entgegen ihrer Absicht, eine so umfassende wie distinkte Definition des Menschen in Form und Begriff zu implementieren, eher entfernt, als sich ihm anzunähern.

Cassirer hat ausgeführt, eine solche Abstraktion sei notwendig Bestandteil der Realitätskonstruktion wie der Erkenntnisproduktion. Er hat es als einen »Rückschlag« bezeichnet, dass es gerade das »Zufällige« sei, »was für die Erkenntnis zugänglich und in ihren Formen fassbar ist, während das nackte ›Wesen‹, das als Grundlage der besonderen Bestimmungen gedacht werden sollte, sich in die Leere einer bloßen Abstraktion verliert.«<sup>22</sup> Was daher als Inbegriff von Wirklichkeit aufgefasst werde, folgert er, sei nicht mehr als eine Interpretationsgeste, die über keine eigenständige, »positive Bestimmtheit« verfüge, sondern sich auf ein »Moment der bloßen Bestimmbarkeit« reduziere.<sup>23</sup> Cassirer benennt damit ein zentrales Problem der kulturellen Konstituierung von Wirklichkeit und verfehlt es dennoch knapp. Zwar geht auch er davon aus, dass Realität sich primär kulturell über Repräsentationspraktiken konstituiert; er möchte aber dennoch an jenen Punkt der Erkenntnis gelangen, an dem die Evidenz der Repräsentation mit der Evidenz ihrer gegenständlichen Erscheinung verschmilzt. Das Allgemeine, die Realität, spiegelt sich im individuellen Bewusstsein wider und wird zugleich darüber hergestellt: »Nur in dieser Repräsentation und durch sie wird auch dasjenige möglich, was wir die Gegebenheit und ›Präsenz‹ des Inhalts nennen.«<sup>24</sup> Das entspricht in etwa dem, was oben mit Barthes zum Problem des Zeichens ausgeführt wurde. Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen einer semiologischen Produktion und Performanz der Zeichen und Cassirers Genese einer symbolischen Form. Worauf es aber ankommt, ist vielmehr deren Schnittmenge: die Abstraktion von Form und materiellem Signifikanten zugunsten einer begrifflich-symbolischen Bestimmung der Wirklichkeit über das Signifikat. Beider Involviertheit ergibt schließlich das Zeichen und damit eine real wirksame Entität – im vorliegenden Fall verwandelt sich so eine frühembryonale Zelle in einen Menschen. Diese Konnotation der Zelle als menschliches Wesen ist allerdings nicht faktisch gesichert, sondern lediglich geborgt. Gerade unter den Bedingungen eines unter Vorbehalt verabschiedeten Gesetzes, wie dem StZG, kann es geschehen, dass die menschliche Zelle erneut in einen vormenschlichen, sogar präembryonalen Zustand zurückgeworfen und abermals zum Objekt von Forschung und Technologie wird.

Jörn Ahrens

306

Von daher ist bezüglich einer Zuschreibung des Status ›Mensch‹ für frühembryonale Lebensformen die Betonung ihrer Integration in die menschliche Gemeinschaft wichtiger als ihre Integration in die menschliche Gattung. Letztere steht nicht zur Disposition; sie ist jedoch weder identisch mit ersterer, noch ist sie hinsichtlich des kulturellen Statusproblems entscheidend. Entscheidend ist die Einbindung in die Gemeinschaft der Menschen, der Schritt vom bloßen menschlichen Leben – vom Zeitpunkt der Kernverschmelzung an; *in vivo* wie *in vitro* – hin zum Leben eines menschlichen Wesens, dem Embryo. Die dem zu Grunde liegende kulturelle Inklusionspraxis, die aus Zellen – organischen Homunculi – Menschen macht, agiert punktgenau an einer Schnittstelle zwischen Begrifflichkeit und Bildgebung. Das heißt, sie verweist beständig auf jenes bereits umschriebene Dilemma, dass die menschliche frühembryonale Lebensform dem Menschen zwar begrifflich, keineswegs aber bildhaft entspricht. Die Sprache als primäres Medium einer solchen Inklusionspraxis, ist Barthes zu verdeutlichen bemüht, fungiert als Produzentin von Sinn. Sie ist selbst ein Instrument, ein Medium zwischen dem Laut und dem Denken. Beides suche sie zu vereinen, »indem sie beide gleichzeitig zerlegt.«<sup>25</sup> Das Zeichen, das in diesem Prozess hergestellt wird und Sinn bilden soll, muss sich durch eine Kohärenz von Begriff und Form, von Signifikat und Signifikant auszeichnen. Diese fallen hinsichtlich des Zellen-Menschen aber weiterhin auseinander.

Parallel zu solchen begrifflichen Akten der Feststellung des ›Menschen‹ lässt sich eine breite bildorientierte Praxis seiner Identifizierung feststellen. Insgesamt existiert eine Reihe verschiedener, wiederkehrender Bildtypen. In der öffentlichen Debatte um den Status des Embryos wird neben historischen Darstellungen des Fetus oder Embryo etwa durch Leonardo da Vinci, den Fotografien Lennart Nielssons oder zeitgenössischer Kunst wie den Werken Keith Cottinghams gern auf Abbildungen zurückgegriffen, die den sozialen und somit ethischen Stellenwert der diskutierten Entitäten illustrieren sollen. So etwa Aufnahmen des sich in der Zellteilung befindlichen, in der Petrischale schwimmenden oder auf einer Nadelspitze thronenden Embryos. Zu einer Ikone in dieser Debatte ist jedoch das Bild des totipotenten Mehrzellers geworden – jenes Entwicklungsstadiums, das noch nicht spezialisiert ist und theoretisch noch in der Lage wäre, sich in jede Richtung des Organismus zu entwickeln.<sup>26</sup> Das ist insofern interessant, als es sich bei diesem vor allem in den Printmedien vielfach reproduzierten Motiv um das technische Bild oder mehr noch: um die technische Entität *par excellence* handelt. Diese unterliegt nicht nur, wie jeder andere Gegenstand auch, einer kulturellen Repräsentationspraxis, sondern setzt, um überhaupt in Gesellschaft zu erscheinen, d.h. in dieser repräsentiert

werden zu können, eine manipulative Handhabung durch Repräsentationstechnologien voraus. In den jeweiligen Abbildungen steht der Embryo weder in einem organischen noch in irgendeinem anderen Zusammenhang; vielmehr ist seine Darstellung gänzlich abstrahierend. Diese Abstraktion folgt nicht nur, aber maßgeblich aus dem Umstand, dass sich frühembryonale Lebensformen allein mit Hilfe modernster Technologie abbilden lassen; ohne diese aber weder sichtbar noch antizipierbar sind.<sup>27</sup> Auf solchen Bildern ist der Mehrzeller nicht nur vielfach vergrößert und mit grellen Farben (vorzugsweise rot oder grün) bunt unterlegt dargestellt; allzu oft handelt es sich bei den Aufnahmen, die die menschliche Individualität der frühembryonalen Lebensform demonstrieren sollen, nicht einmal um menschliche Mehrzeller. Zudem ist der auf diese Weise bildlich dargestellte Mehrzeller auch völlig dekontextualisiert. Als embryonale Lebensform steht er auf derartigen Abbildungen weder in einem organischen noch in einem soziablen Kontext; vielmehr ist seine Darstellung gänzlich abstrahiert. Zudem aber ist der Embryo im Kontext einer solchen Darstellungspraxis des technischen Bildes ganz zum Individuum geworden, das um Anerkennung ersucht. Diese Individualisierung der frühembryonalen Lebensform erfolgt durch die Suggestion ihrer existentiellen Unabhängigkeit. Auf den einzelnen in den Medien genutzten Abbildungen wird sie in der Regel aus jedem Kontext einer uterinen Existenz herausgelöst, was den Anschein einer solipsistischen Lebensform erweckt. Dass das embryonale Lebewesen als an die Mutter (oder wiederum an technische Apparaturen) gebundenes »Dividuum« (P. Sloterdijk) tatsächlich das Gegenteil eines Individuums darstellt, wird hierbei außer Acht gelassen.<sup>28</sup> In dieser Perspektive läge die Herausforderung darin, nachzuvollziehen, wie und ob bestimmte Bilder eine Identifikationsleistung einzelner Entitäten als »Mensch« ermöglichen. Entsprechend wäre etwa zu klären, ob sich in der bildlichen Darstellung der totipotenten Zelle – als frühembryonaler Lebensform – ein »Mensch« erkennen lässt und welcher Praxis der Darstellung somit der »Mensch« insgesamt folgt.

Die Identifikation des menschlichen Mehrzellers als Mensch fällt jedoch, sofern sie praktische Anwendung bezüglich eines Wiedererkennens des Typus und einer Anerkennungsleistung gegenüber dem Individuum erfahren soll, überwiegend negativ aus. Im Bild des Zellembryos werden vielmehr in der Regel abstrakte Gegenstände, Geschwülste, namenlose organische Einheiten oder Früchte erkannt. Letzteres trifft insofern zu, als das Achtzell-Stadium »Morula« genannt wird, was übersetzt »Beere« bedeutet, da es einer Himbeere mit ihren kleinen Fruchtkügelchen ähnlich sieht. In Frage steht daher, inwiefern es eine Korrespondenz zwischen normativer respektive begrifflicher Konstruktion und

Jörn Ahrens

308

deren möglicher sozialer und kultureller Anerkennung durch die Individuen geben kann. Insofern handelt es sich beim Bedeutungsakt des menschlichen Mehrzellers um eine Kommunikation über ein a priori, das entweder den Anfang des Menschlichen setzt oder als Markierung dafür gelten soll, dass ein solcher Anfang erst jenseits des Zellstadiums liegt. Die anthropologische Bedeutung von Bildern hinsichtlich einer Repräsentation des Menschen hat Belting herausgestrichen: »Wo immer Menschen im Bilde erscheinen, werden Körper dargestellt. Also haben auch Bilder dieser Art einen metaphorischen Sinn: sie zeigen Körper, aber sie bedeuten Menschen.«<sup>29</sup> Das ist ein entscheidender Punkt, denn das Bild selbst entfaltet eine bedeutende symbolische Aktivität, die gegenüber von außen herangetragenen Interpretationsleistungen entweder als unabhängig gelten darf oder diese sogar determiniert.<sup>30</sup> Um im Bild den ›Menschen‹ zu erkennen, bedarf es mehr als der bloßen Wahrnehmung des Dings ›Mensch‹. Weil das Bild eine Repräsentation des ›Menschen‹ ist, muss es über Praktiken der Kontextualisierung und Interpretation erst aufgeschlossen werden. Das Bild selbst, als Darstellung des ›Menschen‹, ist nichts weiter als das Material einer kulturell strukturierten Interpretationsleistung, und die kulturelle Leistung liegt in diesem Fall darin, dass in der Regel die Bilder in gleicher Weise interpretiert werden – dass also ganz verschiedene Menschen unabhängig voneinander in denselben Bildern das Gleiche sehen. Entsprechend merkt auch Jonas an, von Bedeutung für die Bildlichkeit sei weniger deren sinnlicher Ähnlichkeitsgrad als vielmehr eine »begriffliche Dimension«.<sup>31</sup> Erst über die Identifikation mit einem distinkten Begriff wird die Darstellung auch zu einer kulturellen Identifikationsfolie.

Indes ist, da die Bildgebung des Menschen bislang über die Darstellung menschlicher Körper verlief, Belting darin zu folgen, dass die fortschreitende Aufschließung des Körpers durch die modernen Bio- und Neurowissenschaften insofern zu einer krisenhaften Situation führt, als der Körper zusehends weniger als ›symbolkräftiges Bild zur Verfügung‹ steht. Das legislative, das wissenschaftliche und das kulturelle Bild des Menschen fallen mehr und mehr auseinander. Die totipotente Zelle ist als ›Mensch‹ definiert und anerkannt.<sup>32</sup> Zwischen der Zugehörigkeit jener embryonalen Zellstadien zur biologischen Gattung ›Mensch‹ und deren kultureller Identifikation als Mensch verläuft somit ein kulturanthropologischer Bruch, der sich an eingeschliffene Begriffe und Bilder anschließt. Der daran geheftete Konflikt ist keineswegs entschieden. Die symbolische Fragilität des Bildes vom Embryonen-Menschen besteht darin, dass es von sich aus gerade nicht eine bildhaft identifizierende Kraft entfaltet, sondern angewiesen bleibt auf eine nicht nur ergänzende, sondern seine bildli-

che Wirkung erst ermöglichende begriffsbildende Strategie. Zunächst handelt es sich nicht darum, etwas eigentlich Unanschauliches zu repräsentieren, da die Bilder der menschlichen Zell- und Embryonalformen als Beweis für deren klar repräsentierbare Gestalt dienen sollen. Aufgabe dieser Bilder ist es vielmehr, im Verlauf biotechnischer Praktiken entborgene Entitäten in den Kontext sozialer und kultureller Institutionen zu integrieren. Das ist ein ambivalentes Unterfangen, da diese Entitäten ihrerseits nicht, wie die Bilder suggerieren, über ein gegenständliches Äquivalent innerhalb der sozialen Umwelt verfügen. Vielmehr handelt es sich grundsätzlich um technische Bilder. Als solche unterliegen ihre Artefakte mindestens einer doppelten Repräsentation, deren gegenständliche Beweiskraft gemessen an den üblichen Erfordernissen einer Verifizierung in der Experimentalkultur denkbar gering ausfällt.<sup>33</sup>

Damit gerät die frühembryonale Lebensform zur (kultur-)anthropologischen Kippfigur zwischen Mensch und Somatik. Ihre kulturelle Exklusivität, Bestandteil der menschlichen Gemeinschaft zu sein, leitet sich lediglich aus einer begrifflichen Identifikation ab, der keine exklusive Form entspricht. Dass die menschliche Zelle auch ein ›Mensch‹ in der vollen Bedeutung eines kulturellen Symbols ist, ist zu keinem Zeitpunkt evident. Es handelt sich immer nur um eine gelungene sprachliche/begriffliche, d.h. um eine performative Unterstellung; eine Form kultureller Anerkennung eines Hybridwesens, das beständig behaftet ist mit dem menschlichen Makel. Die so vollzogene Ausweitung des Menschlichen kann jederzeit wieder zurückgenommen werden.

### 3. BESTIMMUNGEN

Die modernen Biowissenschaften haben lebendige Formen der frühembryonalen Entwicklung des Menschen in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gerückt. Die menschliche Gemeinschaft steht vor der Entscheidung, diese entweder in ihren Kontext einzubeziehen oder daraus grundsätzlich auszuschließen. Das macht jene neuerliche ›Bestimmung des Menschen‹ erforderlich, die sich an Kategorien der Vernunft allein nicht mehr orientieren kann. Eine solche ›Bestimmung des Menschen‹ muss vielmehr einen prekären Balanceakt vollführen und sowohl normative Prämissen mit kulturalanthropologischen, historisch sedimentierten Epistemem verzahnen, als auch wesentliche Erkenntnisse aus Biologie und Medizinischer Anthropologie berücksichtigen. Die Natur, die, um den Menschen zu bestimmen, verstanden werden soll, muss daher zunächst in allzu bewusster, reflexiver Weise hergestellt werden.

Jörn Ahrens

310

Als hingegen Fichte 1799 seine *Bestimmung des Menschen* im Geiste des deutschen Idealismus vorlegte, konnte er noch deklamieren, er sei nichts weiter als der unwürdige Agent einer ganz über ihn verfügenden Natur, die allein in ihm handle. Fichte befand sich also noch in der privilegierten Situation, von Konstruktionsakten nicht sprechen zu müssen, sondern sich als Werkzeug einer größeren Realität inszenieren zu können: »[...] denn ich mache mich gar nicht, sondern die Natur macht mich selbst und alles, was ich werde.«<sup>34</sup> Um diese Pathosgeste der Natur einzuleiten, stellt er schließlich fest, er wisse auch genau, »was ich überhaupt bin und worin das Wesen meiner Gattung besteht. Ich bin eine durch das Universum bestimmte Äußerung einer durch sich selbst bestimmten Naturkraft.«<sup>35</sup> Eine entsprechende Sicherheit in der Handhabung der Kategorien, die immer auch Ausdruck eines naiven Umgangs mit den symbolischen Formen der Kultur ist, ist mittlerweile abhanden gekommen. Sowohl die Bestimmung der Gattung als auch die einer ›Natur des Menschen‹ im Zusammenhang mit der Menschwerdung der organischen Entität ›Zelle‹ ist zunehmender Unsicherheit ausgesetzt.<sup>36</sup> Es scheint nun gerade umgekehrt zu sein. Nicht die Natur macht den Menschen, sondern dieser macht zunächst einmal seine Natur, um sich ihr erst anschließend zu überlassen. Damit sind gerade nicht avancierte Anthropotechniken bis hin zur Klonierung gemeint, sondern begriffliche und bildliche Prozessualitäten. Die am Begriff orientierte Anthropotechnik einer Herstellung des Menschen koordiniert die kulturelle Produktion des Zeichens ›Mensch‹ und nimmt auch Einfluss auf dessen bildliche Vorstellung. Offensichtlich ist, dass es sich dabei um den Versuch der Herstellung einer Evidenz des Menschen handelt, die in eine soziale wie kulturelle Legitimität überführt werden kann, welche die Grundlagen legalen Handelns schafft. Vergegenwärtigt man sich zudem, dass der Terminus der Evidenz sich etymologisch ableitet von lat. *visio/videre* (das Sehen, der Anblick; die Erscheinung),<sup>37</sup> so wird die Bedeutung einer konsistenten Ikonographie für die Herstellung einer gelungenen Evidenz desjenigen Gegenstands deutlich, auf deren Grundlage eine Entscheidung über die soziale Inklusion oder Exklusion der evident gemachten Gegenstände als identifizierbarer Erscheinungen erfolgen kann.

Sofern nun der ›Mensch‹ in erster Linie ein kulturelles Artefakt darstellt und an verschiedene Instrumente und Medien seiner Herstellung und Bedeutungserzeugung gebunden bleibt, heißt das keineswegs, dass die bildliche und begriffliche Repräsentation des ›Menschen‹ unveränderbar bliebe. Es bedeutet nur, dass an einer solchen Verschiebung der Repräsentation tief greifende kulturelle Umschreibungsprozesse beteiligt sind, die durchaus auch scheitern können. Dies bedeutet, dass, sofern Ethik auf ein Bild des Menschen zugreift, sie

in diesem Bild bereits ein kulturanthropologisches, begriffliches wie bildhaftes Apriori besitzt. Verhandelt werden als ethischer und politischer Einsatz, von daher ein Absolutes durchaus beanspruchend, spezifische Menschenbilder. Doch die ethische Positionierung und Ausdifferenzierung eines Menschenbildes bleibt, als Pointe, immer schon gebunden an dessen begriffliche und bildhafte Repräsentation. Es gibt eine nicht unerhebliche Nähe zwischen den Positionen von Bioethik und rein naturwissenschaftlich orientierter Biowissenschaft. Nicht nur, dass es erst bioethische Positionen waren, die frühembryonale Lebensformen, wie sie von den Biowissenschaften erzeugt wurden, in den Kanon des Menschlichen übersetzt und damit kulturell neu etikettiert haben. Es handelt sich in beiden Fällen auch um anthropotechnische Praktiken des Menschenmachens. Im einen Fall verläuft dies auf einer ausschließlich symbolischen Ebene des Bedeutens; im anderen Fall kommen die Hilfsmittel modernster Technologie hinzu. Es scheint daher unangebracht zu sein, angesichts der in der Moderne vollzogenen metaphorischen Verbindung des menschlichen Körpers zur Maschine von einer Usurpation zu sprechen, gar von einer Maschinisation des Menschen. Eben solche Praxen der Maschinisation haben schon immer zur Genese und zur Bedeutung des Menschen gehört – angefangen bei der Entdeckung der Hand als dem ersten Werkzeug des Menschen.<sup>38</sup>

In diesem Sinne ist der Mensch das Produkt einer Reihe symbolischer Praktiken von Subjekten und Institutionen, die seine Anwesenheit im kulturellen Raum herbeiführen. Der Mensch als kulturelles Zeichen stellt insofern keinen Gegenstand dar, der signifikant anwesend gemacht wird. Im Gegenteil: Gerade über seine kultursemiotische Präsenz entgleitet der ›Mensch‹ in faktische Abwesenheit, während seine Form für einen unabschließbaren Fraktalisierungsprozess geöffnet wird. Wissenschaftlich wird dadurch eine Bewegung in Gang gesetzt, die den Menschen in immer kleineren organischen Einheiten aufsucht und kulturell manifestiert. Es entwickelt sich eine somatische Introversion des Menschen, die offen ist für alle möglichen Varianten von Assoziationen und Phantasmen, die aber gleichzeitig die Abwesenheit einer distinkten Bedeutung des ›Menschen‹, eines ›typischen Zeichens‹ (Barthes) unterstreicht. Die gegenwärtigen Praktiken, zu einer Evidenz des Menschen zu gelangen, belegen deshalb vor allem das Dilemma vom Verschwinden des Menschen als einer in sich geschlossenen, allgemeingültigen kulturellen symbolischen Form. Der ›Mensch‹ als kulturelles Symbol gleiche somit nicht so sehr jenem von Foucault in den Meeresstrand gemalten Gesicht, als vielmehr einem zu übermalenden Bild auf Freuds Wunderblock.

Jörn Ahrens

312

- 1 Mein Dank gilt der Deutschen Forschungsgemeinschaft für ihre Förderung meiner Arbeit.
- 2 Vgl. Charles Darwin: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl [1859], Stuttgart 1998; Bernhard G. Campbell: Entwicklung zum Menschen. Seine physischen wie seine Verhaltensanpassungen, Stuttgart 1979; Hubert Markl: Freiheit, Verantwortung, Menschenwürde. Warum Lebenswissenschaften mehr sind als Biologie, in: Christian Geyer (Hg.): Biopolitik. Die Positionen, Frankfurt/M. 2001, S. 177–193.
- 3 Vgl. Joseph Needham: A History of Embryology, Cambridge 1959; Jane M. Oppenheimer: Essays in the History of Embryology and Biology, Cambridge, MA 1967.
- 4 Vgl. dazu nur die Bemühungen von Platon (Timaios) und Aristoteles (Metaphysik; Physik; De Anima).
- 5 Etwa bei Thomas von Aquin: Summe der Theologie, 18. Untersuchung, Bd. 3, Stuttgart 1985, S. 155 ff.
- 6 Vgl. Gregor Martin Lechner: Maria Gravida. Zum Schwangerschaftsmotiv in der bildenden Kunst, München/Zürich 1981; Verena Krieger: Der Kosmos-Fötus. Neue Schwangerschaftsästhetik und die Elimination der Frau, in: Feministische Studien 2/1995, S. 8–24.
- 7 Vgl. Robert Jungk/Hans Josef Mundt (Hg.): Das umstrittene Experiment: Der Mensch, München 1966; Arthur Koestler/J.R. Smythies (Hg.): Das neue Menschenbild. Die Revolutionierung der Wissenschaften vom Leben, Wien u.a. 1970; François Jacob: Die Logik des Lebenden, Frankfurt/M. 1972; Manfred Eigen: Jenseits von Ideologien und Wunschdenken, München 1991.
- 8 Vgl. zu den verschiedenen Definitionen des Menschen: Christoph Wulf (Hg.): Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim 1997, Stichwort: Mensch; Joachim Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel/Stuttgart o.J., Stichwort: Mensch; Jacob & Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, München o.J., Stichwort: Mensch.
- 9 Vgl. Erika Fischer-Lichte/Christoph Wulf (Hg.): Praktiken des Performativen, in: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 13/1 (2004), Berlin, S. 110–112. Im Folgenden werden, um Missverständnisse zu vermeiden, die Terme ›Begriff‹ und ›Bild‹ zur Analyse des Sachverhalts benutzt. Denn obwohl Ergebnisse aus Semiotik und Ikonographie herangezogen werden, handelt es sich weder um einen Beitrag zu dieser noch zu jener. Vielmehr werden beide lediglich als methodische Ansätze im Kontext der Problemanalyse genutzt.
- 10 Vgl. John Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung [1690], Frankfurt/M. 1977.
- 11 Vgl. Hannah Arendt: Vita activa. Vom tätigen Leben, München 1991.
- 12 Die widersprüchlichen und ambivalenten Grundlagen der Bioethik habe ich an anderer Stelle bereits ausgeführt: Wo bleibt der Mensch? Das Lebensschutzargument in der biotechnologischen Debatte, in: Sigrid Graumann/Katrin Grüber (Hg.): Anerkennung, Ethik und Behinderung. Beiträge aus dem Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft, Münster 2005, S. 39–58; Ethik im Widerstreit: Humangenetik und Gesellschaft, in: Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften 1/2002, S. 63–85. Ausführliche Darlegungen rigoros bioethischer Positionen finden sich u.a. in Eve-Marie Engels (Hg.): Biologie und Ethik, Stuttgart 1999; Kathrin Braun: Menschenwürde und Biomedizin. Zum philosophischen Diskurs der Bioethik, Frankfurt/M. 2000; Otfried Höffe: Medizin ohne Ethik? Frankfurt/M. 2002.
- 13 Vgl. Roland Barthes: Elemente der Semiologie, Frankfurt/M. 1979; Umberto Eco: Im Labyrinth der Vernunft. Texte über Kunst und Zeichen, Leipzig 1999.
- 14 Das StZG stellt eine Ergänzung des 1991 in Kraft getretenen Embryonenschutzgesetzes (ESchG) dar. Dort wird der auch für das StZG geltende Rechtsbegriff des Embryos erstmalig formuliert. Allerdings ist das ESchG mittlerweile gewissermaßen technologisch veraltet; auf Problemlagen wie die Stammzellforschung greift es gar nicht zu, auf solche wie die Präimplantationsdiagnostik nur bedingt. Das erfordert entweder seine beständige Modifikation oder die Verabschiedung von Ergänzungsgesetzen wie dem StZG, das seinerzeit deshalb auch ausdrücklich als Übergangsgesetz deklariert wurde. In die Diskussion geriet das StZG im Dezember 2003 durch die Rede der Bundesministerin Brigitte Zypries: Vom Zeugen zum Erzeugen? Verfassungsrechtliche und rechtspolitische Fragen der Bioethik, in: Frankfurter Rundschau (30.10.2003).
- 15 Vgl. u.a. Hans Carl Nipperdey: Die Würde des Menschen, in: Franz L. Neumann/Hans Carl Nipperdey/Ulrich Scheuner (Hg.): Die Grundrechte. Handbuch der Theorie und Praxis der Grundrechte, Berlin 1954, S. 1–50; Günter Dürig: Der Grundrechtssatz von der Menschenwürde, in: Abhandlungen des öffentlichen

- Rechts 81/2 (1956), S. 117–157; Ernst-Wolfgang Böckenförde: Vom Wandel des Menschenbildes im Recht, in: Gerda Henkel Stiftung (Hg.): Das Bild des Menschen in den Wissenschaften, Münster 2002, S. 193–224.
- 16 Die biologisch/medizinische Bestimmung des Embryos erfolgt keineswegs einheitlich; zumeist setzt sie sogar erst mit Einsetzen der vierten Schwangerschaftswoche an (vgl. Reallexikon der Medizin, München u.a. 1977; Handlexikon der Medizin, München u.a. 1980; Duden: »Das Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke«, Mannheim u.a. 1992).
- 17 Roland Barthes: Mythen des Alltags, Frankfurt/M. 1964, S. 90 (Hervorhebungen im Original).
- 18 Ähnliche Positionen finden sich schon in den Gründungsschriften der Philosophischen Anthropologie; vgl. Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch, Berlin/New York 1975; Arnold Gehlen: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Wiesbaden 1997; vgl. auch Susanne Fohler: Techniktheorien, München 2003; die Bedeutung anthropotechnischen Handelns streicht auch Rieger heraus – Stefan Rieger: Die Ästhetik des Menschen. Über das Technische in Leben und Kunst, Frankfurt/M. 2002.
- 19 Vgl. André Leroi-Gourhan: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, Frankfurt/M. 1988; Dietmar Kamper: Mensch, in: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim 1997, S. 85–91.
- 20 Vgl. Barthes: Elemente der Semiologie (Anm. 13), S. 42.
- 21 Vgl. ebd., S. 33.
- 22 Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen, Bd. 1, Darmstadt 1977, S. 32.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd., S. 33.
- 25 Barthes: Elemente der Semiologie (Anm. 13), S. 48.
- 26 Vgl. Dorothy Nelkin/M. Susan Lindee: The DNA Mystique. The Gene as a Cultural Icon, New York 1995.
- 27 Aufgrund des im Vergleich zu herkömmlichen Bildtechniken stark akkumulierten Illusionsgehalts, den solche technischen Bilder beinhalten, ließe sich in Anlehnung an Baudrillard von »Hypertechniken« sprechen.
- 28 Diese konzeptionelle, bildliche Herauslösung des Ungeborenen aus seiner uterinen Umgebung hat Duden ausführlich beschrieben (Barbara Duden: Zwischen »wahrem Wissen« und Prophetie: Konzeptionen des Ungeborenen, in: dies./Jürgen Schlumbohm/Patrice Veit (Hg.): Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungsgeschichte- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, Göttingen 2002; vgl. a. Peter Sloterdijk: Sphären I: Blasen, Frankfurt/M. 1998).
- 29 Hans Belting: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft, München 2001, S. 87; vgl. zur kulturellen Bedeutung der Ikonographie auch insb. Erwin Panofsky: Studien zur Ikonologie, Köln 1980; ders.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst, Köln 2002.
- 30 Vgl. W. J. T. Mitchell: Iconology. Image, Text, Ideology, Chicago 1986; ders.: Picture Theory. Essays on Verbal and Visual Representation, Chicago 1995; Georges Didi-Huberman: Ähnlichkeit und Berührung, Köln 1999; ders.: Die leibhaftige Malerei, München 2002.
- 31 Hans Jonas: Homo Pictor: Von der Freiheit des Bildens, in: Gottfried Boehm (Hg.): Was ist ein Bild? München 2001, S. 105–124 (hier: S. 115).
- 32 Vgl. dazu § 8 (1)–(3) EschG sowie § 3 (1)–(4) StZG.
- 33 Vgl. Gary Smith/Matthias Kroß (Hg.): Die ungewisse Evidenz. Für eine Kulturgeschichte des Beweises, Berlin 1998; Moshe Barasch: Wissensvermittlung durch Bilder, in: Ulrich Raulff/Gary Smith (Hg.): Wissensbilder. Strategien der Übertieferung, Berlin 1999, S. 117–144; Lorraine Daston: Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, Frankfurt/M. 2001.
- 34 Johann Gottlieb Fichte: Die Bestimmung des Menschen [1799], Leipzig 1976, S. 27.
- 35 Ebd., S. 27.
- 36 Vgl. beispielhaft die besorgten Argumentationen in folgenden Interventionen: Jürgen Habermas: Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?, Frankfurt/M. 2001; Gernot Böhme: Über die Natur des Menschen, in: Günter Seibold (Hg.): Die Zukunft des Menschen. Philosophische Ausblicke, Bonn 1999, S. 41–57.
- 37 Vgl. Duden: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim 2001.
- 38 Vgl. Leroi-Gourhan: Hand und Wort (Anm. 19).

Michael Cuntz  
DAS GEBANNTÉ STAUNEN. *ADMIRATIO* UND *EVIDENTIA*  
IN JEAN DE LÉRY'S *HISTOIRE D'UN VOYAGE FAICT EN LA TERRE DU BRÉSIL*



Abb. 1: La salutation larmoyante –  
Die tränenreiche Begrüßung.  
2. Auflage der *Histoire*. Genève 1580.

1. Im achtzehnten Kapitel der *Histoire d'un voyage faict en la terre du Brésil*<sup>1</sup> des Hugenotten Jean de Léry findet sich der siebte von insgesamt acht Kupferstichen, die den Autor darin unterstützen, den Lesern seine 1556 unternommene Reise nach Brasilien und insbesondere die Begegnung mit den *sauvages*<sup>2</sup> des Stamms der Tupinamba anschaulich zu vermitteln (vgl. Abb. 1).<sup>3</sup> Der Stich zeigt drei Personen, die eine seltsame, vertikal organisierte Gruppe bilden: Im Zentrum, dem Betrachter zugewandt, sitzt auf einer Hängematte ein Mann, der an seiner Kleidung als Europäer zu erkennen ist. Mit der rechten Hand bedeckt er das Gesicht, während er mit der Linken seinen Bart hält. Vor ihm kauert, dem Be-

trachter abgewandt, eine nackte, leicht gedrungene Indianerin, die beide Hände vor ihr Gesicht geschlagen hat. Während das Verhalten dieser beiden Figuren einander korrespondiert, ist die Beziehung der dritten Person zu ihnen unklar. Europäer und Indianerin sind einander zugewandt, während der nackte Wilde schräg hinter dem Europäer steht und diesen mit einem heiter-versonnenen Gesichtsausdruck zu betrachten scheint. Indes irritiert der Kontrast zwischen der völligen Nacktheit dieser Person und ihrer gleich doppelten Bewaffnung: Mit einem Messer macht er sich an einem Pfeil zu schaffen, der dazugehörige Bogen ragt schräg aufwärts. Was für eine *Szene* aber stellt sich ein unvoreingenommener Betrachter hier vor? Welche Geschichte steckt hinter dieser von de Léry autorisierten bildlichen Darstellung? Um dies herauszufinden, muss man den Gesten der Personen Sinn zuschreiben. Man könnte mit dem Europäer beginnen, dessen verdecktes Gesicht das Zentrum der Darstellung bildet. Doch die Körpersprache der Indianerin wirkt eindeutiger, ihre Haltung drückt Trauer aus. Man folgert, dass der Europäer es ihr gleichtut. Trauern die beiden über einen erlittenen oder bevorstehenden Verlust? Weinen sie, weil sie voneinander Abschied nehmen müssen? Der Indianer scheint an der Trauer keinen Anteil zu nehmen, seine Lippen umspielt ein Lächeln, keine Erschütterung hält ihn von seiner Tätigkeit ab. Aber ist er ein bloßer Beobachter? Oder geht von seiner Position und Bewaffnung eine Bedrohung aus? Die Geste des Europäers könnte auch von Angst, Schrecken und Abwehr des Anblicks oder der Vorstellung des Schrecklichen zeugen. Sieht man aber noch genauer hin, stellt man fest, dass seine gespreizte Hand gar nicht die Augen bedeckt. Heimlich könnte er zwischen seinen Fingern hervorlugen, die Frau vor ihm und aus den Augenwinkeln auch den heiteren Wilden mit seinen tödlichen Waffen beobachten. Seine Geste könnte eine List bedeuten, den Versuch, mit verstohlenen Blicken einen Ausweg zu finden.

De Léry hat viel dafür getan, dass ein Leser, der seinem Text bis hierher gefolgt ist, sich all diese Fragen nicht mehr stellt. Dieser weiß, dass es sich bei der dargestellten Szene um die tränenreiche Begrüßungszeremonie der Tupinamba handelt, und in ihrer Beschreibung bezieht sich de Léry ausdrücklich auf den Stich. Es ist der soeben *angekommene* Gast, dessen Eintreten in die Hütte der Gastgeber in Übersee mit diesem Empfang voller Theatralik gewürdigt wird, der die Bräuche diesseits des Atlantiks auf den Kopf stellt und somit die Evidenz unserer Gesten untergräbt. Auch über die besten Absichten des Wilden lässt de Léry den Leser nicht im Ungewissen. Es entspricht dortigen Gepflogenheiten, dass der Gastgeber sich blind stellt und den Gast einige Zeit ignoriert. Während er sich »damit beschäftigt, einen Pfeil oder etwas anderes herzustellen, wird [er] sich eine Viertelstunde lang nicht anmerken lassen, dass er Euch gesehen hat.«<sup>4</sup>

Michael Cuntz

316

Dass es ausgerechnet Pfeil und Messer sind, die der Indianer in Händen hält, wäre also bloß ein Zufall. Auf das Spielen der Blindheit verweist die Darstellung, die zeigt, wie er seinen Gast scheinbar unbemerkt von hinten beobachtet. Auch die weinende Frau rückt de Léry in die Nähe einer Schauspielerin, wenn er nicht nur von ihren »dicken Tränen«<sup>5</sup> spricht, sondern auch von ihrer damit verbundenen einschmeichelnden Rede an den Gast.<sup>6</sup> Sie spielt eine Komödie, mit der sie sich selbst affiziert und echte Tränen in die Augen treibt. Dieses Pathos kann ansteckend sein. De Léry tadelt seine Landsleute, die »Kalb«<sup>7</sup> genug gewesen seien, ebenfalls in Tränen auszubrechen. Stattdessen empfiehlt er dringend, mit einigen Seufzern die Form zu wahren, also einen Mittelweg einzuschlagen zwischen der Verweigerung des Rituals und der konsequenten Hingabe. *Weder ganz drinnen noch ganz draußen, anwesend ohne allzu große Anteilnahme* – so ließe sich die Position beschreiben, die de Léry seinem Leser in einer solchen Situation anempfiehlt und die er vorgibt, eingenommen zu haben: Eine leicht marginale und listige Position in einer Szene des Austauschs von Gesten, nicht aber von Blicken. Der Blick zielt nicht auf eine Kommunikation mit dem Gegenüber ab, sondern auf Überlistung und Überraschung des Anderen als Gegenstand dieses Blicks – und vermeidet damit gleichzeitig eine Konfrontation.

## 2.

Die Verkehrung von Ankunfts- und Abschiedsgesten, welche die Indianer für unsere Begriffe und Vorstellungen vornehmen, geschieht auf der Geschichtebene. Ihr korrespondiert eine chronologische Umkehrung in der Vermittlung. De Léry widmet die Kapitel VIII bis XX seiner *Histoire* der Darstellung der Tupinamba und ihrer natürlichen Umgebung. Wie bereits bemerkt, finden sich Abbildung und Text im Kapitel XVIII des Buchs, in dem neben der Humanität ihrer Gastfreundschaft allgemein von den Gesetzen und der *civilité* der Wilden die Rede ist, also von dem, was man als ihre Innenpolitik sowie ihre Außenpolitik gegenüber Verbündeten bezeichnen könnte. Kapitel XIX beschreibt den Umgang der Tupinamba mit Krankheit und Tod, Kapitel XX liefert einen sprachpraktischen Appendix in Gestalt eines exemplarischen Begrüßungsdialogs. De Léry stellt die Ankunft bei den Tupinamba an das Ende seines »ethnologischen« Berichts, dem Tod und dem Abschied vom zentralen Gegenstand seines Buchs zur Seite. Dies ist umso erstaunlicher, als er in diesem Kapitel nicht nur eine mustergültige Begrüßung beschreibt, sondern auch von seinem eigenen Eintreten in das Gebiet der Tupinamba erzählt. Wie häufig in seinem Buch, springt de Léry zwischen exemplarisch-abstrakter Beschreibung und konkretem Erlebnis hin und her.<sup>8</sup>

Erstaunlich ist, dass de Lérys Lesern der die Chronologie subvertierende Aufschub nicht aufgefallen ist. Dabei ist de Léry alles andere als ein wirrer oder unordentlicher Autor. Immer wieder ist darauf hingewiesen worden, wie sehr die Geordnetheit und Folgerichtigkeit seiner Darstellung sich vom Durcheinander der Schriften seines großen katholischen Konkurrenten und Kosmographen André Thevet unterscheidet:<sup>9</sup> Mit der Differenz zwischen *historia* und Kosmographie ist darauf verwiesen, dass die Evidenz der *dispositio*<sup>10</sup> sich nicht allein aus der Verankerung in der Tradition etwa der *Naturgeschichte* des Plinius ergibt. Ebenso wie der Beglaubigung dient die Augenzeugenschaft auch der raumzeitlichen Strukturierung der Materie.<sup>11</sup> Was nicht mit eigenen Augen gesehen wurde, bleibt zumindest *de iure* von der Darstellung ausgeschlossen. Der Begriff der *historia* greift also auch für die narrative Kohärenz der Erzählung. Die Darstellung der Tupinamba bildet das Kernstück des Buchs, das eingerahmt wird von der Erzählung der Reise de Lérys nach Brasilien, seiner Ankunft in Übersee sowie der Aufnahme, dem Leben und den in erster Linie religiös motivierten Konflikten in der französischen Kolonie. Dieser Rahmen folgt im Wesentlichen der Chronologie der Reise des Berichterstatters. Warum aber gilt dies nicht für die Begegnung mit den Tupinamba? Michel de Certeau löst mögliche Irritationen auf, indem er der Chronologie der Narration in der europäischen Sphäre (von Europa bis in die französische Kolonie) die Zeitlosigkeit des ethnologischen Teils entgegensetzt (die Welt der Tupinamba).<sup>12</sup> Er scheint stillschweigend davon auszugehen, dass damit auch die Abfolge der Begegnungen mit dieser zeitlosen Welt<sup>13</sup> beliebig ist. Damit wäre de Lérys List zur Verhinderung naheliegender Fehllektüren des Bildes teilweise aufgegangen, das auch als Szenario von Verlust und Bedrohung verstanden werden könnte. So gelänge es ihm, falsche Evidenzen zu zerstören und neue herzustellen. Dazu bedarf es eines pädagogischen Prozesses, einer Erziehung von Blick, Vorstellung, Verständnis und *ingenium* des Lesers, in dem die rhetorische Figur der *evidentia* und ihr richtiger Gebrauch eine entscheidende Rolle spielen.

### 3.

Wie wichtig der Anfang für Autor wie Leser der *Histoire* ist, erhellt zunächst daraus, dass Frank Lestrignant für de Lérys Eintritt bei den Tupinamba ausdrücklich von einer Initiation spricht.<sup>14</sup> In der Annahme des Tiernamens Auster, *Léripé*, macht dieser einen Schritt in die Gemeinschaft der Tupinamba hinein, ohne sich ihr bis in die letzte Konsequenz, die Partizipation am kannibalistischen<sup>15</sup> Ritual, anzuschließen und sich damit von der calvinistischen Gemein-

Michael Cuntz

318

schaft auszuschließen, die *offiziell* jede Form des Kannibalismus, real oder symbolisch, alimentär oder rituell, verabscheut. Dies bedeutet aber, dass der Franzose so die Position gewinnt, von der aus die Beobachtung der Tupinamba und die Vermittlung an die calvinistischen Leser in Europa überhaupt erst möglich ist. Doch geht es bei der Frage des Anfangs um mehr: Man hat den Gewinn von de Lérys Buch für den Leser darin gesehen, Zeugnis einer ersten Begegnung zu sein. Lestrignat schließt sich Claude Lévi-Strauss an, wenn er vom Charme dieser »première rencontre«<sup>16</sup> spricht und das Buch als Dokument der Trauer über eine verlorene Präsenz bezeichnet.<sup>17</sup> In seiner ausführlichen Analyse des Kapitels XVI der *Histoire*, in dem de Léry die Frage nach der Religion der Tupinamba behandelt und das häufig als das zentrale Kapitel seines Buchs betrachtet wird, hat de Certeau die Darstellung eines von Tanz und Gesang bestimmten religiösen Rituals, dem de Léry beiwohnt, zur »scène primitive«<sup>18</sup>, also zu einer Urszene gemacht. Wie Lévi-Strauss (und Lestrignat) geht de Certeau<sup>19</sup> also von einer fundierenden Kraft des Textes für die Disziplin der Ethnologie aus. Nicht minder wichtig ist die Annahme, dass diese Institution mit einem Verlust verknüpft ist, der in der Nostalgie den ethnologischen Diskurs motiviert und ein Begehren nach der verlorenen Präsenz auslöst.<sup>20</sup> Die These einer Poetik der Wiedererstehung verlorener Präsenz, begünstigt durch den Abstand von zwei Jahrzehnten zwischen Reise und Veröffentlichung der *Histoire*, hat zudem Vergleiche mit Marcel Prousts *Recherche* herausgefordert, den der heimgekehrte de Léry sogar antizipatorisch überboten hätte, weil er eine Welt beschreibt, die sich ihm nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich entzieht.<sup>21</sup>

De Certeau lokalisiert diese für den Text unwiederbringlich verlorene Präsenz in Stimme und Körper der Tupinamba und diskreditiert das Sehen als Machtmittel der Aneignung des Fremden. Mit der reinen Negativität seiner Position mag es zusammenhängen, dass, obwohl er von der pädagogischen Dimension von de Lérys Diskurs spricht,<sup>22</sup> er zu den entsprechenden Strategien des Textes schweigt. Lévi-Strauss hingegen wird konkreter und erst in dieser Präzisierung liegt das eigentliche Interesse seines Diktums vom »bréviaire de l'ethnologie«.<sup>23</sup> Denn Lévi-Strauss schätzt an de Léry nicht nur die Fähigkeit, für den Leser eine verlorene Welt wiedererstehen zu lassen und ihn in diesem Abenteuerroman und »grande œuvre littéraire«<sup>24</sup> in eine fremde Welt *hineinzuführen*<sup>25</sup> – während es laut de Certeau in der *Histoire* darum geht, das Andere der Indianer nach Europa zu trans- oder gar zu deportieren. Lévi-Strauss benennt auch ausdrücklich die *evidentia*, das lebhaft vor-Augen-Stellen des Gegenstands, als das Verfahren, in dem poetische und ethnologische Qualität des Textes koinzidieren.<sup>26</sup> Auch in Stephen Greenblatts Lektüre der *Histoire* bildet

die Zeremonie des Kapitels XVI die Schlüsselszene. Sie markiert den Moment, in dem eine ängstliche Distanz überwunden wird,<sup>27</sup> damit die größtmögliche Annäherung an den begehrten Gegenstand und seine lebhaftige Einprägung in das Gedächtnis gelingen kann.<sup>28</sup> Im Glück(en) dieser Annäherung würde fruchtbar, was für Greenblatt das zentrale Moment von de Lérys Text ausmacht: das Staunen oder die *admiratio*. Dieses Staunen aber ist für Greenblatt, der sich auf Descartes bezieht, das Charakteristikum der ersten Begegnung. »Wonder – thrilling, potentially dangerous, momentarily immobilizing, charged at once with desire, ignorance, and fear – is the quintessential human response to what Descartes calls a »first encounter.«<sup>29</sup> Das Diktum Platons und Aristoteles vom Staunen als Anfang der Philosophie gilt erst recht für die (erste) Begegnung mit dem Fremden, die sich in den Disziplinen der Ethnologie und Anthropologie institutionalisiert hat.<sup>30</sup> Nichts könnte also richtiger sein, als das Staunen bei de Léry am Anfang der Erfahrung und Wahrnehmung zu vermuten. Fraglich hingegen ist, ob es auch das zentrale Verfahren oder Ziel seines Schreibens ist. Es ist kein Zufall, dass de Léry diesen Anfang bis zum Ende seines Buches aufschreibt. Die Dekontextualisierung, die Greenblatt im Einklang mit de Certeau beschwört, ist nicht, wonach de Léry strebt, sondern im Gegenteil das, was es für ihn – vor allem im Hinblick auf seine Leser – zu vermeiden gilt.

#### 4.

Unstrittig bildet die *admiratio* eine zentrale Kategorie der christlich-abendländischen Reiseliteratur, und dies nicht erst seit Entdeckung der Neuen Welt.<sup>31</sup> Greenblatt hat nur sehr bedingt Recht, wenn er bemerkt, dass diese im Spätmittelalter noch nicht konzeptuell reflektiert worden ist.<sup>32</sup> Dass eine solche Reflexion jedenfalls de Lérys Text durchzieht, zeigt sich darin, dass er terminologisch trennt, was zuvor zusammengehörte. Der traditionell zweiwertige Begriff des *merveille*, der ebenso einen Gegenstand, das *mirabilium*, wie die Reaktion auf diesen, die *admiratio*, bezeichnet, wird weitgehend beschränkt auf die Bezeichnung des Objekts der Wahrnehmung und verliert damit auch an Bedeutung. Im Dreieck Gegenstand – direkter Betrachter (Sprecher/Autor) – indirekter Betrachter (Zuhörer/Leser) ist der Gegenstand weniger problematisch als das, was er bei direktem und indirektem Betrachter auslöst. Wichtiger werden die Begriffe für die Prozesse, die dieser Gegenstand bewirkt und die kommuniziert werden. Neben *admiration* benutzt de Léry die Verben *estonner* und vor allem *esbahir*. Trotz dieser Differenzierung besteht eine Ambivalenz fort, die der erkenntnis- und wahrnehmungstheoretischen wie rhetorischen Figur der *admi-*

Michael Cuntz

320

*ratio* stets eignet. Sie bezieht sich gleichermaßen auf den Eindruck, den ein Gegenstand hinterlässt, wie auf den Ausdruck, den der Autor von seinem Erstaunen angesichts desselben formuliert, wobei dieser Ausdruck seinerseits dazu beiträgt, den Eindruck der Verwunderung beim Leser zu unterstützen: Es kommt zu einer Kontamination der Affekte, mit der auf die Stilebene des Pathos verwiesen ist, der die *admiratio* als rhetorische Figur angehört. Für Greenblatt ist das Gelingen dieser Kontamination Voraussetzung für de Lérys Schreibprojekt und Lösung des Glaubwürdigkeitsproblems: »His work can only be believed if he arouses in his readers something of the wonder that he himself has felt, for that wonder will link whatever is out there with an inward conviction.«<sup>33</sup> In seiner Darstellung des Staunens, die in einem Vorgriff auf Descartes und Spinoza kulminiert, ist Greenblatt so sehr auf das zentrale Moment des suspendierten Urteils fixiert, dass er die negativen Aspekte der *admiratio* bei-läufig nennt, ohne ihre Tragweite zu erkennen. Anders gesagt: Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, dass die von ihm gefeierte Suspension der Urteilskraft für de Léry zum Problem wird. Anders als Stephen Greenblatt haben Lorraine Daston und Katharine Park die *admiratio* als erkenntnistheoretische, nicht als ästhetische Kategorie rekonstruiert, womit sie den zeitgenössischen Reflexionen weitaus eher gerecht werden. Was die *admiratio* für Philosophen wie Historiographen des Fremden so attraktiv macht, ist ihre Qualität als kognitive Leidenschaft.<sup>34</sup> Der Gegenstand, der die *admiratio* durch seine Fremdartigkeit und seinen Mangel an unmittelbarer, offenkundiger Evidenz auslöst, beansprucht die ungeteilte Aufmerksamkeit des Betrachters. Im angeblickten Gegenstand erkennt dieser den Ausgangspunkt eines Erkenntnisprozesses. So fungiert die *admiratio* als Auslöser einer Aktivität, die zur intellektuellen Aneignung des Gegenstands führt. Die zunächst passive sinnliche Affektion wird überführt in eine aktive geistige Tätigkeit. Problematisch ist die *admiratio*, weil sie leicht in die Überwältigung des Betrachters durch die Stärke und Intensität des Eindrucks umschlagen kann. Die Verhältnisse verkehren sich, der Gegenstand beherrscht den Betrachter, so dass er ihn nicht mehr zu erfassen vermag. In seinem Bann befällt den Betrachter eine Lähmung, die körperliche wie geistige Aktivität hemmt. Dieses übermäßige Staunen ist nicht der Ausgangspunkt eines Verstehensprozesses, seine Entsprechung ist nicht mehr der durchdringende Blick des Beobachters, sondern das blöde Gaffen, das tierische Stieren des Überwältigten. Die *passio* wird so stark, dass sie kognitive Aktivität verhindert. Wenn diese Problematik auch in de Lérys Text virulent ist, so zeigt dies allerdings, dass es nicht erst im Laufe des 17. Jahrhunderts zur Entfremdung zwischen massiv aufgewerteter Neugier und verdächtig gewordener *admiratio*

kommen kann – aber nicht kommen muss. An die Stelle einer etwas linear geratenen Erzählung der diachronen Veränderung der Verhältnisse<sup>35</sup> tritt dann eine Gleichzeitigkeit des Widersprüchlichen. Meine Vermutung ist, dass für de Lérys reservierte Behandlung der *admiratio* seine Konfession eine wichtige Rolle spielt.

De Lérys Abwertung der *admiratio* unter diesen Vorzeichen lässt sich auch an seiner Terminologie ablesen. *Estonné* ist derjenige, der wie vom Donner gerührt ist, woran Nicots *Thresor de langue françoise*<sup>36</sup> keinen Zweifel lässt, der das häufig noch semantisch instabile Französisch der Renaissance durch den Verweis auf das Lateinische zu fixieren sucht: Neben *attonitus*: »vom Donner gerührt, erstarrt, betäubt« beginnt der Eintrag mit *trepidus*: »unruhig, verwirrt, zitternd, ängstlich, unschlüssig« – die Suspension des Urteils ist also schon hier als negativ gekennzeichnet. Dass dies auch de Léry so sieht, zeigt sich an seinem unermüdlichen Lob von Mut und Entschlusskraft als wichtigsten Eigenschaften des Überseereisenden. *Esbahir* hängt etymologisch mit *bayer* zusammen: Wer *esbahi* ist, dem verschlägt es die Sprache, weil er mit offenem Mund *Maulaffen feilhält*. Wer so dem Staunen anheim fällt, ist ohnmächtig und unterlegen, wird zum sprachlos dummen Tier. In der nie ungefährlichen ersten Begegnung Fremder ist dies nicht unwichtig. Folgerichtig bricht de Léry mit der spätmittelalterlichen Tradition, die Reziprozität des Staunens zu inszenieren, um stattdessen für den Leser evident erscheinen zu lassen, dass nur die Indianer vom Staunen überwältigt werden. Die Behauptung des kulturellen Gefälles führt zum Ungleichgewicht des Staunens.

Dies zeigt sich in der Beschreibung der tatsächlich ersten Begegnung de Lérys mit Indianern: Es sind weder die Tupinamba noch findet sie auf dem Terrain der Fremden statt: Die Seereisenden treffen ausgerechnet im Gebiet der feindlichen, mit den Portugiesen verbündeten Margajas auf den amerikanischen Kontinent – die Franzosen befürchten also, von den Indianern getötet und verpeist zu werden, die Begegnung ist geprägt von gegenseitigen Listen und Manövern.<sup>37</sup> Da die Reisenden dringend Proviant benötigen, wird dennoch der Kontakt hergestellt, allerdings auf dem sicheren, extraterritorialen Raum des Schiffs. De Léry ist aber keineswegs erstaunt oder überwältigt von diesem ersten Anblick der Menschen der neuen Welt. Vielmehr bemerkt er:

Und weil es die ersten Wilden waren, die ich von Nahem sah, überlasse ich es Eurer Vorstellung, ob ich sie aufmerksam ansah und betrachtete, obwohl ich es zu einem anderen, geeigneteren Ort [*lieu*] aufschiebe [*reserve*], sie ausführlich zu beschreiben und darzustellen [...].<sup>38</sup>

Michael Cuntz

322

Die ungewohnte Nähe, behauptet de Léry, beeinträchtigt nicht seine Fähigkeit zur aufmerksamen und intensiven Erfassung und Durchdringung des Gegenstands. Davon, dass der Gegenstand für ihn wunderbar oder erstaunlich sei, ist an keiner Stelle die Rede. Dies ist ebenso signifikant wie die Ankündigung des Aufschubs der ausführlichen Beschreibung, der doch eine Kurzfassung des Berichts folgt. So wird der Leser mit den Indianern vertraut gemacht, ohne dabei überfordert und überwältigt zu werden: Die reservierte ausführliche Beschreibung kann in der Re-Präsentation bereits auf Bekanntes verweisen, ja mit einem regelrechten *déjà-vu* arbeiten. Bereits hier wird auch die Funktion der Vergleiche de Lérys deutlich, wenn die geschorenen Haare der Männer mit der Tonsur der katholischen Mönche verglichen werden. Die Übersetzung ins Vertraute dient zur Bewältigung des Fremden. Folgerichtig bleibt das Erstaunen den Margajas vorbehalten: »Nachdem also unsere Margajas mit großer Verwunderung [*admiration*] genau unsere Artillerie und alles, was sie auf unserem Schiff sehen wollten, betrachtet hatten[...].«<sup>39</sup> Wieder scheint dabei, in einer List der beiläufig detaillierenden *evidentia*, die Bewaffnung nur zufällig als konkretes Detail benannt zu werden. Dabei ist in dieser Begegnung, in der auf Leben und Tod gespielt wird, der Zusammenhang zwischen handgreiflicher physischer Bedrohung und Einschüchterung der *admiratio* wesentlich. In diesen Kontext gehört das Detail des Personalpronomens »nos«, das die gesamte Schilderung der Tupinamba durchziehen wird. Es markiert, wie in der Beschreibung der erklärten Feinde deutlich wird, kein Verhältnis der Allianz,<sup>40</sup> sondern der Dominanz: Sie sind »unser«, weil sie physisch wie intellektuell in unserer Hand sind. Wer vom Staunen gebannt ist, ist wehrlos, deswegen muss das Staunen gebannt werden – am besten, bevor es überhaupt aufkommt. Der Nachträglichkeit des Anfangs entspricht die pädagogische Prophylaxe gegen das Staunen. De Lérys *admiratio* wird in der Narration aufgespart, damit sie dem Leser erspart bleibt – und dies in einem Genre, das im Spätmittelalter das ureigenste Gebiet des Stauens markierte.

## 5.

In einen privilegierten Zusammenhang mit dem Staunen rückt die *evidentia* als Eigenschaft, weil das *mirare* vornehmlich von solchen Gegenständen angezogen wird, die aus sich selbst heraus leuchten und sich dem Blick klar und deutlich sichtbar darbieten, wie das dem Griechischen *enárgeia* nachgebildete *evidentia* besagt. Auch als rhetorische Figuren sind *admiratio* und *evidentia* nicht nur verwandt, weil beide der rhetorischen wie affektischen Stufe des Pathos

zugehören. Bedarf es für die Kontamination des Lesers mit dem Staunen auch der Darstellung staunenswerter Gegenstände, der *mirabilia*, so kommt die *admiratio* ohne die *evidentia* nicht aus, die diese selbst vor Augen stellt. Damit der Leser das Staunen nachempfinden kann, damit er von ihm erfasst wird, muss ihm der Gegenstand so prägnant werden, dass es zur »Vergegenwärtigung des Abwesenden«<sup>41</sup> kommt, »indem es gleichsam lebendig vorgeführt wird und so für alle in Erscheinung tritt.«<sup>42</sup> Damit ist die Qualität der *enérgeia*, also der Verlebendigung, angesprochen. Doch nicht ohne Grund wird auf die Möglichkeit der Verselbständigung dieser Techniken und der durch sie suggerierten Präsenz hingewiesen, in der die Affekte und die *phantasi*, also die Vorstellungskraft, im Adressaten die Oberhand gewinnen. Die Steigerung der Verlebendigung beeindruckt diese so sehr, »dass sie das Dargestellte selbst zu erleben glauben«<sup>43</sup>, doch besteht wiederum die Gefahr, dass in der Übersteigerung an die Stelle der Erfassung des Gegenstands die Überwältigung tritt. Die *evidentia* schlägt also wie die *admiratio* schnell und schwer kontrollierbar von der Klarheit und Prägnanz in die Übermacht des Eindrucks um.

Vordergründig scheint de Léry genau dieses Risiko einzugehen, wenn er die *evidentia* zu einer der zentralen Figuren seines Schreibens macht – und dies umso mehr, als seine Gegenstände Menschen, Flora und Fauna der Neuen Welt sind. Tatsächlich aber besteht de Lérys pädagogische Poetik in der systematischen Dissoziation von *admiratio* und *evidentia*, um letztere umso effizienter in den Dienst von Glaubwürdigkeit und geläuterter, aufgewerteter Neugierde<sup>44</sup> stellen zu können. Was kommuniziert werden soll, ist dezidiert nicht das Staunen, ist nicht das affektgeladene, sondern das verständige Sehen. Der *evidentia* wird das Pathos ausgetrieben. An die Stelle der Überwältigung tritt die Argumentation. Dies geschieht durch die Einübung des Lesers in die Begegnung mit dem Neuen: Gesehenes wird ihm zwar ausführlich veranschaulicht, sein Nacherleben aber aufgeschoben.

Deutlich wird diese Strategie in Kapitel VIII, wo de Léry in detaillierter Ekphrasis den Lesern die äußere Gestalt der Wilden lebhaft vor Augen stellt. Seiner Beschreibung stellt er einer Reihe von Negationen voran, mit denen er gängige Ansichten korrigiert, die zu dieser Zeit über die Bewohner der Neuen Welt kursieren:

An erster Stelle also [*en premier lieu donc*] (um, beim Hauptsächlichen beginnend, nach der Ordnung vorzugehen), da die Wilden Amerikas, die auf dem Gebiet Brasiliens wohnen, weder größer noch dicker oder kleiner an Statur als wir in Europa, in unseren Augen [*à nostre regard*]

Michael Cuntz

324

keine ungeheuren noch wunderbaren [*monstrueux ni prodigieux*] Körper haben [...].<sup>45</sup>

Zur Ent-Täuschung der Leser wird ausgeschlossen, was Anlass zum Staunen hätte geben können. Stattdessen erscheint die äußere Gestalt der Tupinamba als idealisierte Variante europäischer Anatomie. Dabei ist der Stich, den de Léry einfügt – es ist der erste der Serie – besonders aufschlussreich (vgl. Abb. 2). Für die Darstellung des nackten Mannes nimmt der Kupferstecher antike Vorbilder auf, bei Mutter und Kind tilgt das Zitat von Mariendarstellungen jede frappierende Differenz. Derart desillusioniert ist der Leser nun aufnahmefähig für den Nachvollzug einer ausführlichen, vielleicht gar dichten Beschreibung,<sup>46</sup> die gerade nicht die übergroße Verlebendigung, also ein Übermaß an *enérgeia* generiert, sondern als Gegengewicht dazu die *enárgeia*, den Detailreichtum, für eine streng analytische *hypotyposis* nutzt. Immer der Reihe nach – wodurch das Hereinbrechen einer Überfülle von Details auf den Leser vermieden wird<sup>47</sup> – beschreibt de Léry den nackten<sup>48</sup> Körper der Tupinamba zunächst von den Haaren bis zu den Beinen, um ihn anschließend, wieder ganz geordnet und vollständig, durch die Schilderung verschiedener Formen des Schmucks und der Körperbemalung zu ergänzen, wobei die konkreten Anlässe und Situationen ihres Gebrauchs nur kurz erwähnt werden. Auch hier erfolgt die Dosierung der Eindrücke durch den Aufschub: Gerade die schockierendsten Handlungen der Tupinamba, ihre grausamen Kriegszüge und der kannibalistische Ritus der Gefangenenverspeisung, werden so antizipiert, ohne vor Augen gestellt zu werden. Wenn später die Sprache darauf kommt, trifft dies die Leser nicht mehr unvorbereitet.

Aber de Léry tut noch mehr zur behutsamen Heranführung des Lesers an den unbekanntem Kontinent. Hatte er in den vorangehenden Kapiteln seinen Aufenthalt in der Kolonie Villegagnons beschrieben, so hatte er den Schauplatz direkt mitgeliefert, so dass der Leser sich diesen tatsächlich vorstellen und verlebendigen konnte. Was aber geschieht nun, da sich de Léry den Tupinamba zuwendet, »bevor ich mich wieder einschiffe, um nach Frankreich zurückzukehren«?<sup>49</sup> Mit dieser Wendung setzt das Spiel der Inversionen bereits ein: Obwohl er am Anfang seiner Beschreibung steht, spricht de Léry von seiner Abreise. Im geradezu fiktionsironischen Präsens lässt er Erzählakt und Erzählzeit mit der erzählten Zeit koinzidieren. Dies aber ist gerade kein Mittel zur Annäherung,<sup>50</sup> sondern ein Mittel der Distanznahme. De Léry suspendiert Raum und Zeit. Es ist nicht der Gegenstand, die Welt der Tupinamba, der per se zeitlos ist, es sind die Vermittlung und ihre Instanz, die sich außerhalb des raumzeitlichen



Abb. 2: Tupinamba-Familie,  
2. Auflage der *Histoire*, Genève 1580.

Kontinuums situieren, um einen für den Leser sicheren Ort zu schaffen, einen Ort draußen, an dem er für das Überschreiten der Grenze zur Welt der Tupinamba geschult werden kann. Deshalb verdient der vermeintlich evidente Einsatz des obigen Zitates, »en premier lieu«, unsere Aufmerksamkeit. Denn dieser »erste Ort« ist kein erster raumzeitlicher Punkt, der eine Situation des Zusammentreffens markieren würde, die der Leser durchleben könnte. So hat es auch nichts mit der mangelnden Qualität des Kupferstichs zu tun, dass dieser keinen Hintergrund zeigt: Er folgt vielmehr treu dem Text, in dem die konkrete Szenerie absichtsvoll ausgespart bleibt. Die Topik der *dispositio* tritt an die Stelle einer topographischen Verortung. Hier ereignet sich tatsächlich eine De-Kontextualisierung, eine De-Territorialisierung der Beschriebenen. Dies geschieht nicht in einer Leerstelle des Textes und ist nicht Anlass einer modernistischen Emphase der Epiphanie. Vielmehr ist die Dekontextualisierung integraler Bestandteil der Strategie, mittels derer de Léry seinen Leser in die Lage versetzt, sich des

Michael Cuntz

326

Gegenstands zu bemächtigen. Diese Präferenz für das Ordnen, das peinlich darauf achtet, jedem Ding seinen Platz zuzuweisen,<sup>51</sup> läuft auf eine Vivisektion der erkundeten Welt hinaus. Nicht nur die Elemente der Alten Welt werden fragmentiert und in der Beschreibung der Neuen Welt in einer Grammatik der *varietas* neu zusammengesetzt,<sup>52</sup> auch die Fülle der brasilianischen Erfahrung wird aufgebrochen, um klassifikatorisch rearrangiert zu werden. Ein Indiz dieser Begeisterung für die Klassifikation ist das ausführliche Register des Buchs, das den direkten Zugriff auf die einzelnen thematischen Bausteine des Textes eröffnet. Eine Pointe dieses Vorgehens besteht darin, dass de Léry nicht nur inhaltlich die Nacktheit der Indianer zur Klammer seines Kapitels VIII nimmt und ihre angeblich sündige Verführungskraft dementiert, sondern dass er die Tupinamba, indem er sie zuerst behandelt, vor den Augen seiner Leser ihrer Umwelt entkleidet,<sup>53</sup> um sie so zu exponieren und ihrer Verführungskraft zu berauben.

Dieses Spiel mit Bausteinen soll der Leser dem Autor nachtun. So rekapituliert de Léry die Beschreibung der vier verschiedenen Arten der Tupinamba, ihren Körper zu schmücken, mit dem ausdrücklichen Appell an die Leser: »[W]enn an erster Stelle Ihr Euch nun einen Wilden vorstellen [*representer*] wollt, bildet Euch in Eurem Verstand [*entendement*] einen nackten Mann ein [*imaginez*]«. <sup>54</sup> Zur erfolgreichen Bewältigung der Materie soll die Vorstellung der Wilden manipuliert werden wie eine Gliederpuppe: »An dritter Stelle, sei es, dass er seine natürliche Hautfarbe behält, sei es, dass er bemalt oder befedert sei, bekleidet ihn mit seiner Garderobe, seinen Hauben und Armreifen«. <sup>55</sup> Die Details der Hypotyposis müssen so gut verstanden, ihre Bezeichnungen so vertraut sein, dass der Leser die Aktionen nachvollziehen kann. Insofern ist auch die Placierung der Abbildung von Belang. De Léry verweist erst auf sie, *nachdem* er dem Leser die Rekapitulation in seiner Vorstellung anempfohlen hat. Erst muss verstanden werden, was das Bild zeigt. Der ortlose Ort, der virtuelle Raum, in dem die Tupinamba als Darsteller auf einem Proszenium vorgeführt werden, dem Land vorgelagert, irgendwo zwischen Europa und Amerika – ist das *entendement*, die verständige Vorstellung des Lesers, eine mentale Bühne, auf der ein Exerzitium in mehreren Aufzügen abgehalten wird.

Der Prozess der sukzessiven Annäherung des Erzählers de Léry an die Tupinamba, der die Chronologie der Erlebnisse des Augenzeugen durcheinanderwirbelt, kann hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Bedeutsam ist, dass dieser Prozess mit der Schilderung der religiösen Zeremonie des Kapitels XVI nicht an seinem Schlusspunkt angelangt ist. Auch wenn die Zeremonie tatsächlich die Urszene des ethnologischen Diskurses sein mag, so ist sie nicht die Urszene von de Lérys Bericht. Denn de Léry hat bereits ein halbes Jahr Umgang mit den

Tupinamba gepflegt und sich an sie gewöhnt,<sup>56</sup> als er es wagt, diese Grenzerfahrung zu machen, die sich auch als Grenzüberschreitung inszeniert. Angehörige des Stammes aus vielen Dörfern haben sich versammelt, um unter der Leitung von Schamanen in einem der Rundhäuser ein stundenlanges Ritual aus Gesang und Tanz zu vollziehen, das vor allem der Erinnerung an die Vorväter dient und an dem nur die Männer teilnehmen, während Frauen und Kinder in getrennten Häusern ebenfalls rituelle Handlungen ausführen. Die Schamanen befehlen den Europäern, im Haus der Frauen zu verweilen, deren Verhalten de Léry einem europäischen Hexensabbat analog beschreibt.<sup>57</sup> An dem ihnen zugewiesenen Platz, angesichts der ekstatischen Frauen sind zum ersten Mal im Text die Europäer *esbahis*<sup>58</sup> und de Léry fürchtet um den guten Ausgang (aus) der Situation.<sup>59</sup> Prämiert wird wiederum die Aktivität: Aus dem Haus der Männer erklingt harmonischer Gesang und weckt de Lérys Neugier, was ihn, nachdem er eine Weile »en suspens« verharret, die ausdrückliche Exklusion durch die Schamanen missachten und in die Hütte der Männer vordringen lässt. Entscheidend aber ist, dass er auch hier auf der Hut bleibt und eine Distanz wahrt. Zwar betreten er und seine Begleiter die Hütte, in der die Männer tanzen – aber erst, nachdem er durch ein Loch in der Hüttenwand *von außen* die Lage sondiert und das Risiko kalkuliert hat.<sup>60</sup> Selbst dann bleiben die Franzosen ausdrücklich außerhalb der drei konzentrischen Kreise, welche die Tupinamba in ihrem Tanz gebildet haben, »uns ganz sacht in eine Ecke zurückziehend«.<sup>61</sup> Von dieser leicht marginalen Position aus – weder ganz drinnen noch draußen, zwischen dem Geschehen und dem Ausgang – beobachtet de Léry, affiziert, gar verzückt<sup>62</sup> von einem Klang, der vom Wort Gottes kündigt, doch ohne zu partizipieren oder selbst im Mittelpunkt zu stehen.

Interessant ist, was ausgeschlossen werden muss, um den ethnologischen Diskurs zu ermöglichen: der vollkommene Einschluss des Beobachters. Wer weiterliest, dem liefert de Lérys Buch mit, was zuvor geschah. Die Schlüssel-szenen des Texts drehen sich um den Begriff der *issue*. Immer wieder geht es um den besorgten Blick auf den guten Ausgang und das Entkommen. Ist vom Ausgang hier in zeitlicher Hinsicht die Rede, verweist doch die textuelle Kontinuität zum Öffnen des *pertuis* in der Hauswand auf die räumliche Bedeutung des Begriffs. Wem der Ausweg abgeschnitten ist, der ist in der Gewalt des Anderen. Insofern ist die Szene des ersten Eintretens in das Gebiet der Tupinamba in Kapitel XVIII die symmetrische Entsprechung zur Szene des Kapitels IV, in der die Margajas an Bord des Schiffs gelockt werden und somit schutzlos der Gewalt der Europäer ausgeliefert sind. Diese verschonen ihre Gefangenen, nachdem sie von ihnen Proviant erhalten haben, nur aus Kalkül. Sie befürchten, der Stamm könne an anderen französischen Seefahrern Rache nehmen.

Michael Cuntz

328

Neben dem Staunen soll auch die Angst gebannt werden. In einer vielzitierten Passage versichert de Léry seinen Lesern, dass er sich unter den Wilden wesentlich sicherer gefühlt habe als unter Europäern. Diese Behauptung beruht auf der Exklusion von List und Verrat, die den Europäern zugeschrieben werden und die der Renegat Villegagnon nach Brasilien importiert hat. Das vermeintliche Refugium seiner Kolonie wird für die aufrechten Calvinisten erst zur Strafkolonie, dann für einige zur Todesfalle. Die Treue der Tupinamba zu ihren Verbündeten, die sie gastfreundlich aufnehmen, sei hingegen unerschütterlich. Die Lektion des Kapitels XVIII für den Leser lautet also, dass die Angst inmitten der Tupinamba auf einem Missverständnis beruht. Damit spielen Text und Bild, wenn der Gastgeber ausgerechnet beim Anspitzen von Pfeilen gezeigt wird. Heraufbeschworen wird, was gebannt werden soll. Deswegen kann de Léry sein eigenes traumatisches Eintreten ins Territorium der Tupinamba in die eingangs behandelte idealtypische Begrüßungszeremonie hineinmontieren. Es zeigt *ex negativo*, was es zu vermeiden gilt. Staunen, das mit Angst, Lähmung und Umzingelung, also absolutem Kontrollverlust einhergeht:

[G]leichwohl unsere *Tupinamba* auf sehr menschliche Weise die ihnen befreundeten Fremden empfangen, die sie besuchen kommen, finden sich die Franzosen und Anderen von Diesseits [*par-deçà*, i.e. diesseits des Ozeans, M.C.], die ihre Sprache nicht verstehen, anfangs wunderbar erstaunt [*merveilleusement estonnez*] unter ihnen.<sup>63</sup>

Sofort beim Betreten des Dorfs stellt sich bei de Léry das Gefühl ein, urplötzlich umzingelt zu sein: »[D]a ich mich plötzlich von Wilden eingekreist sah«, die ihm Kleidungsstücke und Waffen entwenden – zum Spaß, wie sich herausstellt: »ein anderer mein Schwert und meinen Gürtel, den er um seinen ganz nackten Leib schnallte [...] da sie, sage ich, mich mit ihrem Geschrei betäubten, so dachte ich nicht allein alles verloren zu haben, sondern wusste auch nicht, wo(ran) ich war.«<sup>64</sup> De Léry verliert also nicht nur seinen Schutz, sondern auch Überblick und Orientierung. Nach zwischenzeitlicher Beruhigung setzt sich der Schrecken fort. Kurz vor seiner Ankunft war ein Gefangener geschlachtet worden, seine Leichenteile rösten auf dem Grill. De Léry wird nun in eine Hütte hineingeleitet, wo ihn sein Dolmetscher, »ohne mir ein einzig Wort zu sagen noch mich irgend zu unterrichten«,<sup>65</sup> anschließend der Nacht und sich selbst überlässt, umgeben von den Tupinamba. Einer von ihnen hält ihm schließlich einen gegrillten Menschenfuß hin. De Léry interpretiert dies nicht als Einladung zu einem speziellen Mahl, sondern als »signal et monstre«

des Schicksals, das ihn selbst erwarte. Die eigene Situation erscheint ihm ausweglos, *sans issue*:

[H]ätte ich eine Öffnung gesehen, um hinausgelangen und fliehen zu können, hätte ich nicht gezögert, es zu tun [*je ne m'y fusse pas feint*]. Doch da ich mich von allen Seiten von jenen belagert sah, deren Ansinnen ich nicht kannte, [...] so glaubte ich fest und erwartete, alsbald gegessen zu werden.<sup>66</sup>

Hier beobachtet nicht der exzentrische Beobachter von außen durch ein Loch das Spektakel, sondern der Eingeschlossene sucht nach einer Öffnung, um seinem Schicksal und den angsterfüllten Vorstellungen zu entfliehen, die ihn bis zum Morgen und der Aufklärung des Missverständnisses plagten. Das vermeintliche Gefängnis inmitten der Tupinamba wird zur *camera obscura* ebenso düsterer wie unkontrollierbarer Projektionen, »une doute en engendre une autre«,<sup>67</sup> die seiner *admiratio* entspringen. Bevor de Léry zum leicht distanzierten Beobachter der Anderen werden kann, wird er sich auf dem Schauplatz einer unverstehenden Vorstellung selbst Gegenstand seiner blühenden Schreckensvisionen. De Léry konfrontiert hier seine eigene, unvorbereitete Initiation mit jener anderen, sorgsam vorbereiteten, die er seinem Leser ermöglicht. Wo sein eigener, acht- und verantwortungsloser Führer und Dolmetscher ihn alleine Ungewissheit, Unverständnis und daraus resultierender Todesangst inmitten der Tupinamba ausgeliefert hatte, will de Léry seinem Leser ein vorbildlicher Führer sein, der ihn schließlich wohlbehalten ans Ziel der Reise führt: Die Ankunft bei den Tupinamba wird um des Lesers willen aufgeschoben. Dieser wird nur aufgefordert, sich an die Stelle des Reisenden in der Schreckensnacht zu versetzen,<sup>68</sup> um dann umso effektvoller als willkommener Gast in die ideale Begrüßungsszene hineinversetzt zu werden. Der Schauplatz ist nun kein virtueller Raum mehr, sondern eine konkrete Hütte der Tupinamba:

[D]er [...] greise Hausherr, der seinerseits, wie *Ihr* auf dem Bilde seht, sich damit beschäftigt, einen Pfeil oder etwas anderes herzustellen, wird sich eine Viertelstunde lang nicht anmerken lassen, dass er *Euch* gesehen hat [...] wenn er dann zu *Euch* tritt, wird er zunächst diese Redensart gebrauchen [...] wird *Euch* fragen, ob *Ihr* essen wollt: wenn *Ihr* ja antwortet, wird er *Euch* sogleich [Maniok-]Mehl, das sie an Brotes Statt essen, bereiten und bringen lassen.<sup>69</sup>

Michael Cuntz

330

Es gibt keinen Grund, zu erschrecken. Der Gast wird hereingebeten und bewirtet; problemlos kann er im Mittelpunkt stehen. Aber ist das Gespenst der Angst wirklich gebannt? Blickt der Europäer nur zwischen seinen Fingern hindurch, um sich spöttisch von der Zeremonie zu distanzieren? Oder versucht sein verstohlener Blick, die Situation zu kontrollieren? De Léry schildert danach eine weitere Situation mit ungewissem Ausgang. Er hat in einem Dorf der Tupinamba einen Puter getötet und will den Besitzer für das Tier bezahlen. Dieser aber ist erzürnt, weil der Vogel seinem verstorbenen Bruder gehört habe und bedroht de Léry mit dem Tode, der darüber *esbahi* ist.<sup>70</sup> Zwar stellt sich alles als angeblicher Scherz heraus. Die Erklärung, mit der de Léry seine Furcht beiseite schiebt, ruiniert aber gerade das Vertrauen:

Wie es hingegen der Ausgang zeigte: Da die Tupinamba wohl wissen, dass, bereits mit den Portugiesen verfeindet, wenn sie einen Franzosen getötet hätten, so unversöhnlich der Krieg zwischen ihnen erklärt worden wäre, dass sie auf immer um alle Waren gebracht worden wären, hatte mein Mann alles nur getan, um sein Spiel mit mir zu treiben.

In der Rationalisierung des Verhaltens der Indianer offenbart de Léry bei ihnen das gleiche Kalkül, die gleiche List, die die Europäer davon abhielt, die Margaja an Bord ihres Schiffs umzubringen. So bleibt die Position im Zentrum, die totale Inklusion des Gastes, prekär, denn im Zentrum der Kreise findet sich auch der gefesselte Gefangene wieder, der nach monatelanger Inklusion in die Gemeinschaft, die sogar die Verheiratung beinhaltet, der Inkorporation durch die Gemeinschaft geweiht ist. Wer sich in einer exzentrischen Position zwischen drinnen und draußen hält, kann nicht nur seinem neugierigen Blick alles einverleiben, sondern minimiert auch die Gefahr der eigenen Einverleibung.

#### 6.

Wenn de Lérys Text also vom Begehren nach einem abwesenden Körper spricht, geht es mindestens ebenso sehr darum, sich bedrohliche Körper vom Leib zu halten. Damit soll abschließend noch kurz die Frage nach Nostalgie und Präsenz angesprochen werden. Lestrignant hat nicht nur die Nostalgiethese seiner prominenten Vorgänger Lévi-Strauss und de Certeau aufgenommen, sondern darüber hinaus im Präsenzbegehren, das sich auch in de Lérys Einsatz der *evidentia* äußert, die Wiederkehr dessen sehen wollen, was der Calvinismus verdrängen muss, der ja bekanntlich die Realpräsenz Christi in der Eucharistie als

kannibalistischen Irrglauben und *horreur* verwirft.<sup>71</sup> Dies klingt nur solange einleuchtend, wie man nicht genauer nach dem Gebrauch der *evidentia* fragt. In der Tat ist die Voraussetzung für die Vermittlung von *evidentia* an den Leser, dass das Geschehene dem Autor selbst – als Zeugen – lebhaft vor Augen steht. Das Abwesende muss er sich zunächst selbst in *visio* oder *phantasi* präsent machen.<sup>72</sup> Bei aufmerksamer Lektüre der Passagen de Lérys, in denen er eine solche Präsenz konstatiert oder konstruiert, stellt man fest, dass sie das Gegenteil einer *mémoire involontaire*<sup>73</sup> benennen. Nirgends erscheint die Vergegenwärtigung als Resultat einer einmaligen Epiphanie, nirgends wird die Überwältigung des Autors durch das unkontrollierbare Eintreten der Erinnerung festgestellt. Ihre Möglichkeit verdankt sich keinem Wunder. Vielmehr erscheint die Vergegenwärtigung als de Léry vollständig verfügbare und nach Belieben wiederholbare, also als eine Technik des Gedächtnisses und Gedenkens, deren kontrollierten Gebrauch er in seinem Text in der pädagogischen Einführung des Lesers unter Beweis stellt. Eine solche Vergegenwärtigung steht aber nicht in Widerspruch zu Calvins Vorstellungen über Funktion und Wirkung der Eucharistiefeier. Diese ist ausdrücklich als – möglichst häufig zu wiederholende – Gedenkfeier an den Opfertod Christi zu verstehen. Dabei betont Calvin sogar, dass dieser den Reformierten deutlich vor Augen steht:

Und unsererseits leugnen wir nicht, dass uns die Opfergabe Jesu Christi darin dergestalt gezeigt und vergegenwärtigt wird, dass wir ihn gleichsam mit dem Auge an seinem Kreuz betrachten können, wie der Apostel unter den Galatern von Jesus Christus sagt, dass er gekreuzigt worden sei, als die Verkündigung seines Todes ihnen eröffnet wurde.<sup>74</sup>

Es ist also keineswegs die *evidentia* per se, die Calvin verdächtig ist. Man könnte sogar formulieren, dass für die Calvinisten den Katholiken die entscheidende Szene nicht deutlich genug vor Augen steht, *weil sie sie nicht verstehen*. Worauf es ankommt, ist das Bewusstsein der zeichenhaften Vermittlung wie der sinnhaften Durchdringung. Während die Katholiken eine Hostie angaffen, darin Christi Fleisch und Blut vermuten und eine wirkliche Re-Iteration des Opfers vornehmen, erinnern sich die Calvinisten an die tatsächliche und einmalige historische Szene. De Lérys Gebrauch der *evidentia* steht in Einklang mit diesem Konzept, denn es springen nicht Wiederauferstandene<sup>75</sup> aus Fleisch und Blut aus seinem Buch heraus – und dies wird auch nicht halluzinatorisch simuliert<sup>76</sup> –, vielmehr wird das Buch unter aktiver Teilnahme des Lesers zum Auslöser einer zeichenhaft vermittelten und sinnhaften Präsenz.<sup>77</sup>

Michael Cuntz

332

- 1 Zugrundegelegt wird der von Frank Lestrignant herausgegebene Text, der der zweiten Ausgabe des Textes von 1580 folgt: Jean de Léry: *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil* [1580], Paris 1994. Ich habe den französischen Text zum besseren Verständnis ins Deutsche übersetzt. Dort, wo der genaue Wortlaut für die Lektüre unverzichtbar ist, wird er in Klammern eingefügt.
- 2 Begriffe wie ›*sauvages*‹, ›Wilder‹ oder auch ›Neue Welt‹ werden in Übereinkunft mit dem Leser verwendet, dass es sich dabei um ethnozentrische Begriffe handelt, die de Léry als Europäer der Frühen Neuzeit gebraucht. Auch wenn ich auf einfache Anführungszeichen verzichte, bemühe ich mich, diese Perspektive nicht zu teilen.
- 3 Dass alle diese Abbildungen die Tupinamba zeigen, weist sie dabei als den zentralen Gegenstand nicht nur des Buches, sondern des Wunsches nach Veranschaulichung aus. Unergiebig ist der einzige Aufsatz, der sich mit den Abbildungen auseinandersetzt: Marie-Christine Gomez-Géraud: *Le détail et le décor. Description et illustration du Brésil chez Jean de Léry*, in: *Revue de Littératures Française et Comparée* 13 (1999), S. 43–47.
- 4 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 455. Auf die Funktion des »Euch« ist zurückzukommen.
- 5 Ebd.
- 6 Vgl. ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Was mit dem Begriff der Digression unzureichend beschrieben ist, vgl. Gisèle Mathieu-Castellani: *Rhétorique et poétique d'un genre didactique*, in: dies. (Hg.): *Jean de Léry: Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil. Actes de la journée d'étude sur Jean de Léry 6 novembre 1999*, Paris 1999, S. 99–118 (hier: S. 112 f.).
- 9 Vgl. Michel Jeanneret: *Léry et Thevet: comment parler d'un monde nouveau*, in: Frank Lestrignant/Marie-Christine Gomez-Géraud (Hg.): *D'encre de Brésil*, Orléans 1999, S. 109–126; Frank Lestrignant: *Le huguenot et le sauvage. L'Amérique et la controverse coloniale, en France, au temps des guerres de religion*, Genève 2004, S. 129–161; ders.: *Jean de Léry ou l'invention du sauvage. Essais sur »L'histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil«*, Paris 1999, S. 17; Olivia Rosenthal: *L'ordre des matières dans l'»Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil«*, in: Mathieu-Castellani: *Jean de Léry* (Anm. 8), S. 79–98. Zu rhetorischen Figuren der Stiftung und des Ausweises der Ordnung vgl. Mathieu-Castellani: *Rhétorique* (Anm. 8).
- 10 De Léry folgt in der Darstellung der Natur der neuen Welt nicht nur Plinius, sondern auch absteigend der mittelalterlichen Hierarchie der *animae*, von der *anima rationalis* über die *anima sensitiva* bis zur *anima vegetativa*; vgl. hierzu etwa Dante Alighieri: *Commedia*, hg. v. Emilio Pasquini u. Antonio Quaglio, Bd. 2, *Purgatorio*, Milano 1982, Canto XXV, Vv. 53–62.
- 11 Vgl. vor allem Lestrignant: *Jean de Léry* (Anm. 9), S. 37–50; ders.: *Le huguenot* (Anm. 9), S. 145–161.
- 12 Michel de Certeau: *L'oralité ou l'espace de l'autre*, in: ders.: *L'écriture de l'histoire* [1975], Paris 2002, S. 263.
- 13 Die so zeitlos allerdings nicht ist. Die in der Forschung breit diskutierte Vorstellung de Lérys von der Korruption der Tupinamba widerspricht der Behauptung, dass der Verlauf der Zeit keine Rolle spiele.
- 14 Vgl. Frank Lestrignant: *Ulysse, l'huître et le sauvage: Giovanni Battista Gelli et Jean de Léry*, in: *Rivista di letteratura moderna e comparate* 55/2 (2002), S. 117–128 (hier: S. 121).
- 15 Der Kannibalismus ist natürlich intensiv diskutiert; vgl. exemplarisch Frank Lestrignant: *Catholiques et cannibales. Le thème du cannibalisme dans le discours protestant au temps des guerres de religion*, in: Jean-Claude Margolin/Robert Sauzet (Hg.): *Pratiques et discours alimentaires à la Renaissance*, Paris 1982, S. 233–245.
- 16 Vgl. Frank Lestrignant: *L'Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil ou les Tristes tropiques* in: Mathieu-Castellani (Hg.): *Jean de Léry* (Anm. 8), S. 11–30 (hier: S. 12).
- 17 »Léry et Lévi-Strauss se rejoignent en définitive dans cette quête rétrospective d'une présence abolie«, ebd., S. 26; vgl. Claude Lévi-Strauss: *Sur Jean de Léry. Entretien* in: de Léry, *Histoire* (Anm. 1), S. 5–14.
- 18 De Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), S. 248.
- 19 Wobei die wesentliche Differenz natürlich nicht verschwiegen werden darf, die darin besteht, dass dies bei Lévi-Strauss affirmativ, bei de Certeau hingegen kritisch reflektierend geschieht.
- 20 Vgl. de Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), passim.

- 21 Diesen Unterschied merkt Lestrignant (L'histoire (Anm. 16), S. 28) an, ohne ihn allerdings weiter auszuführen. Zu Proust und de Léry auch de Certeau: L'oralité (Anm. 12), S. 272 f.
- 22 De Certeau: L'oralité (Anm. 12), S. 245.
- 23 Claude Lévi-Strauss: Tristes tropiques [1955], Paris 1984, S. 87.
- 24 Lévi-Strauss: Sur Jean de Léry (Anm. 17), S. 13.
- 25 »[L]a lecture de Léry m'aide à m'échapper de mon siècle«, ebd. Ein bemerkenswert offenes Bekenntnis zu einer exotistischen Projektion, die Gegenentwürfe zur eigenen Gesellschaft sucht. Dieses Begehren, wenn es denn charakteristisch für eine bestimmte Spielart der Ethnologie ist, ist jedenfalls auch weit älter als de Lérys Text und prägt etwa einen der größten Bestseller des Spätmittelalters, Jean de Mandevilles *Livre*.
- 26 Allerdings ist die Konkretisierung nicht in den *Tristes tropiques* zu finden, sondern in einem Interview, in dem er auf diese Formel angesprochen wird; vgl. Lévi-Strauss: Sur Jean de Léry (Anm. 17), S. 6 f. Zur *evidentia* bei de Léry vgl. auch Lestrignant: L'histoire d'un voyage (Anm. 16), S. 13 f.
- 27 »[A]voidance is transformed into approach«, Stephen Greenblatt: *Marvelous Possessions. The Wonders of the New World*, Oxford 1991, S. 16.
- 28 »[...] in order to approach more closely, to draw it into himself, to remember it in the very beating of his heart«; ebd., S. 17.
- 29 Ebd., S. 20.
- 30 Vgl. Renate Schlesier: Das Staunen ist der Anfang der Anthropologie, in: Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 47–59.
- 31 Vgl. auch Lorraine Daston/Katharine Park: *Wunder und die Ordnung der Natur 1150 – 1750*, Berlin 1998.
- 32 In der scholastischen Philosophie findet diese Auseinandersetzung sehr wohl statt; vgl. ebd. die Ausführungen von Park, S. 127–157, die selbst schon in merkwürdigem Widerspruch zur historischen Generalthese der Autorinnen stehen, wie sie auch in der Einleitung ihres Buchs klar formuliert wird; vgl. S. 13–23.
- 33 Greenblatt: *Marvelous* (Anm. 27), S. 22.
- 34 Zu diesem Begriff vgl. v. a. Lorraine Daston: Die kognitiven Leidenschaften: Staunen und Neugier im Europa der frühen Neuzeit, in: dies.: *Wunder, Tatsachen und Beweise. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt/M. 2001, S. 77–97.
- 35 Die bei Daston: Die kognitiven Leidenschaften (Anm. 34) und Daston/Park: *Wunder* (Anm. 31) in drei Schritten verläuft: Phase 1 (Mittelalter): Abwertung der Neugier als *concupiscentia*/Schätzung der *admiratio* als kognitives Instrument – Phase 2 (Renaissance): Verschiebung der Neugier in das Feld der Gier, gleichzeitig Aufwertung und Annäherung an die *admiratio* – Phase 3 (ab dem 17. Jh.): Rechtfertigung der Neugier, Abwertung der *admiratio* als blödes Staunen. Vgl. zur Neugier natürlich auch Hans Blumenberg: *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, Frankfurt/M. 1973.
- 36 Jean Nicot: *Thresor de la langue françoise tant ancienne que moderne* [1606] unter: [www.lib.uchicago.edu/efts/ARTFL/projects/dicos/TLF-NICOT/\(14.10.05\)](http://www.lib.uchicago.edu/efts/ARTFL/projects/dicos/TLF-NICOT/(14.10.05))
- 37 Vgl. Marginalie: »List der Wilden, unsere Gefangennahme zu ersinnen«, de Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 150.
- 38 Ebd., S. 148 f.
- 39 Ebd., S. 150.
- 40 Wie es der des Französischen Unkundige Jaúregui in seinem selbstgefälligen Aufsatz behauptet; vgl. Carlos A. Jaúregui: *Brasil especular: alianzas estratégicas y viajes estacionarios por el tiempo salvaje de la Canbalia*, in: ders./Dabove, Juan Pablo (Hg.): *Heterotropías: Narrativas de identidad y alteridad latinoamericana*, Pittsburgh 2003, S. 77–114 (hier: S. 91, vgl. auch S. 89–95).
- 41 Ansgar Kemmann: *Evidentia, Evidenz*, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 3, Tübingen 1996, Sp. 33–47 (hier: Sp. 40).
- 42 Ebd.
- 43 Ebd.
- 44 Was vielleicht noch nicht bemerkt wurde, ist die Aktivität der *curiositas*. Dastons Begriff der kognitiven Leidenschaft ist daher vielleicht etwas irreführend, denn anders als bei der *admiratio* scheint mir bei der

Michael Cuntz

334

- curiositas* die Initiative immer schon beim Neugierigen zu liegen, der sein Ziel sucht. Deswegen ist sie in der Frühen Neuzeit die Tugend des Reisenden, der sich schon deshalb den Bereisten weit überlegen wähnt.
- 45 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 210 f. Gerade hier, in der Widerlegung der Vorstellung einer monströs-riesenhaften Gestalt der Fremden ist die Nähe zum de Léry-Leser Rousseau sehr groß, der durch die Leidenschaft des Schreckens in der ersten Begegnung die Ursache dafür sieht, dass die erste Sprache aus Tropen bestand, die erst nach rationaler Prüfung als uneigentlich, als metaphorisch erkennbar wurden: vgl. Jean-Jacques Rousseau: *Essai sur l'origine des langues* [1781], Paris 1990, S. 68 f.
- 46 Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: ders.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/M. 1987, S. 7–43. Kalkulierte Ausführlichkeit und distanzierter Blick sind vielleicht wirklich Vorbild für die ethnologische Schreibweise.
- 47 Nicht umsonst ist die *evidentia* bei Heinrich Lausberg (*Elemente der literarischen Rhetorik*, Ismaning 1990, S. 117 f.) als Figur der detaillierten Häufung eingeordnet. Der potentiellen Überwältigung durch die Fülle sucht de Léry entgegenzuwirken.
- 48 Diese Nacktheit aber wird nicht vor Augen gestellt, sondern durch eine Diskussion des Themas (bei gleichzeitiger *refutatio* der angeblichen Behaartheit der Indianer) wiederum entschärft.
- 49 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 210.
- 50 Wie es auch Rosenthal: *L'ordre* (Anm. 9) suggeriert; vgl. S. 82.
- 51 Von einer Obsession der Ordnung spricht auch Rosenthal; vgl. ebd., S. 80.
- 52 Vgl. hierzu Jean Tinguely: *Jean de Léry et les vestiges de la pensée analogique*, in: Lestrignant/Gomez-Géraud (Hg.): *D'encre* (Anm. 9), S. 127–146, und de Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), S. 257–268.
- 53 Insofern konterkariert dieses Vorgehen die nominelle Placierung der Tupinamba am Gipfel der Hierarchie und die Konstruktion einer Welt nach menschlichem Maßstab, wie Rosenthal (*L'ordre* (Anm. 9), S. 85) schreibt. Ginge es um die Hierarchie, wäre das Vorgehen von unten nach oben, zum Menschen hin und auf den Menschen zu, plausibler. Tatsächlich geht es um die Konstruktion dieser Welt auf den europäischen und genauer auf den calvinistischen Menschen hin, während die Tupinamba in dieser Hervorholung tatsächlich expatriert und enteignet werden.
- 54 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 226.
- 55 Ebd., S. 227 f.
- 56 Vgl. ebd., S. 399.
- 57 Exemplarisch vgl. de Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), S. 276 ff.
- 58 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 397.
- 59 Vgl. ebd.
- 60 Dieser Aspekt ist ebenso wichtig wie der von de Certeau festgestellte Voyeurismus; vgl. de Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), S. 272 ff. Die Analogie zur Schlüsselszene in *Sodome et Gomorrhe* hinkt, weil sie die Gefahr ignoriert, um die es bei de Léry immer geht.
- 61 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 401.
- 62 In der Tat gibt es das *ravissement* bei de Léry. Es ist aber äußerst selten und lässt sich m.E., anders als immer wieder behauptet (vgl. Greenblatt: *Marvelous* (Anm. 27) S. 17; de Certeau: *L'oralité* (Anm. 12), S. 273), nicht von den konkreten Inhalten trennen, an die es geknüpft ist, auch wenn diese in der narrativen Aufbereitung dem erlebenden Subjekt (angeblich) erst nachträglich bekannt werden: Immer handelt es sich um die Präsenz Gottes, also des Eigensten des Eigenen in der vermeintlich völlig fremden Welt, mithin um die Botschaft, die in dieser ›Neuen Welt‹ auf die Dechiffrierung durch den Calvinisten als ihren wahren Empfänger gewartet hat.
- 63 De Léry: *Histoire* (Anm. 1), S. 449.
- 64 Ebd., S. 450.
- 65 Ebd., S. 452.
- 66 Ebd., S. 452 f.
- 67 Ebd., S. 452.
- 68 »Je laisse à penser à ceux qui comprendront bien ce que je di, et qui se mettront en ma place, si elle me sembla longue«, ebd., S. 453.

- 69 Ebd., S. 455 f. (Hervorhebungen M.C.)
- 70 Ebd., S. 466.
- 71 Ebd., S. 466 f.
- 72 Lestrignant: Jean de Léry (Anm. 9), S. 194–199, bes. S. 198.
- 73 Vgl. auch Lausberg: Elemente (Anm. 47), S. 118.
- 74 Die Unterschiede zu Proust können hier wirklich nur angedeutet werden.
- 75 Jean Calvin: Institution de la religion chrestienne, hg. v. Jacques Pannier, Bd. 4, Paris 1939, S. 65. Calvin bezieht sich auf 3 Gal. 1: »Ich habe euch doch Jesus Christus, den Gekreuzigten, in aller Deutlichkeit vor Augen gestellt.«
- 76 Von der »résurrection« in de Lérys Schreiben spricht Lestrignant: L'histoire d'un voyage (Anm. 16), S. 25.
- 77 Zur angeblichen kollektiven »hallucination« von Autor und Leser vgl. ebd., S. 14.
- 78 So liefert de Léry einen frühen Kommentar zu Hans-Ulrich Gumbrecht: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt/M. 2004, etwa S. 147: »Aber für unseren Wunsch nach Präsenz wird es [...] am ergiebigsten sein, wenn wir einen Augenblick innezuhalten versuchen, ehe wir Sinn zuschreiben«. Die *Histoire* zeigt, dass in Texten der Wunsch nach Präsenz nicht diesseits des Sinns liegen muss und Präsenz ohne Sinn nicht von allen als Verheißung betrachtet wird.

## AUTORENANGABEN

**Jörn Ahrens** ist Feodor Lynen Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung und Visiting Scholar am Center for Comparative Media Studies des MIT/USA. Arbeitsschwerpunkte: Genealogie der Moderne, Historische Anthropologie, Fragen der Biowissenschaften, der Arbeit, des Todes, der Gewalt, des Films und des Mythos. Letzte Veröffentlichungen: *Ödipus. Politik des Schicksals* (2004); *Mensch oder Embryo? Die gesellschaftliche Unbestimmtheit frühembryonaler Lebensformen*, in: *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften* (2005); *Freedom and Sovereignty. A Fatal Relationship Outlined with Jean-Luc Nancy and Marquis de Sade*, in: *Law & Critique. Journal for Critical and Postmodernist Legal Studies* (2005).

**Friedrich Balke** ist Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation, Köln, und vertritt zurzeit die Professur »Theorie und Geschichte künstlicher Welten« an der Bauhaus-Universität Weimar. Arbeitsschwerpunkte: Grenzgebiete zwischen politischer Theorie, Literatur und Medien. Letzte Veröffentlichungen: *Gilles Deleuze* (1998); *Wie man einen König tötet oder: Majesty in Misery*, in: *DVjs* 75 (2001); *From a biopolitical point of view: Nietzsche's Philosophy of Crime*, in: *Cardozo Law Review* (2002); Hg. mit Volker Roloff: *Erotische Recherchen. Marcel Prousts Decodierung der Intimität* (2003); *Rhetorik nach ihrem Ende. Das Beispiel Adam Müllers*, in: *Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik. Figuration und Performanz. DFG-Symposium 2002* (2004).

**Joanna Barck** ist Kunsthistorikerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Arbeitsschwerpunkte: Bildfragen in Kunst und Film (Gesichter im Film, Malerei und Film), philosophische Ästhetik und Phänomenologie. Letzte Veröffentlichungen: Hg. mit Wolfgang Beilenhoff: *Das Gesicht im Film I u. II* (montage/av 2004/2005); *Im Blick des Porträts. Von den »Zurichtungen« des Gesichts im Film*, in: *Petra Löffler/Leander Scholz (Hg.): Das Gesicht ist eine starke Organisation* (2004); mit Petra Löffler: *Gesichter des Films* (2005); *Hin zum Film – Zurück zu den Bildern. Über Lebende Bilder bei Antamoro, Korda, Visconti und Pasolini* (2006, in Vorbereitung).

**Michael Cuntz** ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Arbeitsschwerpunkte: Romanische Literatur- und Medienwissenschaft mit den historischen Schwerpunkten Mittelalter und Frühe Neuzeit sowie 20./21. Jahrhundert. Letzte Veröffentlichungen: *Der göttliche Autor. Zu Apologie, Prophetie und Simulation in Texten Pascals* (2004); *Star*, in: *Joanna Barck/Petra Löffler (Hg.): Gesichter des Films* (2005); mit Jan Söffner: *Einige Betrachtungen zur Poetik der mittelalterlichen Personifikation*, in: *Rita Franceschini u.a. (Hg.): Retorica – Akten des Italianistentags 2004* (2005); *Making up seamless continuities – the levelling of boundaries as a promise and as a threat in Georges Perec and Michel Houellebecq*, in: *Ilka Becker/Elke Gaugele (Hg.): Compositing Gender* (in Vorbereitung); als Übersetzer: *Jacques Aumont: Der porträtierte Mensch*, in: *montage/av* (2004).

**Jürgen Fohrmann** ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Medientheorie, Wissenschaftsgeschichte, Literatur- und Kulturgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. Letzte Veröffentlichungen: Hg. mit Jürgen Brokoff: *Politische Theologie. Formen und Funktionen im 20. Jahrhundert* (2003); Hg. mit Helmut J. Schneider: *1848 und das Versprechen der Moderne* (2003);

Hg. mit Erhard Schüttpelz: Die Kommunikation der Medien (2004); Hg.: Rhetorik. Figuration und Performanz (2004); Hg.: Gelehrte Kommunikation. Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert (2005).

**Tal Golan** ist Associated Professor am History Department der University of California, San Diego. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte, Beziehungen zwischen Naturwissenschaften und Rechtswesen. Letzte Publikation: *Laws of Man and Laws of Nature: The History of Scientific Expert Testimony in England and America* (2004).

**Ludwig Jäger** ist Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Philologie an der RWTH Aachen und Geschäftsführender Direktor des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation der Universitäten Aachen, Bochum, Bonn und Köln. Arbeitsschwerpunkte: Medientheorie, Semiologie, Fachgeschichte. Letzte Veröffentlichungen: *Die Verfahren der Medien: Transkribieren – Adressieren – Lokalisieren*, in: Jürgen Fohrmann/Erhard Schüttpelz (Hg.): *Die Kommunikation der Medien* (2003); *Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen*. In: Sybille Krämer (Hg.): *Performativität und Medialität* (2004); mit Gisela Fehrmann: *Sprachbewegung und Raumerinnerung. Zur topographischen Medialität der Gebärdensprachen*, in: Christina Lechtermann/Carsten Morsch/Horst Wenzel (Hg.): *Kunst der Bewegung. Kinästhetische Wahrnehmung und Probehandeln in virtuellen Welten* (2004); Hg. mit Erika Linz: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition* (2004).

**Matthias Jarke** ist Inhaber des Lehrstuhls für Informatik V (Informationssysteme) an der RWTH Aachen und Leiter des Fraunhofer-Instituts für Angewandte Informationstechnik FIT in Sankt Augustin. Arbeitsschwerpunkt: Metadatenmanagement als Grundlage einer Unterstützung kooperativer Prozesse in Unternehmen, Ingenieurwissenschaften und Kultur. Kürzlich erschien die zweite Auflage seines Buches: *Fundamentals of Data Warehouses*, das auch ins Polnische übersetzt wurde.

**Felix Keller** ist Oberassistent am Soziologischen Institut der Universität Zürich, zurzeit correspondant étranger des Centre de Sociologie Européenne an der École des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS), Paris, und Mitglied der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Arbeitsschwerpunkte: Wissenssoziologische und -geschichtliche Untersuchungen gesellschaftlicher Repräsentationen in Wissenschafts- und Populärkulturen. Letzte Veröffentlichungen: *Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen* (2001); *Soziologie und Utopie. ›Auguste Comte‹ als Chiffre einer Unmöglichkeit*, in: Karsten Klingemann u.a. (Hg.): *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/1998* (2001); *Ikonen der Moderne. Diagramme und die Ästhetik der Sichtbarkeit*, in: Walter Grond/Beat Mazenauer (Hg.): *Das Wahre, Falsche, Schöne. Reality-Show* (2005).

**Ralf Klamma** leitet die Forschungsgruppe Metadaten in Community-Informationssystemen am Lehrstuhl für Informatik V, Prof. Dr. Matthias Jarke, RWTH Aachen. Neben der Projektleitung im Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln, ist er lokaler Koordinator des Europäischen Network of Excellence PROLEARN. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Praxis von Informationssystemen für vernetzte Communities und elektronisch unterstütztes kooperatives Lernen. Sein Habilitationsprojekt beschäftigt sich mit den Auswirkungen medialer Umbrüche auf die Organisation von Wissen.

**Sirka Laass** ist Stipendiatin der Graduiertenförderung an der Universität zu Köln. Dort arbeitet sie an einer Dissertation zum Thema: *›Fotografische (Über-)Schreibungen‹*. Zur intermedialen

## Autorenangaben

338

Verfasstheit des Dokumentarischen in James Agees und Walker Evans' Let Us Now Praise Famous Men, die am Institut für Anglistik/Amerikanistik entsteht.

**Helmut Lethen** ist emeritierter Professor am Institut für Germanistik an der Universität Rostock. Arbeitsschwerpunkte: Konzepte der Historischen Avantgarden 1910–1930; Verhaltenslehren des 20. Jahrhunderts und die Tradition der europäischen Moralistik; Literatur, Anthropologie und Biologie in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Letzte Veröffentlichungen: Verhaltenslehren der Kälte (1994); Hg. mit Wolfgang Essbach und Joachim Fischer: Plessners »Grenzen der Gemeinschaft«. Eine Debatte (2002); Nervosität und Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts oder wie Herzflattern und Reizbarkeit in den Text der Kultur gerieten, in: Anna Blume (Hg.): Zur Phänomenologie der ästhetischen Erfahrung (2005); Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit (2006).

**Petra Löffler** ist Medien- und Kulturwissenschaftlerin und war von 1999 bis 2004 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Seit 2005 arbeitet sie am Institut für Medien-, Informations- und Kulturwissenschaft der Universität Regensburg. Arbeitsschwerpunkte: Theoriegeschichte des Dokuments, Mediengeschichte. Letzte Veröffentlichungen: Hg. mit Albert Kümmerl: Medientheorie 1888–1933. Texte und Kommentare (2002); Affektbilder. Eine Mediengeschichte der Mimik (2004); Hg. mit Leander Scholz: Das Gesicht ist eine starke Organisation (2004); Hg. mit Joanna Barck: Gesichter des Films (2005).

**Bill Nichols** ist Professor am Cinema Department der San Francisco State University und Leiter des Graduiertenprogramms für Cinema Studies. Arbeitsschwerpunkte: Dokumentarfilm, ethnographischer Film sowie das Verhältnis von rhetorischem Diskurs und gesellschaftlicher Repräsentation. Letzte Veröffentlichungen: die erste umfassende theoretische Untersuchung zum Dokumentarfilm: Representing Reality. Issues and concepts of the documentary (1991); Blurred Boundaries: Questions of Meaning in Contemporary Culture (1994); Introduction to Documentary (2001); Hg.: Maya Deren and the American Avant-Garde (2001).

**Barbara Nitsche** ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Forschungsschwerpunkte: Text-Bild-Relationen in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters, Wissenschaftsgeschichte der Mediävistik, Zeit im höfischen Roman. Letzte Veröffentlichungen: Konzeptionen mehrfacher Autorschaft in altfranzösischen und mittelhochdeutschen illuminierten *Trojaroman*-Handschriften, in: Gerald Kapfhammer/Wolf-Dietrich Löhr/Barbara Nitsche (Hg.): Autorbilder. Zur Medialität literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit (2006, im Druck); mit Marion Wagner: Narrativierung des Autors. Autorfigurationen in illuminierten Handschriften und Drucken des *Buchs der Beispiele* Antons von Pforr, in: ebd.; Die Signifikanz der Zeit im höfischen Roman. Kulturanthropologische Zugänge zur mittelalterlichen Literatur (2006, im Druck).

**Isabell Otto** ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Sie arbeitet an einem Dissertationsprojekt mit dem Titel: Aggressive Medien. Zur diskursiven Regulation von Mediengewalt. Arbeitsschwerpunkte: Mediendiskurse, Diskursgeschichte der Publikums- und Wirkungsforschung. Letzte Veröffentlichungen: Hg. mit Irmela Schneider u. Christina Bartz: Medienkultur der 70er Jahre (2004); Hören oder Zuschauen. Wirkungsforschung und die Disziplinierung der Sinne, in: Christian Filk/Michael Lommel/Mike Sandbothe (Hg.): Media Synaesthetics. Konturen einer physiologischen Medienästhetik (2004); Informationen aus der anderen Welt. Deutsch/deut-

sche Selbstbeschreibungen im Diskurs der Kybernetik, in: Jens Ruchatz (Hg.): Mediendiskurse deutsch/deutsch (2005).

**Gabriele Schabacher** ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Arbeitsschwerpunkte: Autobiographieforschung, Literatur- und Medientheorie, Strukturelle Psychoanalyse. Letzte Veröffentlichungen: Hg. mit Stefan Andriopoulos u. Eckhard Schumacher: Die Adresse des Mediums; »Das Auge voll Gefräßigkeit«. Zum Verhältnis von Photographie und Voyeurismus, in: Lydia Hartl u.a. (Hg.): Die Ästhetik des Voyeur. L'Esthétique du voyeur (2003); Tele-Demokratie. Der Widerstreit von Pluralismus und Partizipation im medien-politischen Diskurs der 70er Jahre, in: Irmela Schneider/Christina Bartz/Isabell Otto (Hg.): Medienkultur der 70er Jahre (2004); Topik der Referenz. Autobiographie, die Funktion ›Gattung‹ und die Autobiographie-Theorie Roland Barthes' (2006, im Druck).

**Irmela Schneider** ist Professorin am Institut für Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft sowie stellvertretende Geschäftsführende Direktorin und Teilprojektleiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Arbeitsschwerpunkte: Medientheorie und Mediengeschichte. Letzte Buch-Veröffentlichungen: Hg. mit Peter Spangenberg: Medienkultur der 50er Jahre (2002); Hg. mit Claudia Liebrand: Medien in Medien (2002); Hg. mit Christina Bartz u. Torsten Hahn: Medienkultur der 60er Jahre (2003); Hg. mit Christina Bartz u. Isabell Otto: Medienkultur der 70er Jahre (2004).

**Leander Scholz** ist Schriftsteller und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Arbeitsschwerpunkte: Medientheorie und Politische Philosophie. Letzte Veröffentlichungen: Das Archiv der Klugheit. Strategien des Wissens um 1700 (2002); Hg. mit Petra Löffler: Das Gesicht ist eine starke Organisation (2004); Hg. mit Albert Kümmel u. Eckhard Schumacher: Einführung in die Geschichte der Medien (2004); Fünfzehn falsche Sekunden (Roman, 2005); Narziß, Luhmann und das Spiegelstadium, in: Rolf Nohr (Hg.): Evidenz – »... das sieht man doch!« (2005); »Heiliger Sokrates, bitte für uns!« – Simulation und Buchdruck, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): Gelehrte Kommunikation. Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert (2005).

**Marc Spaniol** ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Informatik V (Informationssysteme) der RWTH Aachen und am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation, Köln. Im Rahmen seiner Dissertation beschäftigt er sich mit »Kooperationsunterstützenden Multimedia Informationssystemen für kulturwissenschaftliche Communities«. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Multimedia Metadatenstandards, Cross-Media Analyse und E-learning.

**Barbara Ventarola** bearbeitet derzeit ein Forschungsprojekt zur Mythenverwendung im französischen und spanischsprachigen Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie promovierte 2002/2003 an der Universität zu Köln mit einer Arbeit über die Figuration der Zeit in Francesco Petrarca's Canzoniere. Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Kulturtheorie; Literarische Anthropologie und Antikenrezeption in Mittelalter und Früher Neuzeit; Wissenskulturen des 17. Jahrhunderts; Narrativik der Moderne und der Postmoderne. Letzte Veröffentlichungen: Kairos und Seelenheil. Textspiele der Entzeitlichung in Francesco Petrarca's Canzoniere (2006, im Druck); Eisvogel und Blütenregen – Zur mythischen Visualisierung von Autorschaft in D'Annunzio's Gedichtsammlung Alcyone (in Vorbereitung); Irrwege des Narrativen? Die Rezeption der Leibnizischen Universaltopographie des Wissens in den Erzählwerken von Jorge Luis Borges und Carlo Emilio Gadda (in Vorbereitung).

## ABBILDUNGSNACHWEISE

### BARBARA NITSCHKE: AUGENZEUGENSCHAFT ALS AUTHENTISIERUNGSSTRATEGIE

- Abb. 1/2/3: © Biblioteca Apostolica Vaticana (Vatican) – *Seiten 110, 111, 113*  
Abb. 4: Cliché Bibliothèque nationale de France, Paris – *Seite 114*

### JONANNA BARCK: FRAGILE EVIDENZKÖRPER UND WIRKSAME GEMÄLDE

- Abb. 1/3/5/7: Free Web Gallery of Art, unter: <http://www.wga.hu>  
(10.05.2005) – *Seiten 179, 182, 188, 189*  
Abb. 2/4/6/8: Standbild aus THE PRIVATE LIFE OF HENRY VIII, auf der DVD  
»CLASSIC AWARD WINNING MOVIES«,  
American Home Treasures – *Seiten 180, 183, 188, 189*

### FELIX KELLER: DIE EVIDENZ DER GESELLSCHAFT

- Abb. 1/2: Fotografien aus: Fran W. Blackmar: The Smoky Pilgrims,  
in: American Journal of Sociology 2/4 (1897), S. 485–500 – *Seite 205*  
Abb. 3/4: Darstellungen aus: William Foote Whyte: Corner Boys.  
A Study of Clique Behavior, in: American Journal of Sociology  
46/5 (1941), S. 647–664 – *Seite 206*  
Abb. 5/6: Grafik (Abb. 5) und Tabelle (Abb. 6)  
aus: J. Craig Jenkins/David Jacobs/Jon Agnone: Political Opportunities  
and African-American Protest, 1948–1997, in: American Journal  
of Sociology 108/2 (2003), S. 277–303 – *Seite 215*

### MARC SPANIOL/RALF KLAMMA/MATTHIAS JARKE: SELBSTBEOBACHTUNGSWERKZEUGE

- Abb. 1: Reflexive Konzeption der ATLAS-Systemarchitektur – *Seite 244*  
Abb. 2: Cross-mediale soziale Netzwerkanalyse mittels MAVIS – *Seite 249*

### BARBARA VENTAROLA: DIE ABKÜRZUNG AUF UMWEGEN

- Abb.: Emanuele Tesauro: Il cannocchiale aristotelico,  
hg. unter der Leitung von Giovanni Menardi,  
[Faksimile der 5. Auflage von 1670], Savigliano 2000. – *Seite 267*

### MICHAEL CUNTZ: DAS GEBANNTÉ STAUNEN

- Abb. 1/2: Jean de Léry: Histoire d'un voyage faite en la terre du Brésil  
autrement dite Amérique, Genève 1580 – *Seiten 314, 325*